This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

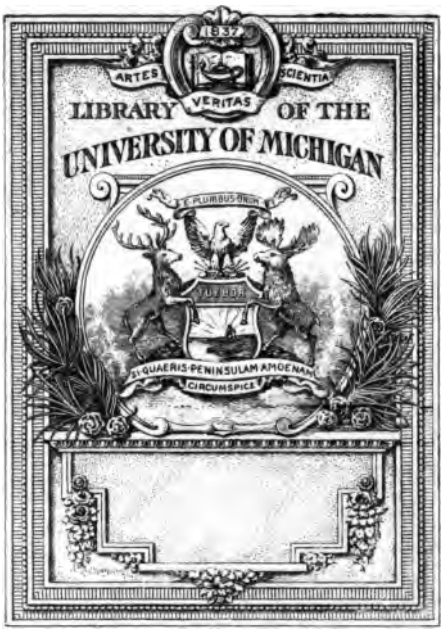
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3m Var. 12359 v



Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dreizehnter Band.

Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Enſe.

Tagebücher

von

K. A. Varnhagen von Enſe.

Dreizehnter Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1870.

Das Recht der Ueberſetzung ins Engliſche, Franzöſiſche und andere fremde Sprachen iſt vorbehalten.

Donnerstag, den 1. Mai 1856, Himmelfahrt.

„Schiller's Eintritt in Weimar. Abhandlung von Dr. Kuhlmey. Berlin, 1855." 4. — Schulprogramm zur Prüfung der Zöglinge des Kölnischen Real-Gymnasiums. Fleißige Zusammenstellung und gutes Urtheil. Die leidige Zitatenwirthschaft erschwert das Lesen, und da sie bei den herkömmlichen Forderungen sich noch nicht abwerfen läßt, so bestreb' ich mich ganz von ihr abzusehen und nur den Text in Einem Zuge durchzulesen. Da jedoch unter die Zitate manche Bemerkung, die nicht zu missen ist, sich einschleicht, so überblicke ich diesen Kleinkram im voraus. Das unaufhörliche Hinabsehen aus dem Text in die Noten ist unerträglich. –

Freitag, den 2. Mai 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Vor dem Brandenburger Thor im Atelier des Mahlers Schrader, sein Gemählde Ahasverus und Esther gesehen, das uns Bettina von Arnim sehr empfohlen hatte; die einzelnen Gestalten schön und ausdrucksvoll, das Ganze zu sehr verpackt. Herrn Dr. Schasler gesprochen. Dann in Cornelius' Zimmern die Farbenskizze seines jüngsten Gerichts besehen; der Mahler Hensel und Kupferstecher Eichens waren noch mit der Aufstellung beschäftigt. Das Gemählde ist für den neuen noch ungebauten Dom bestimmt, und soll 90 Fuß hoch werden. Wie von Cornelius zu erwarten war, sind viele Schönheiten und Kühnheiten zu

150453

bewundern, aber der Christus ist steif und nichtssagend, der Sinn des Ganzen abgeschmackt und anstößig! Unten knieen König und Königin, er im Hermelinmantel, sie mit der Krone auf dem Haupt, und beten, hinter ihnen die nächsten Mitglieder der Familie; die Uniformen sind unter den Mänteln sichtbar! In der Gruppe der Heiligen sind auch Gregor der Siebente und der Stifter des Jesuitenordens Ignatius! Paßt das für einen protestantischen Dom? Nun, der Dom wird nicht ausgeführt, und das Bild auch nicht! Der König hat gesagt, eine so gewaltige Komposition habe er noch nie gesehen! Ich finde sie kahl und matt, weit unter den andern Sachen von Cornelius. Und wenn man die Transfiguration von Raphael damit vergleicht! —

Abends Besuch von Frau Bettina von Arnim; sie brachte mir ein gedrucktes Blatt von Schöll aus Weimar, das ihrer Angabe nach von ihm ihr schon vor anderthalb Jahren für mich übergeben worden wäre, aber sie sprach so verwirrt, daß kein rechter Sinn herauskam! Sie las mir dann einen Brief an Humboldt vor, und nahm die Aenderungen, die ich ihr vorschlug, dankbar an; sie pries überhaupt meinen guten Rath, er sei immer richtig, sie sehe es auch immer gleich ein, sie habe nur mich, auf mich verlasse sie sich u. s. w. Dringende Einladung, sie und ihre Töchter zu besuchen, sie seien immer zu Hause, Armgart gehe gar nicht aus u. s. w. Sie sagt mir die kolossale Verkehrtheit, der König sei böse auf sie, weil sie ihr Goethedenkmal so schnell aus Bellevue wieder habe abholen lassen, denn er wisse nicht, daß man ihr die Mahnung dazu geschickt habe! —

Der Prinz Emil von Hessen-Darmstadt ist in Baden gestorben. Der alte Mitschke-Kollande in Breslau.

Die Lüge und Tücke unsrer jetzigen Regierung kam im Abgeordnetenhause heute ganz in schamloser Nacktheit zu Tage. Solche Schande ist noch nicht erlebt worden, aber die Rechte,

die Miniſterknechte und der Miniſter von Raumer boten ihr frech die Stirne. Doch ſtimmte die Mehrheit zuletzt dafür, daß die enthüllende Beſchwerde an das Staatsminiſterium überwieſen würde! Die Theilnehmer des Frevels ſollen über den Frevel urtheilen, heißt das; aber unſre Zuſtände ſind ſo nichtswürdig, daß das ſchon als ein Gewinn gelten muß. —

Der König hat denſelben Gegenſtand, welchen Cornelius jetzt behandelt hat, ſchon früher von den Mahlern Philipp Veit und Steinle bearbeiten laſſen, mit deren Entwürfen er aber weniger zufrieden war.

Sonnabend, den 3. Mai 1856.

Brief und Sendung aus Köln von Herrn Prof. Düntzer, ſeine Erläuterung von Wilhelm Meiſter's Lehrjahren. — Die geſtrige Debatte über das Polizeiverfahren in Poſen gegen die Preſſe ſteht ausführlich in der Nationalzeitung, die Volkszeitung ſagt den Kern der Sache mit kurzen Worten. Schande über Schande! Der vorlaute Graf von Pfeil, der diesmal gegen die Regierung ausfiel, wird vom Miniſter von Raumer zornig zurechtgewieſen, aber der Schandfleck bleibt. —

Einige Blätter bemühen ſich dem Prinzen Emil von Darmſtadt eine günſtige Leichenrede zu halten. Aber umſonſt! Die Thatſachen ſtehen feſt, daß er ein Feind des Vaterlandes war, ein ſchnöder Anhänger des Kaiſers Napoleon und ſeines Franzoſenthums, dann ein Schmeichler Oeſterreichs, ein Begünſtiger des katholiſchen Dunkelweſens, ein Ausüber und Bekenner gewaltſamer Willkürherrſchaft. Und er war nicht einmal ein ächter Prinz, ſein Vater war notoriſch der ſchöne Engländer Jeniſſon; als er in der Wiege lag, ſagte der nachmalige König von Baiern Max Joſeph immer mit ſchalkhafter

Zweideutigkeit: „Das ist ein englisches Kind! o ganz englisch!“ —

Gegen 8 Uhr mit Ludmilla durch den Thiergarten zu Bettinen von Arnim. Sie schien sehr erfreut über unsern Besuch. Nach einigem Gespräch, erst verneinend, dann willig, zeigte sie uns das Goethedenkmal, das außer der Spielerei der Wasserstrahlen durch Glasfäden doch wenig verändert ist, und diese Spielerei ist nicht glücklich angebracht. Bettina hielt die Lampe hoch, stieg damit auf einen Stuhl, und war zum Verwundern rüstig und behend. — Bettina war überhaupt den ganzen Abend recht gut, freute sich unsrer Gegenwart, ihre Blicke waren scharf und ernst. —

Der König hat heute Nachmittag auf dem Schlosse beide Häuser des Landtags mit einer Anrede entlassen. — Da er befürchtete, die meisten Mitglieder möchten die Sünde begehen, heute am Sonntage zu reisen, so hat er sie, um dies zu verhindern, zu einem festlichen Gastmahl eingeladen. Es fragt sich, ob man bei einer Schmauserei mehr Andacht hat, als auf einer Reise. —

Sonntag, den 4. Mai 1856.

Der ganze Lustgarten voll Menschen; alle Stufen des Doms, die des Museums dichtgedrängt voll. Im Dom beginnt nach dem Gottesdienste das Tedeum unter Glockengeläut, die vor dem Zeughaus aufgestellten Kanonen feuern 101 Schuß, und in ganz Preußen, wo nur Kanonen stehen, findet dieselbe Salve statt. Der Kanonendonner thut mir wohl, überhaupt gefällt mir die Friedensfeier, ich fühle mit, was Rahel dabei fühlen würde! —

Dienstag, den 6. Mai 1856.

Sendung aus Leipzig, die verschollene, lange vergeblich gesuchte, fast zum Mährchen gewordene Schrift „Die Eumeniden" ist mir zugekommen, für 10 Silbergroschen. Daß sie in Zürich erschienen, im Jahr 1801, war auch bis vor kurzem unbekannt; daß sie von zweien Studenten geschrieben worden, sagt Knebel in einem Brief an Goethe, wer aber die Verfasser eigentlich waren, weiß man noch nicht. Die Schrift ist der gesteigertste Ausdruck des heftigen Jüngerthums der Schlegel'schen Schule. —

Der König hat sich über die rheinische Gemeindesache das Für von Daniel von der Heydt, das Wider vom Grafen von Fürstenstein-Stammheim vortragen lassen, und gefällt sich in der Rolle des Schiedsrichters. Herr von Westphalen aber fühlt sich dadurch gekränkt, und will den Abschied nehmen.

Der Prinz von Preußen hat sich auch der Rheinprovinz angenommen, und gewisse Nachgiebigkeit für deren Wünsche zur Bedingung seiner Reise nach Moskau gemacht, die der König sehr wünscht, der Prinz aber ungern ausführt, weil er fürchtet, die nahe Berührung mit Rußland möchte ihm in der Volksmeinung schaden. —

„In dem Freytag'schen Roman „Soll und Haben" ist das Handelswesen vorgestellt." — Ja, es ist, als hätte man aus dem Gewebe des „Wilhelm Meister" einen der dünnern Fäden herausgezogen und daraus — aus dem Werner — einen neuen Roman gemacht. —

Mittwoch, den 7. Mai 1856.

„Geschichte, Lehren und Meinungen aller religiösen Sekten der Juden und der Geheimlehre oder Cabbalah. Von Peter Beer. Brünn, 1822." 2 Bände in 8. Im 2. Theil S. 259

Geſchichte des Sabbathai Zewy und der Sohariten oder Sabbathianer.

Der Redakteur der Kreuzzeitung Dr. Beutner wundert ſich, daß die Nationalzeitung den Artikel eines engliſchen Blattes gegen die franzöſiſchen Angriffe auf die belgiſche Preßfreiheit aufgenommen hat; er hätte es nicht gewagt, verſichert er, denn er habe ſchon zehn Verwarnungen von Seiten der Behörden erhalten, weil der franzöſiſche Geſandte hier ſich bitter beklagt hat. — Den Vertrag zwiſchen Frankreich, Oeſterreich und England haben die Times hinter den Anzeigen ganz verſteckt und in kleiner Schrift gegeben. Die meiſten Zeitungen haben ihn überſehen, die Nationalzeitung, durch Bucher aufmerkſam gemacht, gab ihn aber, die einzige unſrer Zeitungen. —

Der Gewerberath, eine Anſtalt, durch welche die Reaktion den Handwerkerſtand zu beſchäftigen, zu leiten, zu unterjochen hoffte, erwies ſich ſchon längſt unnütz, läſtig und widerwärtig, wurde mehr und mehr beſchränkt und umgangen, und iſt jetzt im Verſcheiden, auch die letzten Innungen ſagen ſich los von ihm. —

Donnerstag, den 8. Mai 1856.

Louis Bonaparte will Herzoge machen; Peliſſier, Bosquet, aber auch Morny, Perſigny und Fould, der Jude Fould, ſollen den Titel bekommen! Heißt das nicht auch den Adel herunterbringen, vernichten? Wie ſein Kaiſerthum eine Satire und ein Bruch für alte Fürſtenmacht und Thronehre. —

In Mecklenburg, wo das vierte Kind ein unehliches iſt, ganze Dorfſchaften keine andre haben, iſt ein Strafgeſetz gegen Unzucht und wilde Ehen verkündigt worden. Daß der Zuſtand aus politiſchen Uebeln herkommt, aus heilloſer Adelswirth-

ſchaft, will man nicht einſehen, die Urſache ſoll dauern, ohne ihre Folgen! —

Der Vertrag zwiſchen Frankreich, England und Oeſterreich iſt ohne Wiſſen Rußlands und Preußens zu Stande gekommen; die Ruſſen ſind ſehr verſtutzt, wohl gar empört, ſie dachten ſie hätten den Louis Bonaparte jetzt in ihrer Taſche. Die Preußen — giebt es Preußen, die wahrhafte Theilnahme für den jetzigen Staat hegen? Unſre Miniſter ſind keine ſolche, die wollen nur ihre Haut wahren! —

Der Präſident der Vereinigten Staaten hat erklärt, vom 14. Juni d. J. wird kein amerikaniſches Schiff mehr den Sundzoll bezahlen. Jetzt vernimmt man, daß eine amerikaniſche Fregatte in die Elbe einlaufen wird. Die Sache macht kein geringes Aufſehn. —

In der belgiſchen Nationalverſammlung wird laut erklärt, die Regierung werde etwanige Begehren Frankreichs, daß die belgiſche Preſſe beſchränkt werde, kräftig zurückweiſen. Großer Beifall. Man glaubt, Louis Bonaparte werde ſich beſinnen, ehe er ſein Anſinnen förmlich erklärt, oder gar mit Gewaltmaßregeln unterſtützt. Er rechnete auf Furchtſamkeit, und die iſt nicht da. —

Der Generalkonſul Ryno Quehl hat hier bei Decker ein Buch drucken laſſen: „Aus Dänemark“. Er ſpricht über die Inſel Bornholm, ſchweift aber auch auf andre Gegenſtände ab. Er befehdet die „kleinen Herren“, die ganze Kreuzzeitungspartei, die ihn ehemals genug geſchimpft hat; er ſpricht auch über Hinckeldey, und meint, daß man nicht zu günſtig von ihm zu urtheilen habe. Ryno Quehl war der Geſchäftsdiener Manteuffel's, und gedenkt noch der Zeit, da noch Hinckeldey der Gegner Manteuffel's war; aber ſeitdem ſtanden die Sachen anders, beide waren einigermaßen ausgeſöhnt, daher auch Manteuffel für angemeſſen hielt, jene Ausfälle gegen Hinkeldey zu mißbilligen; er thut dies ſanft und leiſe durch einige

namenlose, den Zeitungen mitgetheilte Zeilen. Die Kreuzzeitung schimpft heftig.

Freitag, den 9. Mai 1856.

Der König möchte die 15 Millionen, welche von den für die Kriegsrüstungen bewilligten 30 noch übrig sind, für seinen hiesigen Dombau verwenden; aber die Minister getrauten sich nicht, dem Landtage einen solchen Antrag vorzulegen. Indeß hält der König den Gedanken noch immer fest.

Der König hat Louis Bonaparte den Schwarzen Adlerorden verliehen; man streitet, ob er es freiwillig gethan hat oder gezwungen; beides wird als schlimm angesehen. —

Sonnabend, den 10. Mai 1856.

Schon um 5 Uhr wach, einiges gelesen und manches überlegt. Mich ergötzt am frühen Morgen das vielfache, wechselvolle Spiel des Lichts, die Spiegelungen, die Schatten, und ich suche mir die Erscheinungen zu erklären. Soweit ich bis jetzt gekommen, haben die Goethe'schen Grundanschauungen sich noch immer bewährt; seine Thatsachen sind Thatsachen, keine Einbildungen oder Künsteleien. —

In Folge der kräftigen Haltung in Brüssel und der entschiedenen Erklärungen in England schreckt der — in Paris von seinen Angriffen gegen die belgische Preßfreiheit wieder zurück. Seine Zeitungen sagen, es sei gar nicht so gemeint gewesen. Er ist wohl dreist, aber nur wo er schon Sicherheit hat.

Der König hat den Oberstlieutenant und Hofmarschall außer Diensten Herrn von Schöning zum Historiographen der

Armee ernannt, und ihm den Karakter als Generalmajor beigelegt! Neues Amt, ungewöhnliche Beförderung! Man schüttelt die Köpfe! —

Der Generalmajor außer Diensten von Webern ist zum Generallieutenant befördert worden. Hm, hm! —

Die Neue Preußische Zeitung kann sich gar nicht beruhigen, sie lärmt wehklagend und geifernd über die Angriffe Ryno Quehl's gegen sie und ihre Parthei. Der Mann thut ihr offenbar sehr weh. Sein Buch ist beim Oberhofbuchdrucker Decker sehr glänzend gedruckt. —

Der Prinz von Preußen bietet alles auf, die vom Landtag beschlossene rheinische Gemeindeverfassung abzuwenden. Der König ist noch unentschieden, und hat die Sache dem Staatsministerium überwiesen, die Entscheidung aber sich vorbehalten. —

Sonntag, den 11. Mai 1856.

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim; sie sei heute schon so krank gewesen, daß sie geglaubt habe zu sterben, es scheint die Folgen der Sciroccoluft haben sie so heruntergestimmt. Sie hatte viel und vielerlei zu erzählen. Der Graf von * habe sich bei ihr anmelden lassen, er sei vorher nie bei ihr gewesen, sie habe ihn nur immer bei Savigny's gesehen. „Potztausend, denk' ich, der hat am Ende Lust, und will die Armgart heirathen! Ich fang' an vom Heirathen zu sprechen, und sag' ihm er sei ein rechter Blaubart, er habe schon vier Frauen umgebracht. — Verzeihen sie, nur drei — vier oder drei, das macht keinen großen Unterschied! aber nun lassen Sie es bleiben, und nehmen keine mehr! Ich ward immer schärfer und gröber gegen ihn!“ — Bettina will dem Mahler Blechen zweitausend Louisd'or von Hamburgern verschafft

haben; wenn das wahr ist! Wieder die Geschichte von dem Türken Achmet, den sie zum Buchhandel bestimmt, der Buchhändler Kühn will ihn binnen drei Monaten vollkommen unterrichten, aber wenn es einmal recht viel Geschäfte giebt — und wann soll das sein, wenn die eben stattgehabte Ostermesse dazu nicht taugte? — bis dahin sorgt sie für seinen Unterhalt. Für das Denkmal sind ihr Hunderttausende angeboten, alle steinreichen Leute wollen beisteuern. Herr Jakob in Potsdam gewiß 20,000 Thaler, eine reiche Frau am Rhein wenn es nöthig ist, eine halbe Million u. s. w. Einen Vorschlag zu einer kleinen Aenderung nimmt sie mir sehr übel und heißt mich stillschweigen; sie geht aber doch in aller Freundlichkeit und lachend ab. —

Ueber Judenthum und Katholizismus mehreres gelesen.

Montag, den 12. Mai 1856.

Der schöne Tag — es drohen aber doch schwere Wolken — lockt ganz Berlin auf die Straßen, in's Freie. Ueberall Gedränge von geputzten Menschen, strömende Schaaren. Ein heitrer Anblick! doch man muß auf der Oberfläche bleiben, nicht grübeln, sonst verdirbt man sich den Eindruck. Denn der Glanz und die Ueppigkeit verdecken ein tiefes Elend, traurige, verrottete Zustände. —

Der neulich in der Potsdamerstraße begangene Raubmord hat auf den König so stark eingewirkt, daß er elf ihm seit längerer Zeit zur Bestätigung vorliegende Todesurtheile sogleich unterschrieben hat, binnen einer Viertelstunde alle elf. — Drei Hinrichtungen werden demnächst hier stattfinden, im Zellengefängniß von Moabit; darunter der Jäger Puttlitz, der bis jetzt noch nichts gestanden hat. —

Gegen den Konstabler-Obersten Patzke soll gerichtliche

Unterſuchung eingeleitet werden, weil er von dem Duell Hinckeldey's gewußt, und daſſelbe nicht, wie er von Amtswegen verpflichtet war, durch Anzeige verhindert hat. Man will ihm gern zu Leibe gehen, ihn wegſchaffen; der Polizeipräſident von Zedlitz will ihn nicht behalten. —

Dienstag, den 13. Mai 1856.

Beſuch vom Herrn General von Pfuel; er lieſt bei mir in dem Werke von Peter Beer über die Lehren und Meinungen der jüdiſchen Sekten den Abſchnitt über Sabbathai Zewy, und ſpricht darüber mit großer Vorliebe.

Nachrichten aus Wien. Man freut ſich dort hohnlachend der Herabwürdigung Preußens, und ſtellt deſſen Rolle beim Pariſer Kongreß noch demüthigender vor, als ſie wirklich war. Der Haß gegen Preußen iſt in allen Oeſterreichern lebendig, im verſtorbenen Fürſten Felix von Schwarzenberg hatte er ſeinen ſtärkſten Ausdruck, aber auch jetzt iſt er in der ganzen Staatsverwaltung vorherrſchend, bei allen Miniſtern, bei dem Kaiſer ſelbſt. Man erzählt von letzterm ſchmähende Aeußerungen über unſern König, die ich nicht wiederholen mag. In dem öſterreichiſchen Haß iſt auch viel kirchlich-katholiſcher, und umgekehrt in dieſem jener. Die Katholiken nehmen vom Könige alle Freiheiten und Begünſtigungen an, aber ohne Dank; im Gegentheil, er bleibt ihnen, ſo lange er nicht wirklich katholiſch wird, immer nur der Ketzer. Unſre Jeſuiten in Paderborn und Köln ſtehen im innigſten Zuſammenhange mit Wien, mit dem dortigen päbſtlichen Nuntius ꝛc.

Der König neigte ſich heute zu dem Entſchluß, der von beiden Häuſern gebilligten rheiniſchen Gemeindeverfaſſung ſeine Zuſtimmung zu verſagen. Heute ſtand es ſo; wie mor-

gen es stehen wird? — Das kann niemand wissen noch verbürgen. —

Pfuel ist doch ein in seiner Art einziger Mensch! In seinem sechsundsiebzigsten Jahre so frisch und rüstig wie ein junger Mann, immer geistig erregt, immer anspruchslos, begierig nach Einsicht und Erkenntniß, als hätte er noch ein langes Leben vor sich um von ihnen Gebrauch zu machen, voll Antheil für Wissenschaft, Kunst, menschliches Gedeihen und Fortschreiten; durchaus heiter, oft humoristisch, reich an Bildern und Ausdrucksweisen. An allem nimmt er lebendigen Antheil, nur nicht an den einzelnen Menschen; er hat wohl Freunde, die er schätzt und liebt, aber keiner ist ihm nothwendig, jeden kann er entbehren, über den Verlust eines jeden ist er leicht getröstet. Bei all seiner leutseligen Lust und Gewohnheit sich mitzutheilen, hat er doch vieles, was er sorgfältig zurückhält, in seinem Innern sind Gemächer, die kein fremder Blick erdringt, in ihnen mag auch mancher Schmerz liegen, den wir nicht zu sehen bekommen. —

Mittwoch, den 14. Mai 1856.

Der österreichische Feldmarschall Fürst Alfred von Windischgrätz, der zum Besuch hier einige Tage verweilt, ist nicht so glänzend aufgenommen worden, als er erwartete. Zwar den Bombardirer von Prag und Wien, den Erschießer Robert Blum's, möchte die Kreuzzeitungsparthei gern vergöttern, aber der Oesterreicher in ihm, der Russenfeind, kann ihr im jetzigen Augenblicke nicht gefallen. Der Hof hier aber ist wesentlich Kreuzzeitungsparthei, und der König — heißt es — haßt sie zwar, gehört ihr doch aber innigst an. Solche Widersprüche sind bei uns überall, und man ist schon ganz an sie gewöhnt. Ein Fremder kann sich darein nicht finden, und bleibt in Betreff unsrer Zustände verwirrt und stutzig. —

Die Nationalzeitung war in Königsberg beſchlagen, angeklagt, und iſt nun freigeſprochen worden. Sie hat hier von all dieſem nichts gewußt, ſondern es erſt durch die dortige Zeitung erfahren, welche die Freiſprechung meldete. —

Der König hat den Fürſten von Windiſchgrätz als Oberſten gekannt — wie ich ebenfalls — und geſagt, derſelbe ſei der ſchönſte Oberſt ſeiner Zeit geweſen. Nur war ſeine Geſtalt etwas zu klein, und ſein Geſicht geiſtlos. Er liebt es bei der Tafel zu plaudern, trinkt gern Champagner, und plaudert nach deſſen Genuß etwas zu viel. Einige Aeußerungen über die Ruſſen, die er in der Weinlaune gethan, haben hier ſchiefe Geſichter verurſacht. —

Der Präſident Adolph von Kleiſt bekennt mit Ingrimm, es liege offenbar in den Abſichten der Vorſehung, dem Grundſatze der Unrechtmäßigkeit überall die Oberhand zu geſtatten! Ich frage, ob ſeine Frömmigkeit ſo weit gehe, auch hier in Berlin den Abſichten der Vorſehung thätig beipflichten zu wollen? — „O Gott bewahre!“ heißt es. — Alſo den Abſichten der Vorſehung entgegen zu wirken, ſie wenigſtens zu mißbilligen? — Schönes Dilemma, in das die Leute gerathen! —

Donnerstag, den 15. Mai 1856.

Um halb 9 Uhr kam der General Adolph von Williſen. Er reiſt morgen nach Erfurt zurück. Die Kreuzzeitungsleute, die ſich am Hofe beſonders eingeniſtet haben, athmen immer etwas beklommen, wenn Williſen hier iſt, und fühlen ſich erleichtert, wenn er abreiſt. Ganz verdrängen vom Könige können ſie ihn nicht, aber daß er hier bleibe, wiſſen ſie zu verhindern. —

Nach dem Thee laſen wir in die Wette, Ludmilla und ich,

in Salomon Maimon's Lebensgeschichte. Im Judenthum sind erhabene Vorstellungen, großartige Geisteswerke, doch wird fast alles erstickt von kindischen Kleinigkeiten und spitzfindigen Thorheiten, ja baarem Unsinn. Das Christenthum ist zwar eben so von Katholiken und Protestanten verarbeitet und bedeckt, aber es bewegt sich doch, der ursprüngliche Geist ist weniger gebunden von den Außenwerken. Das Christenthum ist ein Fortschritt.

Unser Wandnachbar Herr von Meysenburg wird uns verlassen, er ist zum Minister des Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten in Karlsruhe ernannt; sein Vorgänger Herr von Rüdt geht als Gesandter nach Wien. Was hat Baden jetzt für traurige Minister! Aber die Aushelfer, die Stellvertreter, die Achselträger und Fahnenschwenker sind überall voran! —

Den größten Aufschwung, einen in den gegebenen Verhältnissen ganz fabelhaften, hat der Oesterreicher Hübner gemacht. Vor wenig Jahren noch ein dunkler Legations-Kommis — wie es in Oesterreich lautet — Herr Hübner, ohne alle Aussicht und Hoffnung, ist er jetzt der Wirkliche Geheime Rath Freiherr von Hübner und in diesen Tagen sogar Botschafter geworden. Hoher Adel von Oesterreich, welche Beschämung! —

Dem Fürsten von Windischgrätz wird hier alle Ehre angethan, aber in seinen Aufträgen — die von den Zeitungen geläugnet werden — scheint er nicht glücklich. Oesterreich, gegen Rußland durch französisches Bündniß gedeckt, wünscht ein preußisches, um gegen Frankreich gedeckt zu sein, in Italien zu keiner Nachgiebigkeit genöthigt zu werden. Aber das bisherige Verhalten Oesterreichs gegen Preußen war kein freundschaftliches! —

Geldstrafe von 5 Thalern oder 4 Tagen Gefängniß gegen einen Schuhmachermeister, der als Küster der hiesigen christkatholischen Gemeinde gedruckte Programme auf die Sitzplätze im Versammlungssale gelegt hatte, ohne polizeiliche Erlaubniß! Das Kammergericht hat doch den guten Sinn gehabt und auf nichtschuldig erkannt. Ebenso hat das Kammergericht einen Kaufmann freigesprochen, der zu 5 Thalern Geldstrafe verurtheilt war, weil er ein ihm polizeilich verstattetes Schankgeschäft durch einen Stellvertreter hatte verwalten lassen. Aber zweistufige Gerichtshändel, um freigesprochen zu werden! Man sieht wie schikanös alles ist, wie das bürgerliche Leben beengt und erdrosselt wird. Fort mit dem ganzen Konzessions-, Aufsichts- und Meldewesen, von dem vor fünfzig Jahren kaum etwas gewußt wurde, und an diesem Mangel ist damals der Staat nicht zu Grunde gegangen! —

Der König wollte der verwittweten Kaiserin von Rußland entgegenreisen, hat aber heute eine leichte Unpäßlichkeit, und bleibt noch hier.

Im Zellengefängniß bei Moabit sollte heute früh ein Potsdamer hingerichtet werden, wegen entstandenen Zweifels über die Schuld des Mannes wurde die Hinrichtung in der Nacht abbestellt. —

Lord Palmerston hat dem Erzbischof von Canterbury den Willen gethan, und die Sonntagsmusik in den Parks von London einstellen lassen. Die Blätter fragen, ob denn der Erzbischof auch die Sonntagsmusik Nachmittags und Abends bei Hof und überhaupt in der vornehmen Welt für eine Sabbathschändung erkläre? Wie mächtig sind grade noch in England gemeines Vorurtheil und dünkelvolle Dummheit! Fort mit aller Pfaffenregierung! —

Des Königs Unwohlsein ist ein Anfall von kaltem Fieber. Man ist darüber beunruhigt, sucht es aber zu verbergen.

Es ist nun unzweifelhaft, daß der Staatsanwalt Nörner dem Könige zweimal wöchentlich Vortrag über Gegenstände der geheimen Polizei hält. Das Haupt dieser Polizei ist der Geheime Kämmerier Schöning, der sie auch eingerichtet hat, nach Hinckeldey's Rathschlägen. Der König hat schon Berichte Nörner's zur Berücksichtigung an den Ministerpräsidenten befördert, wahrscheinlich ohne daran zu denken, daß auf diese Weise das Bestehen jenes Verhältnisses amtlich kundwerden muß.

Sonnabend, den 17. Mai 1856.

Sendung aus der Veit'schen Buchhandlung „Machsor, oder die Gebete der Juden, neu übersetzt und erläutert von Dr. Michael Sachs." Mit dem Hebräischen zur Seite. Bis jetzt 8 Theile. Sachs hat sein Mögliches gethan, das Erhabene und Dichterische in diesen Gebeten hervorzukehren; es sind allerdings hier Goldkörner, aber in vielem Sande! Mag sein, daß der sinnliche Mensch der Wiederholungen, der eindringlichen Formeln bedarf, in die mit leichtem Wechsel auch immer etwas Neues sich einschieben läßt, dem Geiste geschieht damit wenig Genüge. Manches Verwandte findet sich bei den Katholiken, auch bei den Herrenhutern. —

Sonntag, den 18. Mai 1856.

Als wir uns zum Mittagessen anschickten, kam Bettina von Arnim. Der Professor Weiße war bei ihr, hat aber die Gespräche mit Dämonen nicht loben wollen. Sie preist überschwänglich die Ratti'sche Kopie des Gemähldes von Tizian, jeder Pinselstrich ist genau wiedergegeben. Der König soll

das Bild bei ihr ſehen, der wird es gleich kaufen, war von Anfang begierig darauf, hat es eigentlich ſchon gekauft — der tollſte Schwindel, es iſt keine Spur von Wahrheit darin! — vorher aber ſoll kein Menſch es ſehen, damit niemand etwas Ungünſtiges dem Könige zuflüſtern könne.

In einem eigenhändigen Schreiben des Königs Friedrichs Wilhelms IV. an den Miniſter von Manteuffel heißt es: „Ich verlange einen Staatsgerichtshof, um an diejenigen Leute kommen zu können, denen man juridiſch und adminiſtrativ auf gewöhnlichem Wege nichts anhaben kann.“ — Manteuffel hatte einige Schwierigkeiten gemacht; nun machte er keine mehr. — Ryno Quehl, der Vertraute Manteuffel's, hat dieſes Schreiben in Händen gehabt, und vielen Perſonen gezeigt. Manteuffel ging mit ſeinen Papieren äußerſt nachläſſig um, auch mit den wichtigſten.

Als der Kriegsminiſter von Bonin bei den Ausſichten zum Kriege zwiſchen Rußland und den Weſtmächten von den Kammern 30 Millionen Thaler vorzüglich unter der Verſicherung, daß ſie nicht für Rußland würden verwendet werden, erlangt hatte, und gleich darauf verabſchiedet worden war unter Mißbilligung ſeiner ihm doch befohlen geweſenen Worte, ſchrieb der Prinz von Preußen einen darüber bitter klagenden Brief an den König, der dies ungemein übel nahm. Eine Redensart, in welcher der Prinz ſich auf das Heer und auf deſſen Mißvergnügen berief, wurde als eine Drohung angeſehen, als ein Trotz, ſich gegen den König aufzulehnen. Der König, in höchſter Aufreizung, berief einen Rath ſeiner Getreuen, Staats- und Hofbeamte, Generale, Miniſter, Günſtlinge. Mehrere Stimmen erklärten, wenn das der Prinz in der That gemeint habe, ſo ſei es Hochverrath, der Schreiber des Todes ſchuldig. So wurde die Gereiztheit des Königs genährt und geſteigert, anſtatt gemildert; er hegte längere Zeit den ſchlimmſten Verdacht, das heftigſte Miß-

trauen gegen seinen Bruder. Endlich schrieb dieser an ihn, er höre, wie schändlich man seinen Brief auszulegen suche, er wies mit Unwillen allen Verdacht zurück, und versicherte den König auf's neue des Gehorsams und der gänzlichen Unterwürfigkeit, von denen er nie abgewichen sei.

Montag, den 19. Mai 1856.

Nachrichten aus Wien. Während Oesterreich die Augen auf die Donaufürstenthümer und auf Italien gerichtet hält, vergißt es nicht, auch in Deutschland seine Zwecke zu verfolgen, und namentlich gegen Preußen seine mehr oder minder verdeckten Angriffe fortzusetzen. Diesmal ist es vor allem der Zollverein, der verdächtigt wird; dessen Auflösung man betreibt. Man wünscht die kleinen und mittleren Staaten durch Handelsvortheile an Oesterreich zu ketten, wirklich zu ketten, denn für angeblichen Schutz sollen sie einen Theil ihrer Selbstständigkeit aufgeben; den Fürsten redet man ein, dies sei ihre wahre Sicherheit gegen künftige Revolution. —

In Dänemark, in Schleswig-Holstein besonders, wachsende Verwirrung; der Bundestag schweigt, und läßt deutsches Land auf's grausamste mißhandeln, dessen Recht mit Füßen treten. —

In Hannover die Ständeversammlung auf's neue vertagt. —

Der König reist nun erst morgen früh der Kaiserin entgegen. Der Polizeipräsident von Zedlitz ist auf den Bahnhof bestellt.

Der König hat nun doch die rheinische Gemeindeordnung genehmigt, aber den mittlern Städten freigestellt, die Städteordnung anzunehmen. Die Sache wird in der Ausführung, wie alle halbe Maßregeln, noch ihre Schwierigkeiten finden.

Die rheiniſchen Provinzialſtände ſollen darüber gehört werden; da giebt es neue Reibungen genug! —

Herr von Rochow ſoll durch das Militairgericht zu fünfjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden ſein, die Zeugen aber freigeſprochen. Gegen den Konſtabler-Oberſt Patzke wird verfahren, weil er dem Hinckeldey beim Einſchießen behülflich war; es wird nicht viel dabei herauskommen, aber der Zweck iſt ihn zu demüthigen und demnächſt von hier zu entfernen. —

Das Ausſetzen der Hinrichtung hat große Bewegung in den Gemüthern hervorgebracht. Man hält die Sache für beiſpiellos. Man beſchuldigt den Geiſtlichen einer großen Anmaßung, die aus Gemüthsſchwäche ſtamme. Einige Stimmen ſchreien bei dieſem Anlaß gegen das Geſchwornengericht, das einen wahrſcheinlich Unſchuldigen dem Tode überliefert hat; aber der Gerichtshof, das Obertribunal, der Juſtizminiſter, alle haben den Spruch beſtätigt; ſoll das alles der Zweifel eines weichherzigen Predigers aufheben? Der Juſtizminiſter Simons ſpricht vom Abſchiednehmen! Er wird's wohl bleiben laſſen! — Von allen Seiten hört man die Meinung, daß jetzt, nach dem Aufſchub, die Hinrichtung gar nicht mehr ſtattfinden dürfe. — (S. 8. Juli.)

„Das Leben des Generals Friedrich von Gagern. Von Heinrich von Gagern. Erſter Band. Leipzig und Heidelberg. 1856." 8. Die Familienhand iſt hier nicht angenehm noch nützlich. Ein andrer Standpunkt, als der Gagern'ſche, eine andre Färbung, würden beſſere Schilderung gewährt haben. Die Hauptſache, die hier zur Sprache kommt, iſt Heinrichs von Gagern politiſche Bahn im Jahr 1848, ſie wird aber nicht gerechtfertigt, noch ſelbſt erklärt. Unkunde, Vermeſſenheit, Schwanken, Rechthaberei und Eitelkeit ſind nicht zu beſchönigen; ſie zuſammen bilden einen großen Verrath, wenn

auch ein ſolcher im gewöhnlichen gemeinen Sinne nicht ſtattgefunden hat. Das Buch erregt Unmuth und Trauer. —

Dienstag, den 20. Mai 1856.

In dem Buche von Haym über Wilhelm von Humboldt geleſen. Ich bin immer weniger mit dem Werke zufrieden; das wahre Leben, das hier eingefangen werden ſoll, entſchlüpft dem großmaſchigen nicht geſchloſſenen Netze, der große Fiſch iſt nicht drinnen! —

Der Erzherzog Ferdinand Maximilian in Paris ſehr gefeiert. Louis Bonaparte'n muß gehuldigt werden, ihm eine Befriedigung, aber auch eine Nothwendigkeit; dem ſchlechten Theil der Nation muß er dadurch imponiren, der beſſere Theil macht ſich nichts daraus, aber ſieht mit Luſt die Erniedrigung der alten Fürſtenhäuſer. —

„Der König von Würtemberg, der ſich vor einigen Jahren ſo trotzig gegen mich erklärte, hat ſeinen Kratzfuß denn doch vor mir gemacht, nun aber gar in Paris vor dem Parvenü-Kaiſer. Wohl bekomm's!" Dieſe Worte ſoll der König zum General Grafen von der Groeben geſagt haben. —

„Chaſot. Zur Geſchichte Friedrich's des Großen und ſeiner Zeit. Von Kurd von Schlözer. Berlin, 1856." 8. Sehr viel Merkwürdiges und Anziehendes, doch hauptſächlich für ſolche Leſer, die ſchon geſchichtskundig ſind. Seine Helfer und Nachweiſer nennt der Autor mit eifrigem Dank, aber das Beiwort „vortreffliche" bei Ranke's preußiſchen Geſchichten hätte er ſparen ſollen! —

Der König hat dem berüchtigten Malmène ein paar Monate ſeiner Strafhaft geſchenkt. Man fragt, warum nicht die ganze Strafe? — Malmène war von Manteuffel beſchützt, von Hinckeldey deßhalb angefeindet. Letzterer ſoll bei dem

Verfahren gegen Malmène, das freilich ganz berechtigt war, mit schadenfrohem Lächeln gesagt haben: „Gute Gelegenheit, den Herrn Ministerpräsidenten etwas scharf zu kitzeln!“ —

Mittwoch, den 21. Mai 1856.

In Kassel gerichtliches Verfahren gegen den Advokaten und Treubündler Tassius, den Günstling Hassenpflug's, den plumpen Heuchler, der an den Teufel zu glauben vorgiebt, und diesem die Schuld der Verbrechen auflegen will, die er begangen hat. Er ist als ein gemeiner Missethäter entlarvt, und kann dem Zuchthaus nicht entgehen. „Der Teufel?“ Nein, Tassius; für den Teufel ist gesorgt, der treibt sein Spiel geschützt weiter, als Fürst, als Minister, als Höfling, als Kreuzzeitungsmann; er fürchtet das Kreuz nicht im geringsten mehr, seitdem es ihm dienstbar ist. „Aber warum läßt er die Seinen so schmählich fallen?“ Was liegt ihm an einer Handvoll Schufte? er hat deren die Fülle! Und ein Teufel wird doch nicht dankbar sein? —

Herr von Unruh, jetzt als Direktor einer Gasgesellschaft in Dessau wohnhaft, war kürzlich hier. Er gedenkt in seinen Geschäften nach Warschau zu reisen, wo man Gasbeleuchtung wünscht. Man hat ihn vielfach gewarnt, er könne dort Widrigkeiten erfahren, die russische Polizei möge glauben, der hiesigen Regierung einen Gefallen zu thun, wenn sie ihn verfolge, ja sie könne von hier aus heimlich dazu angestiftet werden. Man erinnert sich, wie einst Herr Cousin auf preußische Forderung in Dresden verhaftet und hieher gebracht worden sei; der französische Gesandte habe sich seiner kräftigst angenommen, die französische Polizei selbst aber habe jene Verhaftung von der preußischen verlangt. — So lange Unruh in Magdeburg lebte, konnte er keine Paßkarte bekommen, mußte

zu jeder ſeiner vielen Dienſtreiſen einen beſondern Paß nehmen, während die Kommandantur ihm einen Erlaubniß-ſchein ertheilt hatte zu jeder Stunde ein- und auspaſſiren zu können. Er hatte damals eine lange Unterredung hier mit Herrn von Hinckeldey, dem er die Ungerechtigkeit vorſtellte, der aber zuckte die Achſeln und meinte, was „von oben" ver-fügt werde, dagegen könne man nichts. Jetzt hat Unruh eine deſſauiſche Paßkarte, die man auch hier muß gelten laſſen, jedoch mit großer Unluſt. Solche Kleinlichkeiten, Rachelaunen, willkürliche Verfolgungen, Tücken und Scheerereien, die denn doch zuletzt überwunden werden, weil ſie feig und nieder-trächtig ſind, umgeben uns von allen Seiten; ſie ſind wie ein Meer, das wir durchſchwimmen müſſen, und manchen guten Mann verſchlingen ſie doch als ein Opfer! — Es iſt nöthig, bisweilen einige Beiſpiele dieſer Art aufzuzeichnen. —

Donnerstag, den 22. Mai 1856.

Der Prinz von Preußen, der beim Könige wegen der rheiniſchen Gemeindeordnung nichts ausgewirkt hat, iſt deßhalb ſehr aufgebracht, und äußert ſein Mißfallen laut genug, um das des Königs zu erregen. Zeitungsartikel erinnern, daß jetzt, nachdem der König ſich für die Gemeindeordnung ent-ſchieden, nur Gehorſam übrig bleibe, Unterwerfung unter das heiligzuhaltende Königliche Wort. Dagegen wird eingewendet, daß Anſichten und Meinungen frei ſind, und jedes Geſetz getadelt werden darf. — Die Sache ſelbſt hat nicht die Wich-tigkeit, die man von beiden Seiten darauf legt. Ein guter Schwamm — immer liefern die Ereigniſſe einen ſolchen — löſcht viele mühſam hingezeichnete Kreideſtriche leicht und völlig aus.

Heute früh iſt der Lithograph Biermann, der ſeine vier

Kinder in's Waſſer geworfen hat, im Zellengefängniß enthauptet worden.

In Mommſen's römiſcher Geſchichte geleſen. Scharfſinn und Rohheit! er iſt eine Art Heinrich Leo! Seine Urtheile, die lobenden wie die tadelnden, ſind fanatiſch, es empört den geſunden Sinn die gemeine Herabſetzung Cato's und Cicero's, wie die gemeine Bewunderung Cäſar's. Die dem letztern beigelegte Wichtigkeit und Bedeutung hält nicht Stich, es iſt viel hohle Vorausſetzung dabei, willkürliche Einbildung. Cäſar wird mir durch Mommſen nur verhaßter, Cicero — den ich nicht überſchätze — lieber. — Das Buch wird ſeinen Schwung eine Zeitlang behaupten, dann ſinken wie ſo viele andre, die ſo ſchäumen. —

In Elbing hat die Polizei die Kaufleute Kawerau und Jakob Rieſen, Vorſteher und Beiſitzer der Aelteſten der dortigen Kaufmannſchaft, gerichtlich angeklagt, weil ſie den in Königsberg gedruckten Jahresbericht der Elbinger Kaufmannſchaft unter ihren Mitbürgern hatte vertheilen laſſen, ehe 24 Stunden nach Einreichung eines Abdrucks bei der Polizei verfloſſen waren. Das Gericht erkannte, daß dergleichen Gewerbedruckſachen jener Vorſchrift nicht unterliegen, und ſprach die Angeklagten frei. Sie ſind ſeit Jahren das Ziel vielfacher Verfolgungen! —

Franzoſen und Ruſſen bekümmern ſich wieder unnöthigerweiſe um Deutſchlands Organiſation, wünſchen dieſe vereinfacht zu ſehen! Der — Louis Bonaparte wünſcht die Ideen ſeines Oheims (!) auszuführen, die mittlern Staaten durch Mediatiſirungen zu verſtärken ꝛc. Das ruſſiſche Blatt Le Nord in Brüſſel ſpricht dergleichen empfehlend aus. Oeſterreich wünſcht Abänderungen im Bunde, doch keine volksthümlichen, keine freiſinnigen. Das deutſche Nationalgefühl ſtößt Schreie des Unwillens aus, aber das iſt nutzlos, die Fürſten hören nicht darauf, und das Ausland ſpottet unſer. Das Volk muß

tragen und dulden, es kann der frechen Hand nicht wehren, man hat seine Einheit verhindert, seine Freiheit zerschlagen. Jene werden einst ihr blindes Thun bereuen, aber zu spät! Das Volk muß einsehen, wie es mit ihm steht, auch der letzte Schimmer von Täuschung muß verschwinden, man soll ihm nichts vorlügen, von falschen Hoffnungen, Vertrauen ꝛc.

Freitag, den 23. Mai 1856.

Ein Zeitungsartikel, zu welchem angeblich der Prinz von Preußen selbst die Feder ergriffen, hat den König so aufgereizt, daß er ebenfalls einen Artikel aufsetzte, der als Erwiderung auf jenen in die Zeitungen kommen sollte. Nur mit Mühe wurde verhindert, daß nicht zwischen zweien Königlichen Brüdern ein öffentlicher Zeitungskampf zum Ausbruch gelangte. —

Sonntag, den 25. Mai 1856.

Die englischen Parlamentsverhandlungen sind lebhaft und mitunter heftig. Aber für uns kommt wenig dabei heraus, es sind häusliche Zwistigkeiten, bei denen zwar manches Aergerniß enthüllt wird, andres aber auch sorgsam verschwiegen bleibt. Die Schmach, im Bündniß und vom Bündniß des — Louis Bonaparte zu leben, ist unvertilgbar; sie ist größer, als die der Franzosen, denn diese überrascht und überwunden durch sein Verbrechen tragen zwar im Augenblick sein Joch, aber die Engländer sind noch unangetastet und frei, und beugen sich unter dasselbe; mehr oder minder zwar alle Regierungen haben ihren Theil an dieser Schmach, doch England mehr als alle andern, weil es auch stolzere Ansprüche hat,

als alle andern. — In Gottes Namen! Die Erniedrigung, die sie alle leiden, wird schon ihre Früchte bringen.

Montag, den 26. Mai 1856.

Nach der Kreuzzeitung soll zu Ende der Woche der russische Kaiser von Warschau hier zum Besuch eintreffen. —

Die Untersuchung gegen Techen wegen des Potsdamer Depeschendiebstahls hat nun wirklich angefangen, sagt man. Man glaubt, der Geh. Rath Seiffart werde sich schon herauswinden, er wisse zu viel aus früherer Zeit von Verhältnissen, die um jeden Preis zu schonen seien. —

Andres Aergerniß! Wegen der Klage des Prinzen von Preußen über die gegen ihn verübte Spürerei. Der Generallieutenant von Gerlach soll schwören, daß er den Lindenberg nicht beauftragt habe, er kann diesen Eid nicht leisten, und eben so wenig darf er gestehen, daß er selber durch höheren Befehl zu jenem Auftrag genöthigt worden. Man hofft, die Sache durch Förmlichkeiten hinzuhalten und todtzumachen oder einschlafen zu lassen. Gerlach verweigert dem Zivilgericht Auskunft, beruft sich auf das Militairgericht, dies nimmt die Sache anders als jenes, stellt nicht die wesentlichen Fragen, streitet, wenn deßhalb Einspruch geschieht, über deren Erheblichkeit u. s. w.

Dienstag, den 27. Mai 1856.

Ein neuer Unfug hat sich aufgethan, und wird in den Zeitungen lebhaft besprochen. Es bestehen fromme Jünglingsvereine, die ihre strenggläubigen Andachten haben; die schwachköpfigen Jünglinge werden von Pfaffen eingefangen und zu völligen Einfaltspinseln oder zu listigen Heuchlern heran-

gebildet. Neulich ließ ein ſolcher Pfaffe, Hofmeyer, ſich einfallen, mit ſeiner Schaar von etwa hundert Burſchen am Sonntag Nachmittag in die Haſenhaide zu ziehen, und dort unter Tauſenden von Menſchen, die ihr Sonntagsvergnügen hatten, öffentlich geiſtliche Lieder anzuſtimmen und den Bußprediger zu machen. Gegen dieſe Frechheit empörte ſich die Menge, der geiſtliche Komödiant wurde ausgelacht, und da er fortfuhr den Leuten ihre Vergnügungen als ſündhaft vorzuhalten, ſo machten auch die Beleidigten endlich Ernſt und tauſend Fäuſte erhoben ſich drohend, worauf die Frömmler auseinander ſtoben und die Flucht ergriffen. Jetzt wird das Aergerniß allgemein beſprochen. Man fragt ſogar, warum die Polizei gegen ſolche Vergehen wider das Vereinsgeſetz nicht einſchreite? Freilich, ſolche Vereine ſieht man gern, und die heuchleriſchen Pfaffen ermangeln auch nicht, bei jeder Gelegenheit recht königseifrig zu thun! — Auch in Magdeburg und Stettin wird dergleichen Aergerniß gegeben. Die Behörden laſſen alles geſchehen. —

Die proteſtantiſchen Geiſtlichen halten vielfache Berathungen und ſchlagen hunderterlei Hülfsmittel vor, um die Kirche zu heben; manche wünſchen Einführung der Meſſe, Ohrenbeichte, Kirchenbußen, andre wollen ſtrengere Ehegeſetze, größere Unterordnung der Prediger unter höhere Aufſicht, neue Ceremonien ꝛc. An das einzige Heilmittel, beſſer im Geiſte der wahren Chriſtuslehre das Predigtamt zu verwalten, denkt kein Menſch! Sie nennen ſich von Chriſtus, er aber weiß nichts von ihnen! — Was aus all dem Dunkelbeſtreben werden ſoll? Nicht viel! Es iſt häßlicher als gefährlich. Wäre der politiſche Boden rein, ſo würde das kirchliche Unkraut keinen haben. —

In Italien gährt es mächtig. In Mailand erſcheinen ſchon wieder nächtliche Plakate, die den König von Sardinien hochleben laſſen, den Grafen Cavour preiſen. Radetzky

begnadigt hin und wieder ein paar Flüchtlinge, aber was will das ſagen? Auch iſt man in Wien unzufrieden mit ihm, und will mehr Strenge; Radetzky droht mit ſeinem Rücktritt, der für Italien leicht neue Verhängniſſe bringen könnte. Die Regierungen ſind als ſolche jetzt blind und boshaft, und werden höchſtens gefürchtet, keine geliebt, keine geachtet, — ſelbſt die ſardiniſche nicht. —

Der Staatsanwalt Nörner iſt mit Urlaub nach London gereiſt. Er hat einem hieſigen Vertrauten zugeraunt, ſeine Reiſe habe den Zweck, in Sachen des Prinzen Karl einem dort lebenden Deutſchen, Lindau, den Mund zu ſtopfen. Dieſer Mann war in die alte Wedeke'ſche Geſchichte verwickelt, und hatte viele Briefe vom Prinzen. Um dieſe zu bekommen, hatte Hinckeldey ihn wegen einer andern Sache verhaften und ihm ſeine Papiere wegnehmen laſſen; er wurde zu einer Strafe verurtheilt, die er auch verbüßte, und darauf ging er nach England. Seine Papiere wurden ihm zurückgegeben, aber die Briefe des Prinzen hatte man herausgenommen. Der Mann klagte nun, forderte das Fehlende zurück, und da man ſagte, es fehle nichts, ſchob er den Beamten der Polizei den Eid hierüber zu, der Kanzleirath Friedrich ſollte dieſen Eid ſchwören! Die Sache wurde denn doch ohne Eid abgemacht, wahrſcheinlich durch Geld. — Aber nun findet ſich, daß der Mann noch andre Briefe des Prinzen hat, mit deren Veröffentlichung er droht! Dieſe ſoll ihm Nörner nun abkaufen oder abliſten. — Man fragt, ob der König wohl von dieſen Sachen wiſſe? Die Antwort lautet: „Etwas gewiß, aber ſchwerlich alles.“ — Wedeke lebt in Genf, wie man ermittelt hat. —

Auch der Polizeidirektor Stieber iſt in London, mit Nörner; immer zuſammen! Par nobile fratrum. —

Mittwoch, den 28. Mai 1856.

Heute wäre meine geliebte Schweſter Roſa Maria dreiundſiebzig Jahr alt! Wie anders wäre alles, wenn ſie noch lebte! —

Der ruſſiſche Kaiſer ſpricht in Warſchau verſöhnlich zu den Polen, ſie ſollen gute Ruſſen ſein, ſich mit ihnen verſchmelzen! er warnt ſie dabei, ſich keinen Träumereien — „point de rêveries“ — zu überlaſſen! Vaterland, Volksthümlichkeit, Freiheit, Selbſtſtändigkeit, — alles das ſind Träumereien!

Der König hat bei ſeiner jetzigen Anweſenheit in Königsberg dem alten Staatsminiſter von Schön überaus freundlich geſchrieben und ihm angekündigt, daß er ihn auf ſeinem Gute beſuchen wolle. Schön war aber ſchon in Königsberg eingetroffen um den König zu begrüßen. Die Kreuzzeitungsleute müſſen zu dieſer Wiederanknüpfung ſehr ſcheel ſehen; ſie hat übrigens wohl nicht viel zu bedeuten. —

In Elbing hielt ein Herr Adolph Müller im Geſellenverein, der ſeit 1845 beſteht und gewerblich-geſellige Zwecke hat, vor einiger Zeit einen Vortrag, der mit den Worten anfing: „James Watt ſteht höher als Alexander der Große, Julius Cäſar und alle Eroberer der Neuzeit.“ Der Polizeibeamte, der den Verein überwacht, ſah hierin ein politiſches Beſtreben, und der Vorſtand wurde vor Gericht gezogen, ſeine Statuten und ſein Mitgliederverzeichniß nicht eingereicht zu haben, wie doch bei einem politiſchen Verein geſchehen müſſe. Der Polizeirichter gab indeſſen, obſchon die Sache in Elbing vorfiel, ein freiſprechendes Urtheil. —

Donnerstag, den 29. Mai 1856.

Im Morgenblatte plaudert Herman Grimm über die Veröffentlichung von Briefſchaften, die er theilweiſe verdammt,

theilweiſe in Schutz nimmt. Bei Gelegenheit der Briefe von Lord Byron. Er bringt nur das Gewöhnliche und ziemlich breit vor. Das Druckenlaſſen von Briefen iſt eine Frage, die jeder im gegebenen Falle ſich ſelber zu beantworten hat, allgemeine Regeln laſſen ſich dafür nicht aufſtellen. Wer hier die ſittliche Strenge zu üben meint, kann eben dadurch leicht die ſchreiendſte Ungerechtigkeit begehen, und grade hier geſchieht es am häufigſten, daß einer plötzlich thut, was er vorher Jahre lang entſchieden mißbilligt hat. —

Wir gingen Abends zur Gräfin Klothilde von Kalkreuth, die uns erwartete. Herr Aſſeſſor Hierſemenzel kaum auch; ſeit 1848 hatte ich ihn nicht wiedergeſehen; ein verſtändiger, freigeſinnter, lebhafter Mann. Der Abend war heiter und angenehm.

Das Obertribunal hat heute in letzter Inſtanz die früheren Urtheile gegen die freie Gemeinde in Magdeburg beſtätigt, ſie bleibt geſchloſſen, weil ſie mit gewaltſamer Willkür als politiſcher Verein gelten ſoll. Die geſchickten Ausführungen des Rechtsanwalts Dorn, die pathetiſchen Vorträge der Prediger Uhlich und Haaſe, alles war vergebens. Die Magdeburger freie Gemeinde ſollte und mußte verurtheilt werden! —

Sonnabend, den 31. Mai 1856.

Die Zeitungen verkünden eine allgemeine Amneſtie des ruſſiſchen Kaiſers für die ausgewanderten Polen; ſie iſt aber keine allgemeine, ſie macht Ausnahmen, die der Regierung eine weite Willkür laſſen, und ſtellt Bedingungen, denen ein freier kühner Geiſt ſich ſchwer unterwirft. Die Sache iſt kleinlich, wie alles was jetzt von den Regierungen ausgeht; nichts Edles, nur Scheinſucht. So ſind die Mächtigen jetzt, es iſt ein allgemeiner Karakter. Sogar England

hat nichts Großartiges mehr, alles wie klein zugeſchnitten, ärmlich, jämmerlich, heuchleriſch; die großen Summen machen es nicht aus, eben ſo wenig die großen Angelegenheiten; jene werden nur verſchleudert, dieſe verkümmert.

Man hat bemerkt, daß bei der heutigen Parade der König ſehr unſicher zu Pferde ſaß, und daß er die größte Mühe hatte, den Degen zu ziehen, der durchaus nicht aus der Scheide heraus wollte. Von freudigem Zuruf war wenig zu hören, die Stimmung war matt. Das Schauſpiel im Ganzen aber ſoll recht ſchön geweſen ſein.

Man verſichert, der Polizeidirektor Stieber habe für ſeine wiederholten Gefälligkeiten von der ruſſiſchen Regierung durch die hieſige Geſandtſchaft ein Geſchenk von 500 Dukaten bekommen. Da iſt der Prinz von Armenien reichlich mitbezahlt! — Herr Profeſſor Petermann ſagte zu einem meiner Bekannten, der Prinz ſei unzweifelhaft der, für den er ſich ausgebe; armeniſch könne er zwar nicht viel, aber deſto mehr perſiſch, das er geläufig ſpreche. —

Sonntag, den 1. Juni 1856.

Die Zeitungen hatten der Anweſenheit des Fürſten von Windiſchgrätz in Berlin politiſche Motive beigemeſſen; trotz des Widerſpruchs, den Wiener und andre Federn dagegen erhoben, behielt dieſe Meinung große Wahrſcheinlichkeit. Um dieſe zu zerſtören, gab ein Bericht aus Berlin in Nr. 144 der Augsb. Allg. Zeitung eine für den Fürſten nicht angenehme Aufklärung über ſein Hieherkommen, es wurde geſagt, der König habe zu der Heirath ſeines Neffen mit einer Windiſchgrätz anfangs ſeine Einwilligung rund abgeſchlagen, dann ſie zögernd und widerwillig ertheilt, nun aber, um den davon gekränkten Fürſten einigermaßen zu beruhigen, ihn perſönlich

hier zu sehen gewünscht und daher eingeladen. Nachdem dies durch alle Zeitungen gelaufen und seine Wirkung gethan, erscheint nun eine Berichtigung, die mit Unwillen erklärt, jene Aufklärung sei ganz irrig, der König habe jener Heirath sich nicht widersetzt, sei mit dem Fürsten schon in den Befreiungskriegen persönlich bekannt geworden, habe demselben im Jahre 1848 (nach dem Prager Blutbad!) den Schwarzen Adlerorden gegeben, ihn stets hochgeachtet u. s. w. Die Allg. Ztg. vertheidigt sich darauf, und sagt, ihr Berichterstatter sei ein zuverlässiger Mann, sein Irrthum sei schwer zu begreifen u. s. w. Hier am Hofe sagt man sich in's Ohr, beide Artikel, die Aufklärung und die Berichtigung, stammten aus einer und derselben Quelle, beide verdankten ihren Ursprung einer augenblicklichen Aufwallung, einer ungünstigen und dann einer günstigen. Nach Laune erinnre man sich der Dinge, oder vergesse sie, thue Schläge und bereue sie!

Die hamburgische Neunerkommission, welche hartnäckig darauf bestand, die alte Verfassung des Freistaats ändern zu wollen, selbst nachdem es unmöglich geworden dies im Sinne des Fortschritts und der Freiheit zu bewirken, hat sich endlich aufgelöst. Nichts hat den Deutschen in ihrer großen Bewegung so sehr geschadet, als daß überall dies Gothaerwesen so viel Einfluß hatte! —

Montag, den 2. Juni 1856.

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Sie sieht leidlich aus, etwas geordnet, mild, aber auch matt, sie klagt über Hinfälligkeit, Schwäche, schlechtes Sehen, Unfähigkeit zum Schreiben, dabei fürchtet sie, daß man sie in ein Bad schicke, die Töchter scheinen es zu wollen, die Aerzte mit ihnen. — Bettina rühmt wieder überschwänglich die Ratti'sche Kopie

von Tizian's Aſſunta, ſie ſei dem Urbilde weit vorzuziehen, denn dies falle mehr und mehr dem Verderben anheim, jene ſei friſch und ſtrahlend, „keine Farbe iſt gequält, jede gleich auf den erſten Pinſelſtrich dageweſen ganz wie ſie ſein ſollte.“ Dann ſagt ſie: „Ich freue mich, daß der König es nun ſehen wird.“ — So? haben Sie jetzt Nachricht darüber, Gewißheit? — „Dazu hab' ich's ja in meinem Zimmer aufgehängt, ſo viel es möglich, denn es iſt viel zu hoch und beinahe die Hälfte bleibt unentfaltet.“ Wenn ſie weiter keine Gründe hat, als ihre Abſichten und Wünſche, dann ſteht es ſchwach! — Sie hörte mit Verwunderung, daß wir nächſtens verreiſen, und ging nun zu Ludmilla um von ihr Abſchied zu nehmen. Sie erzählte auch von der Kaiſerin von Rußland, von ihrer Knochendürre und Schwäche, alles was eine der Hofdamen derſelben geſagt hatte. —

Berliniſche Redeweiſe: „Daß dem Jungen was fehlte, des wußt ich, aber deß des des wäre, des dacht' ich nich!“

Manteuffel hat den ruſſiſchen Andreasorden bekommen. „Ei der Tauſend! So behängt und betroddelt muß der unbedeutendſte Menſch zuletzt doch Anſehn bekommen, und ſogar Werth!“ —

Dienstag, den 3. Juni 1856.

Eine Merkwürdigkeit unter vielem in der Art ſchon Gewöhnlichen iſt folgender Vorgang! Die hieſige mediziniſche Fakultät ſetzt kleine Preiſe für Studenten aus, die in beſonderen Prüfungsaufgaben ſich durch fertige Löſung derſelben hervorthun. Neulich waren zu dieſem Zwecke zwanzig Mediziner erſchienen. Da erklärte der Dekan Profeſſor Jüngken unerwartet, nur chriſtliche Studirende könnten an der Preisbewerbung theilnehmen, worauf ſich achtzehn jüdiſche zurückzogen! Welch eine Verhältnißzahl! Und welche Maßregel!

Dieſe iſt eine offene Unredlichkeit, denn alle Studenten waren berufen und berechtigt. Wenn dergleichen jetzt in der Türkei vorginge! Aber unſre Namenchriſten ſind türkiſcher als es die Türken waren und jetzt ſein dürfen. Der Herr Kultusminiſter von Raumer verdiente, wenn er die Kenntniſſe hätte, ein Ulema zu ſein! —

Die hieſige Schauſpielerin Fräulein Viereck iſt in Karlsbad an der Zuckerruhr (Diabetes mellitur) in der Blüthe der Jahre geſtorben. Sie war ſehr ſchön aber wenig begabt. —

Es hieß, der König habe neulich auf ſeiner Reiſe zum Empfang der Kaiſerin von Rußland ſich in Bromberg bei der Tafel über die Verhältniſſe der polniſchen Flüchtlinge Vortrag erſtatten laſſen, und ſich beſonders zu ihren Gunſten — andre Berichte meinten, nicht zu ihren Gunſten — ausgeſprochen. Die Zeitungen verneinen, daß ein Vortrag ſtattgefunden, es war ein bloßes Geſpräch von keiner weiteren Bedeutung. —

Am 2. Juni wurde in Kaſſel der Juſtizbeamte Taſſius, Stifter und Leiter des dortigen Treubundes, Ritter des Wilhelmsordens ꝛc., wegen zwölf verſchiedenen Erpreſſungen, vier Fälſchungen öffentlicher Urkunden, zweier Unterſchlagungen und eines Betrugs, zur Dienſtentſetzung, Verluſt der Nationalkokarde und zu drei Monaten Zuchthausſtrafe verurtheilt. Der Angeklagte iſt aber nicht erſchienen, ſondern flüchtig. Die Reaktion hat gute Geſellen, das muß man ſagen! Sie machen ihren Meiſtern alle Ehre!

Mittwoch, den 4. Juni 1856.

Heute begann mein Morgen mit einem Freudenſchrei! Bakunin, der tapfre Bakunin, iſt vom ruſſiſchen Kaiſer begnadigt! Die Volkszeitung meldet es nach einem andern

Blatte. Der Sieger von Kars, General Murawieff, Oheim Bakunin's, ſoll beim Kaiſer ſich für ihn verwendet haben. Nun wiſſen wir doch, weßhalb Kars gefallen iſt! —

Beſuch vom Herrn General von Weyrach. Beinahe zwei Stunden. Ueber den Prinzen Louis Ferdinand. Ueber die neuen Waffen im preußiſchen Heere. Ueber den faulen Frieden. Der General bedauerte, daß nicht auch die ruſſiſche Oſtſeeflotte gleich der im Schwarzen Meere zerſtört worden, daß Preußen nicht wieder die Oſtgränze von 1805 verlangt habe ꝛc. Ganz weſtmächtlich, aber nicht Bonapartiſch.

Abends kam Bettina von Arnim. Sie klagte, daß wir geſtern nicht gekommen ſind, beſtand darauf, daß wir noch einen Abend bei ihr ſein müßten, und erzwang die Zuſage auf morgen. Erzählung von gräuelhaften Zuſtänden in Rußland, von der Verderbniß der obern Klaſſen, von der gemeinen und gewaltſamen Ausſchweifung des Kaiſers Nikolaus. Sie ſchimpft auf den Kronprinzen von Würtemberg, der wieder abgereiſt iſt, ohne ſie beſucht zu haben, der in ihrem Hauſe früher ſo viele Gaſtfreundſchaft genoſſen, dem ſie ſo viele Briefe geſchrieben habe, ſie will dieſe jetzt zurückfordern ꝛc. Wegen Ratti's Kopie von Tizian's Aſſunta will ſie nun nicht an Humboldt ſchreiben, ein Fürſt von Hohenlohe ſoll dem Könige davon ſagen, Ratti will zwar das Bild umſonſt geben (eigentlich aber gehört es ihr!), allein 4000 Thaler, ja 6000 Thaler, ſoll der König doch dafür bezahlen! — Bettina hat dem Hofrath Teichmann zu ſeinem Amtsjubiläum die dramatiſchen Werke Arnim's mit einem ſchmeichelhaften Briefe geſchickt. — Sie kommt auch auf die alte Tollheit zurück, daß das von Kertbeny uns zugeſandte Bild, das zwar ſeinen Namen zur Unterſchrift hat, aber ihm gar nicht ähnlich ſei, wirklich das Bild Petöfi's ſei, deſſen Name nicht genannt werden durfte, die Jahreszahl 1856 ſolle der Welt heimlich

kundgeben, daß er noch lebe! An dieſer Sache ſcheint ihr viel gelegen; es ſoll ſo ſein, ſie will es! —

In Gotha die Todesſtrafe wiederhergeſtellt. — In Kaſſel der Treubündler und Juſtizbeamte Taſſius zu drei Monaten Zuchthausſtrafe verurtheilt! —

Ueberſchwemmungen bei Lyon. — Wolkenbrüche und Gewitter. —

Donnerstag, den 5. Juni 1856.

Um 8 Uhr fuhren wir in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Sie empfing uns an der Thür, und führte uns gleich in den Saal, wo wir das nicht völlig aufgerichtete Ratti'ſche Bild — der untere Theil lag noch zuſammengerollt am Boden — in Augenſchein nehmen mußten. Vor wenigen Tagen hatte ſie dies für unmöglich erklärt, heute, meinte ſie, könne es geſchehen, da wir wegreiſten! Aber die Dämmerung war ſchon zu groß, wir konnten nur den Umfang und das Allgemeine der Gruppirung wahrnehmen. Nach und nach kamen Fräulein Giſela, Fräulein Armgart, Herman Grimm, Herr von Salvotti aus Wien, letzterer Sohn des unglücklich berühmten öſterreichiſchen Richters in Mailand, aber dieſem an Geſinnung gar nicht ähnlich; bei dem unſeligen Geſpräch vom Tiſchrücken, magnetiſchen Einflüſſen u. ſ. w., bei dem mir heiß und gallig wurde, vertrat er die vernünftige, zweifelnde, unterſuchende Seite. Grimm erzählte von Venedig, gar nicht günſtig! Im Ganzen ein lebhafter, angenehmer Abend, voll Freundlichkeit, beſonders war Bettina gutmüthig und liebenswürdig. —

Freitag, den 6. Juni 1856.

Die Nachricht, daß dem engliſchen Geſandten in Waſhington ſeine Päſſe zugeſchickt werden ſollen, beſtätigt ſich; nicht gegen

England, nur gegen Herrn Crampton persönlich ist die Maßregel gemeint; er wird beschuldigt gelogen zu haben.

Einem schreienden Mißbrauche, den der vielschuldige Hinckeldey eingeführt und gewaltsam durchgeführt, der verrufene Staatsanwalt Körner aber einverstanden geduldet hat, soll jetzt gesteuert werden. Die Polizei (Stieber) hatte sich angemaßt, gegen Verbrechen selbstständig einzuschreiten, Verhaftungen und Untersuchungen zu führen, ohne den Gerichten, oder doch erst spät, davon Anzeige zu machen. Jetzt soll festgestellt werden, daß die Polizei in diesem Betreff unter dem Staatsanwalt steht, und in der Regel nur auf dessen Befehl vorgehen darf. —

Sonnabend, den 7. Juni 1856.

Von Berlin abgereist früh um 7 Uhr. — Bei bedecktem Himmel und kühlem Wind angenehme Fahrt, über Potsdam, Brandenburg, Genthin, Burg, Magdeburg, nach Braunschweig, hier einiges Essen, dann nach Hannover, wo wir in British Hotel einkehrten, — vor fünfzig Jahren hier mit Wilhelm Neumann und August Neander! Fahrt durch die Stadt; Leibnitz-Denkmal, eine offne runde Halle, zwölf ionische Säulen, in der Mitte die kolossale Büste von Leibnitz, besser als alle sonstigen Bildnisse von ihm, der Denker, der Hofmann, der stolze Gelehrte, der sinnige gütige Mensch, alle fanden hier ihren Ausdruck. Waterloo-Platz und Siegessäule. Erzbildsäule des Generals Grafen von Alten, keine ideale Auffassung, derbe Wirklichkeit. Wohnhaus von Leibnitz, alterthümlich. Königliches Schloß, prächtiges Theater, alterthümliches Rathhaus, neues Ständehaus, viele öffentliche Gebäude. Schöne Anlagen rings um die Stadt, aus den Festungswerken glücklich gewonnen. Fahrt nach Herrenhausen.

Schloß Montbrillant seitwärts, Sommeraufenthalt des blinden Königs. Herrliche Allee nach Herrenhausen, vierfache Lindenreihe, das Grün frisch und üppig, Goldregen in schönster Pracht, rothe Kastanien, rother Hagedorn wie ich ihn nie gesehen. Geschorne Hecken in weiter Ausdehnung, zahllose Durchkreuzungen, gesonderte Gärtchen von den grünen Wänden eingeschlossen. — Theater im Freien. Gräuelhafte schwarze Bildsäulen, plump und roh, zur Verzierung. Palmenhaus mit schönen Gewächsen. — Kaffee im Jägerhause. Zurück in die Stadt. Nach dem Archivrath Kestner gefragt, Leinstraße 10, er ist aber im Karlsbad. Oberschulrath Kohlrausch, auf dem Garten, für mich zu weit. Schöner Spazirgang in den Anlagen, quer durch die Stadt zurück.

Sonntag, den 8. Juni 1856.

Spazirgang durch die Straßen. Marstall mit schönen Pferden, Schimmelgespann der Königin Friederike, Reitpferde des blinden Königs, kleine Pferde des Kronprinzen. Haus, wo die Königin Luise von Preußen geboren worden. Soldaten mit Musik zur Kirche geführt. Die Sonntagsfeier in Hannover schwach, alle Laden offen. Oefteres Regnen, kühl. — Um halb 12 Uhr nach Hildesheim abgefahren. Angenehme und vornehme Damen aus Hannover mit uns im Wagen, scherzende, prickelnde Gespräche. In Nordstemmen trennen wir uns. Um halb 1 Uhr in Hildesheim. Merkwürdige alte Stadt, ein wahrer Kirchenort. Häuser mit künstlichem Schnitzwerk, weit übergebauten Stockwerken, das Leihhaus einzig in seiner Art, sechs übergebaute Stockwerke, hohes Dach, alles verziert mit sinnreichen Holzschnitzereien und Oelbildern — diese an den Fußböden der Ueberbaue — alle Lebensverhältnisse und Gewerbe darstellend, verzierter Ziegelsteinbau,

zum Theil erneuert aber im Stil des Alten. Viele andre ſonderbare Häuſer, ſchiefe, den Einſturz drohende, dazwiſchen ganz neue, im byzantiniſchen Stil feſt und ſchön erbaute, auch Palläſte aus dem vorigen Jahrhundert, ehmals von Domherren bewohnte, altes Haus, deſſen vordere Steinwand mit Standbildern und Medaillons römiſcher Kaiſer verziert iſt, ein ſeltſames Gemiſch von Altem und Neuem, von Pracht und Dürftigkeit. Die Hauptſache jedoch ſind Kirchen. Wir beſahen zuerſt die Andreaskirche, alt, doch nicht beſonders ſchön. Nach dem Mittageſſen — recht gut, im Hotel d'Angleterre, wackrer Wirth — einen Wagen genommen und nach dem Moritzberge gefahren, die Moritzkirche beſehen, wo eben der katholiſche Gottesdienſt beendigt war, eine Baſilika mit Säulen und Pfeilern dazwiſchen, je zwei Säulen und ein Pfeiler. Auf derſelben Anhöhe weiterhin ein ſchönes Gehölz, an deſſen Ende ein Kaffeegarten mit offner Ausſicht auf die Stadt Hildesheim und die weite ſchöne Thalebne zum Harzgebirge hin, aus dem der Fluß Innerſte herabſtrömt. Zur Stadt zurück in die Michaeliskirche, ehmals den Benediktinern gehörig, jetzt proteſtantiſch, die beiden Krypten aber noch katholiſch; ein großes, prächtiges Werk, im ſchönſten romaniſchen Stil, ſchrecklich mißhandelt von der Zeit und den Menſchen, große Einſtürze, von ſechs Thürmen nur drei noch übrig, ein großer und zwei kleine, man arbeitet an Wiederherſtellung, außen und innen große Baugerüſte. Flache Decke mit Mahlereien, hergeſtellt möglichſt genau nach den alten verblichenen. Den ſehr gerühmten Kreuzgang, ehmals zum Kloſter gehörig, wo jetzt eine Irrenanſtalt iſt, und nun mit dieſer abgeſchloſſen, konnten wir nicht ſehen, weil die Zeit zu kurz war, alles zu erfragen und zu errufen. Im Vorbeifahren das Haus des Hauptmanns Wilke, mit den ſchon erwähnten Bildern römiſcher Kaiſer beſehen, — lange nicht ſo merkwürdig wie das Leihhaus, — dann beim Dom ausgeſtiegen. Prächtiges

romaniſches Bauwerk, aus dem Zeitalter Karl's des Großen. Der Domplatz mit großen Bäumen bepflanzt; eine gewundene Säule hier aufgerichtet, Chriſtusſäule genannt, die Heilige Geſchichte in aufſteigenden Bildwerken darſtellend, einſt aus dem Bauſchutt der Michaeliskirche ausgegraben, ein köſtliches Alterthum! Roſenſtock von Karl dem Großen gepflanzt, nächſt der Wurzel wie ein dicker Baumſtumpf, hoch und breit die Zweige ausgedehnt. Im Innern die Irminſäule. Viele Kapellen, von Domherrn geſtiftet und begabt. Reicher Schatz an Silber und Kleinodien. Vergoldete Ehrenſärge des Heiligen Godehard und des Heiligen Liborius. Gemählde von Paul Veroneſe, mehrere von den Caracci's. In Stein gehauen uralt eine Aebtiſſin von Gandersheim. Schenkungen des Heiligen Bernwardus, große ſilberne Kronleuchter, alte Meßbücher mit bunten Mahlereien. Kleine gothiſche Kapelle. Krypta. Die Fülle des Merkwürdigen in der Eile kaum zu überſehen! — Die Kirche von St. Godehard, von großen Bauanſtalten innen faſt verhüllt, aber doch in ihrer Schönheit erkennbar. Ludmilla findet zu ihrer Freude an zweien Säulen die von Lübke abgebildeten zwei ſchönen Kapitäle richtig auf. Edle Verhältniſſe, im gegebenen Bauſtil große Mannigfaltigkeit. Katholiſche Pförtnerin, die Karolinen lächelnd verſichert, die Leute ſagten im Beichtſtuhl nicht alles, ſie würden ſich hüten, ihre ärgſten Sünden zu bekennen ꝛc. — Wir mußten eilen, berichtigten alles im Wirthshaus mit dem guten Wirth, und fuhren zum Bahnhof. Abgefahren nach 5 Uhr. Faſt immer im Thal der Leine, die ſich uns immer wieder entgegenſchlängelte, ſchöne fruchtbare Gegenden, herrliches Grün, weite Ausſichten, Thäler, Berge. Um halb 9 kamen wir in Göttingen an, kehrten in der Krone ein. Sogleich zu Dirichlet's gegangen, die ſchon im eignen Hauſe behaglich wohnen. An der Treppe ſtoßen wir auf Ernſt, der uns im Dunkeln erkennt und ſofort zu den Eltern einläßt; ſie ſaßen mit der alten

Frau Dirichlet und der kleinen Flora noch beim Thee. Frau Rebecca ſtürzte mit einem lauten Freudengeſchrei und ausgebreiteten Armen auf Ludmilla, dann auf mich, küßte uns, und rief wiederholt, ſolche Freude habe ſie heute nicht mehr erwartet. Dieſe liebenswürdige Leidenſchaftlichkeit ließ in ihr wahres Innere blicken, riß alle Vorhänge weg, die es bisweilen verdecken wollen. Eben ſo herzlich war die Aufnahme von Seiten Dirichlet's, ſeiner alten Mutter, und ſelbſt der Kinder. Wir waren ganz entzückt, und freuten uns der lieben werthen Menſchen! Was gab es nicht alles zu berichten, auszutauſchen, zu erwähnen! Hermann Franck wurde nicht vergeſſen. Schöner Beſitz von Haus und Garten, vortreffliche Luft, Wohlbefinden, genugſame Thätigkeit, gute Verhältniſſe, vielfacher Umgang mit guten Leuten, — die Verpflanzung ſcheint vollkommen gelungen, der Zuſtand ganz befriedigend. Ernſt und Flora ſehr gewachſen und in vortheilhafter Entwicklung begriffen.

Montag, den 9. Juni 1856.

Die Eigenheiten eines Univerſitätsortes, Göttingen's insbeſondere, das dem ganzen Land als ein Kleinod gilt. Hier iſt Neander geboren, ſeine Schweſtern; hier haben beide Humboldt, Dr. Veit, der Syndikus Karl Sieveking ſtudirt; Erinnerungen an Heyne, Voß, Wolf, Bürger, Lichtenberg, Schlözer, Keſtner, Georg Forſter, Haller, Heeren ꝛc. Goethe's hieſiger Aufenthalt. Heinrich Heine! — Frau Rebecca Dirichlet kam früh uns zu beſuchen, und uns für alle Zeit unſres Aufenthalts einzuladen; Zimmer in ihrem Hauſe waren uns ſchon geſtern angeboten. Um 10 Uhr gingen wir hin. Garten, Gartenſaal, Kettenhund Mohr. Herr Julius Grimm aus Kurland, von dem uns Hermann Grimm geſprochen hatte, gab Flora'n Muſikunterricht. Mittags im Gartenſaal gegeſſen;

Herr Professor Ribbentrop, gesprächig, eingehend, munter. Bald nach 3 Uhr fuhren wir nach Reinhausen. Eine der schönsten Fahrten, ein fortdauerndes Entzücken! Berge, mächtige Felsen, Wald, Ackerland, Wiesen, das reichste Grün! Das Wetter mäßig, Wolkenschatten. Wir tranken Kaffee auf dem hohen Felsen hinter dem Wirthshause; die Andern stiegen dann höher, ich blieb mit Dirichlet und seiner Mutter zurück. Ernste Gespräche, über Alter, Tod, Wiederleben und Weiterleben, Zerfließbarkeit des Geistes, Unzerstörbarkeit der Seele. Die Spazirgänger kamen mit Sträußen von Feldblumen zurück. Schöne Nachhausefahrt. Thee bei Dirichlet's. —

Dienstag, den 10. Juni 1856.

Gegen 11 Uhr zu Dirichlet's, und mit ihnen auf die Bibliothek. Die Bibliothekare Herr Professor Hoeck und Herr Professor Wüstenfeld führen uns in den Bücherſälen umher. Schönes Bildniß des Stifters der Universität, Ministers von Münchhausen, ganze Figur in rothem Staatskleid; Bildniß Georg's des Vierten. Büsten von Haller, Schlözer; seine Tochter zweimal, als Mädchen und als Frau von Rodde, Johannes Müller, Lichtenberg, Käſtner ꝛc. Goethe, Schiller ꝛc. Aelteste Gutenberg'sche Bibel. Schöne Säle, gute Ordnung. — Mittagessen im Gartensaal. — Nach dem Essen Kaffee unter der Linde in der Ecke des Gartens. Schwüle Luft, drohende Gewitterwolken. Lebhaftes Gespräch. Auf eine kleine Weile ziehe ich mich in eine kleine Laube zurück. Träumerische aber ganz wache Versetzung in frühe Knabenzeit; es war mir genau zu Sinn und zu Muth wie eines bestimmten Tages in Poppenbüttel im Garten des Münzmeisters Lüders; Luft, Sonnenschein, Blumen, Gras, Bäume, alles machte mir denselben Eindruck wie damals, meine Jahre waren ver-

ſchwunden, alles ſeither Erlebte wie nicht geſchehen, nur das Gefühl des Daſeins, des Verhältniſſes der Natur. Dann erwachten Gedanken an meinen Vater, es reihten ſich die Bilder von Rahel an, ich fühlte die erlittenen Verluſte, alles war wieder da, das Erlebte, der heutige Tag, jene Träumerei hatte kaum fünf Minuten gedauert. — Um 4 Uhr zur Raſemühle gefahren. — Das Gewitter hatte ſich verzogen, der baumloſe Weg war glücklicherweiſe durch Wolken beſchattet. Wir waren mit Dirichlet's eigentlich Gäſte von Ewald's, die eine größere Geſellſchaft geladen hatten, auch zwei hier ſtudirende Prinzen von Heſſen-Darmſtadt, die aber nicht kamen. Teich, in den ſich verſchiedene Quellen ergießen, kryſtallhell, der Boden, an manchen Orten achtzehn Fuß tief, mit üppigen Waſſerpflanzen überwachſen, ſpiegelt das ſchönſte Grün herauf, eine kleine Thalgegend unter dem Waſſer! Kahnfahrt. Bewirthung mit Kaffee, mit Paſtete, mit kaltem Reis. Bei meiner zweiten Taſſe Kaffee zur verwunderten Dirichlet, daß ich ſchon wieder trinken könne: „Es küßt ſich ſo lieblich die Lippe der zweiten, wie kaum ſich die Lippe der erſten geküßt.“ Herr Profeſſor Curtius ſprach vom Homer, das Beiwort „göttlich“ des Sauhirten Eumäos wurde angeführt, ich machte die Bemerkung, dieſer Sauhirt ſei zu ſeiner Zeit eine angeſehene Perſon geweſen, wenigſtens ſo viel als zu unſrer Zeit ein Domainenpächter. Unauslöſchliches Gelächter der Geſellſchaft, wie der Blitz hatte das Wort in ſie eingeſchlagen, denn grade mir gegenüber ſaß der Domainenpächter H., der herzlich mitlachte und ſich vortrefflich benahm. Die Sache machte den größten Eindruck. Herr Profeſſor Weber und ſeine Nichte. Herr Profeſſor Liſting und ſeine hübſche Frau, die mir viel Artiges ſagte. Herr Dr. Dedekind aus Braunſchweig, noch ein paar Damen. Angenehme Nachhauſefahrt.

Mittwoch, den 11. Juni 1856.

Ueber den Wall zu Dirichlet's gegangen. Vorher im Dieterich'schen Buchladen den lateinischen Lektionskatalog gekauft. Ludmilla machte einen Besuch bei Frau Professorin Curtius. Bei Dirichlet's Herr Julius Grimm, dann Herr Professor Sartorius von Waltershausen. Gespräch mit letzterm über die Familie von Kalb, der ehmals Waltershausen gehörte, Familienbilder daselbst. — Mittagessen. Kurze Rast. Dann unter der Linde Kaffee, und Ausschneiden für Flora und eine kleine Benfei. Nach Hause, dann zum Abend wieder zu Dirichlet's. Großes Professoren-Gastmahl; der Prorektor Magnifikus Kraut, Emil Hermann, Heinrich Ewald, Wilhelm Weber, Sartorius, Ernst Curtius, Waitz, Heinrich Ritter, Wilhelm Baum, J. Henle, Heinrich Thöl, dann Ludmilla und die beiden Damen des Hauses. Dirichlet brachte plötzlich zu meinen Ehren einen Trinkspruch aus, in welchem er rühmte, daß ich in meinen Gesinnungen für Freiheit und Recht nie gewankt, für beide im Kriegeskampfe wie als Diplomat und Schriftsteller, mit gleichem Eifer gewirkt habe u. s. w. Ich erwiederte nichts, und entschuldigte mich deßhalb im Stillen bei meiner lieben Nachbarin Frau Rebecca. Zuerst glaubte ich, da Dirichlet alle meine Titel nannte, es solle ein Scherz werden, und klagte, daß er mich nicht auch Doktor der Philosophie genannt, aber es war alles baarer Ernst. Nachher gestand Dirichlet, er habe anfangs keinen solchen Toast ausbringen wollen, aber seine Frau es verlangt. Mit Kraut viel gesprochen, mit Waitz — dem Schwiegersohn Schelling's, mit Heinrich Ritter, Henle und Curtius, die mich alle schon gekannt haben wollten, ich erinnerte mich aber nur des Baum und des Waitz. Politisch mit Ewald und Waitz am besten, am wenigsten mit Kraut.

Donnerstag, den 12. Juni 1856.

Um halb 10 Uhr über den Wall zum Bahnhof gegangen. Dirichlet fand ſich hier ein und nahm Abſchied. Später kamen ſeine Mutter, ſeine Frau, zuletzt auch Flora. Der Wirth Herr Bettmann erzählte von Heine, derſelbe ſei von ſeinem Doktorſchmaus her ihm noch einen Anker Wein ſchuldig, auf wiederholte Mahnungen — zuletzt nur um eines ſeiner Bücher bittend — habe er nicht geantwortet. — Im Wagen mit uns ein General, wahrſcheinlich in hannöverſchen Dienſten, — und zwei Damen, freundlich und geſprächig. Schöne Gegend bei Münden. Mit Poſtpferden nach Kaſſel gefahren, im König von Preußen zu Mittag gegeſſen, dann nach Wilhelmshöhe gefahren. Löwenburg, Bildniſſe, Rüſtungen, Rieſenburg, Herkules, Waſſerkünſte. Kaffee beim Jägerhauſe. Herrliche Bäume, erquickende Luft, das Wetter höchſt günſtig. Um $10^1/_4$ Uhr mit dem Eiſenbahnzug nach Eiſenach, widriger Aufenthalt in Guntershauſen. Ankunft in der Nacht $1^1/_2$ Uhr in Eiſenach, guter Gaſthof zum halben Mond bei Herrn Rupprecht. —

Freitag, den 13. Juni 1856.

Vormittags auf die Wartburg hinauf gefahren. Der Kommandant Herr von Arnſtwaldt nach Soden verreiſt. Die Arbeiten ſind ſehr vorgerückt, hübſche Fresken, der Sängerkrieg, die Geſchichte der Heiligen Eliſabeth in mehreren Bildern. Kleinliche Anordnungen des Großherzogs, man ſoll nicht Stöcke in die Gemächer mitbringen, Schranken geſtellt; jedes Berühren der Rüſtungen koſtet 10 Silbergroſchen! — Ein amerikaniſcher Bär in einer Grube an der Kette! — Ludmilla zu Fuß hinab in's Annathal, ich dorthin gefahren, brennende Sonnenhitze. Meine Gedanken während der einſamen Fahrt. Erinnerung, Sehnſucht! Die Welt iſt ſchön,

aber mir nicht mehr so schön, als sie es einst war. Im Annathal traf ich mit den Andern wieder zusammen. Schöne Rückfahrt. Nach Herrn von Groß gefragt; der Postillon sagt, er sei verreist. — Mittagessen. Dann mit Lohnfuhre über Ruhla und Altenstein nach Liebenstein. Hier unerfreuliche Veränderungen; noch nicht viel Gesellschaft; alles was hier vor drei Jahren war, ist wie weggewischt.

Sonnabend, den 14. Juni 1856.

Nach 5 Uhr früh von Liebenstein abgefahren. Schöne milde Gegend, fruchtbares Acker- und Wiesenland, hoher kräftiger Wald. Steigende Lerchen. Feldblumen. In Meiningen andre Pferde; drohendes Gewitter, Regen, der indeß bald aufhört. Unsre Weiterfahrt schön und ergötzlich, doch fallen die baierischen Ortschaften ungünstig auf. Um 7 Uhr Abends treffen wir in Kissingen ein, und bekommen gute (theure) Zimmer im Russischen Hof. Spazirgang im Kurgarten, die Brunnen versucht. Einige neue Bauten, im Wesentlichen nicht viel verändert, aber niemand erinnert sich früherer Sachen und Personen, jedes Jahr bringt eine neue Welt, die nur allein etwas gilt. Der ehemalige Kommissionair Niedergeseß ist kürzlich gestorben, nachdem er seine Betreibungen von 1848 durch Gefängnißstrafe gebüßt hatte. Unsre früheren Wirthe sind uns kaum noch kennbar, sogar Ganzmann ist betroffen, hier überall fremd zu sein! — Wir besuchen die Réunion. Das rothe Sopha nur zur Hälfte von der vornehmen Welt besetzt, die andre Hälfte von geringen Leuten. Fürst und Fürstin von Liechtenstein nebst zwei Töchtern, Graf und Gräfin von Clam-Gallas, der russische Kanzler von Nesselrode, den ich nur errathe, nicht erkenne, nach vierzig und mehr Jahren, daß ich ihn nicht gesehen! Prächtige Frauen, riesige Gestalten, reich und geschmackvoll angezogen, freies

ſichres Betragen. Es wurde getanzt, die vornehmen jungen Damen tanzten auch. Doch war alles nur klein und dürftig, und um 10 Uhr alles vorbei.

Sonntag, den 15. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Der Rakotzi ſehr kräftig und nach alter Weiſe wirkſam. Sehr gute Wirthstafel, zahlreiche Geſellſchaft; drei geſchwätzige und gefräßige Ruſſen. — Ich hielt etwas Mittagsruhe, während Ludmilla den Beſuch der Oberkonſiſtorialräthin Sophie Schwab, Wittwe Guſtavs Schwab und Mutter Chriſtoph Schwab's, und den der Doktorin Sophie Klüpfel, geb. Schwab empfing. Die Mutter iſt eine geborne Gmelin, Schweſter der Gattin Kielmeyer's; Erzählungen von Theobald Kerner's, Karl Mayer, Frau von Suckow u. ſ. w. — Spazirgang nach der Saline; drückende Luft, bedeckter Himmel. Der Salzbrunnen in wallendem Aufſteigen, ſehr ſchön. Kaffee. Feldblumen, Zittergras. Wir fühlten große Müdigkeit und kamen ganz erſchöpft zurück. Ausruhen im Saal, dann unter den Bäumen des Kurplatzes. Die geputzten großen Damen. Betrachtungen über die verſchiedenen Menſchenarten, die hier durcheinander wogen, Bauern, katholiſche Geiſtliche, vornehme Welt — überall dieſelbe! —

Montag, den 16. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Nur ein halbes Glas Rakotzi getrunken. — Die Damen Schwab und Klüpfel; Erzählungen aus dem Schwabenkreiſe; Schriftſtellerin Wildermuth. — Etwas erholt ging ich zu Frau von Kalergis, um doch nach ihrem Vater dem Grafen Friedrich von Neſſelrode zu fragen; ſie nahm mich ſogleich an, und bezeigte ſich überaus freund-

lich und angenehm. Ausſehen, Sprache und Benehmen gefielen mir weit beſſer als damals in Berlin. Sie kommt von Paris, um ihren Onkel den ruſſiſchen Kanzler hier zu ſehen, und erwartet auch ihren Vater, der von Warſchau den 20. abreiſen will; ſie bedauert, daß ich nicht länger hier zu bleiben gedenke, ſie meint, ihr ſelbſt und nicht minder ihrem Vater würde meine Geſellſchaft von außerordentlichem Werth und von größter Hülfe ſein. Sie bewundert noch immer den Louis Bonaparte, den ſie für Frankreichs Glück hält, der ein wirklicher Selbſtherrſcher ſei, — tout se fait dans sa tête, personne n'est dans son secret, tout le monde est dirigé par lui sans même connaître le but de son action, wodurch ſogar das Pariſer Leben etwas langweilig werde; die höhere Klaſſe grollt ihm, die Litteratur thut ſpröde, das Volk aber liebt ihn. Ich ſage ihr, während des Krieges müſſe ſie harte Zeit in Paris gehabt haben; „Oh je ne suis pas russe, je suis allemande, j'aime l'Allemagne et surtout la Prusse", aber leider iſt es nicht mehr das alte Preußen, das alte Berlin! — Sehr angenehm, weich und liebenswürdig war das ganze Geſpräch. — Mittags an der Wirthstafel; Ludmilla's Nachbar iſt ein preußiſcher General Graf von der Goltz, gegenüber eine hübſche Staatsräthin von Heſſe aus St. Petersburg nebſt zwei feinen artigen Töchtern. — Nachmittags zur Linden- (Lindle's) Mühle gegangen. Kaffee. Vogelneſt. Zittergras gepflückt. — Große Ermüdung; Ausruhen auf einer Bank des Kurplatzes. Nach 6 Uhr erſchien Frau von Kalergis, und kam gleich auf uns zu, ich ſtellte ihr Ludmilla'n vor. Große Lieblichkeit und Freiheit der Unterhaltung. Wieder das Lob Louis Bonaparte's, er ſei beſſer als der alte Kaiſer, den ſie gar nicht liebe, ſei ein größerer Staatsmann, habe ein gefühlvolles Herz, Sinn und Eifer für das untere Volk; den Vornehmen ſtehe er ſogar in Verdacht ſozialiſtiſch zu ſein. (Daß man ſich genöthigt ſieht, um ihn

zu loben, das anzuführen, *solches* Lob auszuwählen, beweiſt einen Zuſtand der Dinge, der dem alten gar nicht mehr gleicht!) Sie ſagte, ſie ſei nicht reaktionair, nicht abſolutiſtiſch, durchaus nicht, aber ſtreng katholiſch. Katholiſch bin ich auch, aber nicht ſtreng, verſetzte ich. Ohne ſolche Katholiken wie ich würde der Katholizismus kaum noch möglich ſein, er beſtehe hauptſächlich dadurch, daß er *nicht* ſtreng ſei, ſich mitunter verläugne. Ich ſpreche von Bakunin, und lobe ihn ſehr; ſie meint, es ſei doch nicht hübſch, daß er im Auslande revolutionair thätig geweſen; Ludmilla fragt, ob ſie lieber gewünſcht, daß er in Rußland es verſucht? „O um's Himmelswillen nein!" mit Lachen und Laune. Ueber Herzen; die meiſten ruſſiſchen Demokraten (Giebt es das? „O gewiß recht ſehr!") ſeien leider auch Atheiſten. Ueber Fürſt Michael Kotſchubei, General Graf Karl Noſtitz; über Geſchichtſchreibung, Memoiren, die Wahrheit werde unterdrückt, komme aber doch an den Tag. Sie lebt in Paris wegen einer heranwachſenden Tochter, in Warſchau finde man durchaus keine Hülfsmittel für höhere Erziehung, nicht einmal einen guten Muſiklehrer; in St. Petersburg könne man allenfalls Rath ſchaffen, aber für ungeheures Geld, man müſſe dort Millionair ſein. Sie war gegen Ludmilla beſonders artig, reichte ihr die Hand, aber noch nicht zum Abſchiede. Die Unterhaltung hatte ziemlich lange gedauert, die früheren Begleiter waren weiter gegangen. — Die Fürſtin von Liechtenſtein (nicht Dietrichſtein) ſcheint ſehr leidend; zwei rieſige Töchter, edle Geſtalten, kluge ausdrucksvolle Geſichter, vornehme, feine Haltung, geſchmackvolle Kleidung. Der Graf von Clam-Gallas öſterreichiſch latſchig, ungeſchickte Bewegungen, grimaſſirend. Der Kanzler Graf von Neſſelrode, ein kleines Männchen von gemeinem, faſt tückiſchem Ausſehen, alles an ihm drückt die Ungnade und Amtsloſigkeit aus; er war zeitlebens ein diplomatiſcher Knecht ſeines ſcharfen Herrn,

eine Art Manteuffel, der alles gelitten und ertragen hat um in seinem Posten zu bleiben! Er soll einen großen Theil der letzten diplomatischen Nachtheile Rußlands auf Meyendorff schieben, der in Wien den Verhältnissen gar nicht gewachsen gewesen sei, sich selbst und das Kabinet getäuscht habe ꝛc. — Später mit den Schwab'schen Damen gegangen. — Abendessen im Speisesaal. — Vormittags haben wir dem ergötzlichen Zupfropfen der Wasserkrüge eine Weile zugesehen, dann das neue Theater in Augenschein genommen, ein junger Schauspieler führte uns; die Würzburger Truppe spielt hier, — heute den Königslieutenant von Gutzkow.

Dienstag, den 17. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Die vornehme Welt findet sich etwas spät ein, bleibt aber dann bis 8 Uhr. Die Schwab-Damen gesprochen. Das Gewühl auf dem Kurplatze nicht zu vergleichen mit dem in früheren Jahren: ein gleichgültiges Durcheinander, keine innere Bewegung, keine wechselnde Lebhaftigkeit, keine Spannungen, die höhere Gesellschaft gar zu dürftig an Zahl und Eigenheit. Ich begreife, daß die Leute diesen Aufenthalt, wie er jetzt ist, langweilig finden. Aber wie belebt, wie angenehm war er in früherer Zeit, und besonders mir, dem so viel von allen Seiten sich zudrängte! Dergleichen wiederholt sich bisweilen, aber man darf nicht darauf rechnen. Ich wäre sehr bestürzt, wenn ich plötzlich vernähme, daß ich vier oder sechs Wochen jetzt hier zubringen sollte, wie sehr ich auch die ganze Oertlichkeit liebe, vor der aller andern Badeorte liebe. — Tyroler mit ungewöhnlich reichem Putz erscheinen auf dem Kurplatz, phantastische, prächtige Männer, die sich als Sänger hier hören lassen wollen. Der eine hat auf dem Lederschild seines Gürtels die gestickte Inschrift „Wandle auf Rosen", der andre „Verzage nicht". Sie

erwarten noch mehrere Kammeraden und „zwoa“ Frauen. — Drückende Luft, unerträgliche Hitze. — Ludmilla's Tiſchnachbar Graf von der Goltz iſt kein General, ſondern der preußiſche Geſandte in Athen; ſein Bruder, Adjutant des Prinzen von Preußen, iſt auch hier. — Wir wollen nach Klaushof fahren, bekommen aber den zugeſagten Wagen nicht. Zufällig fährt die vornehme Geſellſchaft dorthin. Der Herr, den ich bisher für den Grafen von Clam-Gallas gehalten, iſt nicht dieſer, ſondern der regierende Fürſt von Liechtenſtein; Clam-Gallas iſt gar nicht hier. — Als wir auf einer Bank ſaßen, trat ein alter Herr an mich heran, er nannte ſeinen Namen, nie hätt' ich ihn erkannt, und fand auch jetzt ſeine Züge nicht wieder, ſo ſehr hatte er ſich verändert, die ſcharfe Naſe hatte ſich zum breiten Fleiſchklumpen aufgewuchert, der ſtechende Blick iſt weicher und freundlicher geworden, — es war der badiſche Staatsminiſter von Blittersdorf! Wir begrüßten einander als alte Bekannte, er that ſogar ganz zutraulich, und ſprach, als ob wir von jeher Eines Sinnes geweſen wären. Seinen bittern Spott über den Bundestag, ſein Schimpfen auf die Unzuverläſſigkeit der Kabinette, ſeinen Hohn über die elenden Miniſter, die man aller Orten am Ruder ſieht, konnt' ich wohl beifällig aufnehmen, aber wenn ich Nebenius, Winter, Rotteck mit Ehren nannte, oder nur Tettenborn erwähnt wurde, ſah ich gleich ſeine Abneigung. Er iſt heute hier eingetroffen, mit ihm als Reiſegefährte zugleich der berüchtigte Dr. Georg Klindworth, der ſich Staatsrath außer Dienſten nennt, in Stuttgart als würtembergiſcher Beamter lebt, und vom Könige zu beſondern Sendungen und Ränken gebraucht wird! Dieſer Abentheurer und Schelm, der vieles in ſeinem Leben durchgemacht hat, iſt jetzt ganz Orleaniſt, trägt alle möglichen Gründe vor, daß die Regierung Bonaparte's nicht dauern könne, hofft die Wiederherſtellung des Hauſes Orleans, entweder unmittelbar oder

durch Vermittlung einer nochmaligen Republik; der König von Würtemberg iſt jetzt voll Haß gegen Oeſterreich, und ſchmeichelt zwar dem Bonaparte, mit dem er durch den Schwager Jerôme gute Beziehungen hat, iſt aber im Grunde zumeiſt ruſſiſch, übrigens unſicher und wandelbar, ſo daß niemand ſich auf ihn verlaſſen kann; Blittersdorf ſpricht von ihm mit großer Verachtung. — Regen und Gewitter nöthigen uns in den großen Saal, wo Blittersdorf uns an ſeinen Tiſch zieht, und wir etwas Suppe genießen. Mit uns ſaßen Herr und Frau von Wöllwarth; er iſt ein Sohn des Oberhofmeiſters, den ich in Karlsruhe gekannt und deſſen Mutter — einſt Oberhofmeiſterin der Großherzogin Stephanie von Baden — noch lebt und in Mannheim wohnt; er kennt Schwab's ſehr gut. Der Landrichter und Badkommiſſair Bucher — guter Namensklang — kam auch an unſern Tiſch. Es ſollte Réunion ſein, war aber nur ein vereinzeltes Abendeſſen mit Muſik, und die vornehme Geſellſchaft, vom Gewitter unterwegs befallen, kam gar nicht. Zuletzt zeigten ſich die Tyroler mit den angekommenen „zwoa" hübſchen Frauen; wir ſprachen mit ihnen, und ermuthigten ihre Hoffnungen auf baldiges Auftreten und beſten Erfolg.

Mittwoch, den 18. Juni 1856.

Schlechter Schlaf. Neben mir eine engliſche Gouvernante oder Kammerjungfer mit unruhigen Kindern, in der Nacht langes Winſeln und Heulen eines eingeſchloſſenen Hundes, bei Tagesanbruch Kleiderausklopfen und Karrenlärm! Nach 6 Uhr zum Brunnen. Frau Schwab und Frau Klüpfel. Herr von Blittersdorf geht mit mir, er zeigt mir Herrn von Klindworth, den ich aber nur von fern und ſo gut wie gar nicht ſehe, denn er wandte ſich, wie Bittersdorf lachend verſichert, als er meiner anſichtig geworden, auf dem Fleck ab und

ſchien mir nicht begegnen zu wollen! Allerdings hat er mich zu ſcheuen, ich nicht ihn! Aber warum ſchämt er ſich jetzt? Damals, wie ich ſeine Schelmereien aufdeckte und ihm vorhielt, ſchämte er ſich gar nicht! — Frau Doktorin Klüpfel erzählt mir viel Gutes von Wilhelm Hemſen, den ſie in Tübingen viel geſehen hat. — Gegen Mittag einige Buden beſehen, dann unter der Säulenhalle geſeſſen, wo Herr von Blittersdorf ſich zu uns geſellt. Er bekennt, daß er ſich um die Vergangenheit gar nicht kümmre, daß ihn nur Gegenwart und Zukunft beſchäftige, doch wolle er nichts vorausſagen, ſondern dieſes dem Herrn von Klindworth überlaſſen. „Da thun Sie ganz recht, denn beim Prophezeihen läuft man ſtets Gefahr, nicht nur unter die kleinen Propheten gezählt zu werden, ſondern wohl gar unter die falſchen.“ Er kümmert ſich aber doch um die Vergangenheit, und ſchimpft auf Metternich, noch mehr auf den Grafen von Münch-Bellinghauſen, der jenen viele Jahre verblendet, ihn in's Verderben geführt habe, ſein böſer Dämon geweſen ſei; Münch habe nur ſeinen eignen Zweck verfolgt, reich zu werden, das ſei ihm gelungen; ob ſein Name mit Schaden in der Geſchichte ſtehe, mache ihm nichts; erſt jetzt fange Metternich an, allmählich einzuſehen, wie ſehr Münch ihm geſchadet habe. Von Metternich ſagt Blittersdorf, er faſele, höre ſich gern reden, wolle alles vorhergeſehen, wolle vergebens gewarnt haben, ſei unerſchütterlich in ſeinem Glauben an die eigne Weisheit; das eine Verdienſt wird ihm gelaſſen, keinen Haß zu hegen, keine Rachſucht, er könne harmlos mit den Menſchen verkehren, von denen er weiß, daß ſie ihn beleidigt haben, noch jetzt ihm Widerſacher ſind. Bedauern, daß die Schriften von Gentz nicht vollſtändig geſammelt, ſeine politiſchen Arbeiten nicht veröffentlicht ſind; ſeine großen Kenntniſſe, ſeine Leichtigkeit der Auffaſſung und Gewandtheit der Darſtellung ſind unerreicht, er war ein außerordentlicher Mann, wunderbar begabt,

und wie kein Andrer wirksam, aber nur die Kundigen vermögen seinen Werth zu fassen. Ich kann in dieses Lob nur einstimmen. Fernere Mittheilungen: Als Louis Bonaparte seinen Staatsstreich beabsichtigte, suchte er vorsichtig einige Anknüpfungen im Auslande, und wandte sich besonders auch an die Großherzogin Stephanie, die mit Blittersdorf darüber sprach. Dieser gab ihr eine Denkschrift, worin er den Kaisertitel und alle dynastische Verbindung widerrieth, Bonaparte müsse seinem Prinzip getreu bleiben, seine Macht beruhe auf dem Volk, auf dem Bauer und Soldaten, diese müßten seine Stützen bleiben, die Volkssouverainetät der seinen zur Unterlage dienen, er solle sich bloß Napoleon Souverain des französischen Volkes nennen, seine Gattin bloß Madame de France, u. s. w. Die Eitelkeit, das Gefühl der persönlichen Ehre, die Macht des Herkommens haben dies nicht zugelassen, zu seinem größten Schaden, er sei in Widrigkeiten gerathen, habe Zurückweisung und Demüthigung erfahren, sei zu dem Kampfe gegen Rußland genöthigt worden, in welchem er zwar gesiegt habe, aber mit Aufopferung von Kräften, die er in den nächsten Jahren nicht ersetzen könne, deren unnöthiger Verbrauch seinen Untergang bereitet habe. Alles dieses würde nicht sein, wenn er sein Prinzip nicht verlassen hätte! So raisonirt Blittersdorf, scheinbar sehr richtig, aber in Einem wesentlichen Punkte doch falsch, nämlich in der Annahme, daß es Bonaparte'n mit dem Prinzip der Volkssouverainetät wahrer Ernst sei; das ist es ihm aber ja nicht, sondern sein Prinzip ist der persönliche Vortheil, die selbstische Befriedigung durch Macht und Ansehn, er ist ein —, ein —, die Mittel sind ihm gleichgültig, und die Leiter, auf der er gestiegen, stößt er ohne Bedenken mit dem letzten Fußtritt um. So thut denn Blittersdorf auch nur, was er an Metternich tadelt, er faselt in den Tag hinein, und baut auf falschen Voraussetzungen lauter Irrthümer; Louis Bonaparte ist doch noch

klüger als alle die nachträgliche Weisheit! Ob ſeine Klugheit bis an's Ende wird ausreichen, das iſt eine andre Frage. Ich mag mit Blittersdorf dies alles nicht durchſtreiten; mög' er ſeine Sachen ſehen und treiben wie er will; doch ſtellt' ich ihm einige Einwendungen, die er aber lieber für Zuſtimmung hinnahm. — Nachmittags im Kurhaus. Ludmilla macht mit mir einen Beſuch bei den Damen Schwab und Klüpfel; der letztern bring' ich ein Denkblatt für ihr Stammbuch. — Vorher hatten wir Herrn Bevilaqua beim Pfropfen der Krüge zugeſehen, er fand ſich durch unſre Aufmerkſamkeit geſchmeichelt, und gab uns ſeine Viſitenkarte, — denn er hat eine! Er iſt ein ſchöner herkuliſcher Mann, von herrſcherlichem Anſehn, dabei mildem und feinem Weſen; ſeine Brunnenmannſchaft beherrſcht er mit Kraft, die Pfropfmaſchine iſt ſeine Erfindung. — Geldwechſeln im Kurhaus, auch hier ein artiger und gefälliger Mann. — Abends wieder unter den Bäumen auf und ab gegangen. Viele neue Kurgäſte, auch manche alte näher betrachtet. Der Herzog von Sachſen-Altenburg, munter und leutſelig, ſpricht und lacht mit jedermann. Ein Herr von L., dünnbeinig und ſpillerig, elegant nachläſſig aber trotz alles Bemühens nicht vornehm ausſehend, ſchweift in Langerweile und Einſamkeit umher, möchte den Prinzeſſinnen von Liechtenſtein vorgeſtellt ſein, aber ſie lehnen es ab! Frau von Kalergis mit der Fürſtin von Liechtenſtein; der Kanzler Graf Neſſelrode mit Herrn von Severin; drei Ruſſen, ein Admiral unter ihnen, in grauen Mäntelchen und Hütchen wie drei Fledermäuſe, zwei kleine gleichgekleidete Engländerinnen, ein Geſpann Ponies genannt. Für mich alles ſehr abgedroſchen und dürftig! — Wiederholter Sprühregen. Der Tyroler „Verzage nicht!" und ſein ſchöner Bulldog. — Ein Gaukler giebt um 8 Uhr im Saal eine Vorſtellung ſeiner Zauberkünſte, wir wollten hingehen, unterließen es aber wegen der Feuchtigkeit.

Donnerstag, den 19. Juni 1856.

Früh am Brunnen. Blittersdorf, die Damen Schwab und Klüpfel. Abschied. — Abfahrt von Kissingen bald nach 8 Uhr, mit dem Wagen und den Pferden des Hotels. In Schweinfurt auf die Eisenbahn. Das Haus der Fulvia Morata Olimpia da Maldachini zu sehen hinderten uns die Kürze der Zeit und der Regen. Von Schweinfurt nach Bamberg gefahren, zum Mittagessen im Bamberger Hof angelangt. Alle, die ich hier kannte, sind todt: Jäck, Siebert, Kunz, — nach Hornthal hab' ich nicht gefragt! Den Namen einer Stiftsdame hab' ich vergessen! Gleich nach dem Essen zum Dom gefahren, der prächtigen Kirche mit vier Thürmen, herrlichem Portal, hochgewölbter Krypta. Dann zur Kirche St. Michael hinauf, zur schöngelegenen Benediktiner-Abtei gehörig. Von hier hinauf zum Schlosse auf dem Babenberg, wo die Trümmer der gewaltigen Burg von deren Umfang und Stärke einen Begriff geben. Starke Quadermauern stehen noch, der Unterbau einiger Thürme, ein Hauptthurm noch ganz, der einen zweiten engern trägt. Pfalzgraf Otto von Wittelsbach erschlug hier den Kaiser Philipp. Zerstört wurde die Burg durch einen Markgrafen von Brandenburg. Weite Aussicht ringsum, unten zu Füßen die Stadt, welche mit ihren Thürmen sich vortrefflich ausnimmt, besonders die Benediktiner-Abtei von der Abendsonne schön beschienen. Nördlich der Thüringer Wald, nordwestlich das Fichtelgebirge, auch Anfänge der sogenannten fränkischen Schweiz. Während die Andern den großen Thurm bestiegen, saß ich auf einer sonnigen Bank und hing meinen Betrachtungen nach. — Erinnerung an Hoffmann, der eine Thurmhütte der Babenburg einen Sommer bewohnt und hier seine Phantasiestücke geschrieben, auch die Wände mit seinen schnurrigen Gebilden bemahlt oder bekreidet hat, was aber durch die Hand des Tünchers völlig ausgelöscht worden. Erinnerung an den

Grafen Julius von Soden, der hier ein Theater unternommen hatte, an Frau von Montenglaut, die unter dem Namen Emilie Willer hier ſpielte, an Moritz Robert, der im Orcheſter die Geige ſtrich! Goethe's Bamberger Szenen im Götz von Berlichingen. Berthier's Sturz aus dem Fenſter des Schloſſes. Kaiſer Heinrich der Zweite und ſeine Gemahlin Kunigunde, die nach überſtandener Feuerprobe den Dom geſtiftet hat. Ihre Grabſteine, mit lebensgroßen ausgehauenen Bildniſſen, liegen jetzt an andrer Stelle und höher als wie ich ſie zuerſt geſehen, weniger gut. Ueberhaupt hat man viele Veränderungen vorgenommen und viel Alterthümliches zerſtört oder entfernt, aus Mißverſtand der Befehle des Königs Ludwig, der nur die Reinigung des Gebäudes befohlen hatte. Spät nach Hauſe. Bamberg hat eine herrliche Lage, und gefällt mir ſehr, bei aller Alterthümlichkeit ſieht es heiter aus und ſcheint wohlhabend. Aber hier zu leben wäre mir doch einer Verbannung gleich. Die ſchönſten Bauwerke erinnern an üppiges Pfaffenthum und düſtren Aberglauben; das Kirchenweſen ſcheint noch jetzt im Volke mächtig zu ſein! Eines der größten Gebäude der Stadt iſt ein katholiſches Seminarium. Wir machten noch einen Abendgang, beſahen die obere Pfarrkirche, das auf einer Brücke gebaute ſchmale, auf beiden breiten Seiten mit römiſchen Figuren bemahlte Rathhaus, die heftig ſtrömende Regnitz ꝛc.

Freitag, den 20. Juni 1856.

Früh um halb 6 Uhr auf der Eiſenbahn nach Staffelſtein gefahren, von hier mit Pferden nach Banz hinauf, jetzt ein Schloß des Herzogs Max von Baiern, vormals eine der reichſten und prächtigſten Benediktiner-Abteien. Herrlich gelegen, wie alle Stiftungen dieſes Ordens. Die erſte Gründung ſoll zur Zeit Karl's des Großen geſchehen ſein, nach zweimaligem

Abbrennen ist aber der jetzige Bau der dritte, aus dem dritten Jahrzehend des achtzehnten Jahrhunderts. Gewaltige Mauern, großer Umfang, zahllose Gemächer, große Terrasse, ungeheure Freitreppe. Die Kirche nach Art der Jesuitenkirchen, große Pracht an Bildern und Vergoldung, umfangreiche und vielfache Deckengemählde. Eine Silberarbeit von Benvenuto Cellini, durch eine Prinzessin hieher geschenkt, ist sicher nicht von ihm. Eine Krypta, die auch hier nicht fehlt, erscheint als unnöthiger Luxus. Gemächer des Herzogs, wenig ausgestattet. Große Sammlung von Versteinerungen, größtentheils aus dieser Gegend, von den Ufern des Mains ꝛc. Ein riesiger Ichthyosaurus; sehr beachtungswerth, aber hier nicht am rechten Platz! — Ich überdachte das Mönchswesen, das Leben der Benediktiner, die trotz ihrer großen gelehrten Arbeiten doch eigentlich nichts Lebendiges geliefert haben, ihre Macht und Reichthümer, die doch niemanden recht zum Nutzen waren, weil alles an Bedingungen hing, die auf Rohheit und Dunkelheit, auf Knechtschaft des Geistes hinausgingen, und ich verfluchte das ganze Ungethüm! Solche Mauern und Anstalten sollen nicht bestehen, sie zeigen den fürchterlichsten Mißbrauch menschlicher Kräfte, sie richten in dem höchsten Menschlichen größere Zerstörung an, als je die sein kann, die sie selber trifft. — Wir fuhren nach Staffelstein hinab und dann weiter nach Lichtenfels, um auf die Eisenbahn zu gelangen, die an jenem Orte — so hieß es — nicht anhält um Reisende aufzunehmen. Die Sonnenhitze war furchtbar, es zogen sich von allen Seiten Gewitterwolken zusammen. Wir fanden in Lichtenfels noch nicht den Eilzug, wohl aber noch den Güterzug, der uns allerdings in Staffelstein aufgenommen hätte. Schnelle Fahrt nach Bamberg zurück. Mittags wieder im Bamberger Hof, an der Wirthstafel gegessen, dann eiligst zur Eisenbahn. Die Hitze war furchtbar, schon aber wirbelten auch Windstöße den Staub empor. Abfahrt nach Nürnberg.

Starke Regengüſſe, Wolken verhüllten die Ausſicht. Die Stärke des Gewitters aber tobte fern von uns, wir bekamen nur reichlichen Regen und kalte Luftſtrömung. Als wir uns Nürnberg näherten, hörte der Regen auf, und im Weſten wurde es hell und heller. Wir kamen um 7 Uhr in Nürnberg an, und erhielten im Baieriſchen Hof, wohin uns der Wirth in Bamberg Herr Metzner empfohlen hatte, gute Zimmer im erſten Stock, dieſelben, welche im Jahre 1829 Rahel mit der Generalin von Zielinski bewohnte! Ich erkannte ſie gleich wieder. Gang durch die noch hellen Straßen. Ueberblick der Eigenheiten der Lorenzkirche, der Sebaldskirche, des ſchönen Brunnens ꝛc. —

Sonnabend, den 21. Juni 1856.

Im guten harten Bette gut geſchlafen. Um 8 Uhr gefrühſtückt. Gegen 9 Uhr im Hotelwagen ausgefahren. Dürer's Standbild, und Haus; erſteres von Rauch entworfen, von Burgſchmied gegoſſen; das Haus wird in ſeinem alten Stand erhalten, und iſt mit Gemählden angefüllt. Die Mauern und Thürme der Burg, die Gartenanlagen; die alte Linde im Hofe, von der Kaiſerin Kunigunde gepflanzt, hat ſeit 1808 bedeutend verloren, die neuen Bildſäulen umher, als Wappenherolde die vier Provinzen des Königreichs darſtellend, nehmen ſich gut aus; ſie ſind vorläufig von Gyps (geſchwärztem), ſollen aber in Erz gegoſſen werden. Gemächer des Königs und der Königin, geſchmackvoll; doch bleibt die nach allen Seiten herrliche Ausſicht das Beſte. Alte Kapelle. Heidenthum. Tiefer Brunnen. Die nördliche Befeſtigung rührt von Dürer her, ſo auch die Zeichnung und der Entwurf der vier großen Thorthürme der Stadt. — Beſuch im germaniſchen Muſeum des Freiherrn Hans von Aufſeß, ein reicher Anfang, die Aufſtellung aber erſt nothdürftig; ſehr ſchätzens-

werthe Gegenſtände aller Art. Der Eifer, ſolche Sachen zu ſammeln, vor der Zerſtörung zu retten, iſt löblich, allein faſt immer geſellt ſich dazu ein guter Theil närriſcher Eitelkeit und aufdringlicher Prahlerei; beides findet ſich hier in reichlichem Maß; allein das Schlimmſte iſt der ariſtokratiſche Zug und Zweck, den der Gründer damit verbindet! Er will vor allem dem Adelsweſen dienen, und ruft daher auch neben den Fürſten hauptſächlich „ſeine lieben und verehrten Standesgenoſſen“ auf, ſein Treiben auf alle Weiſe zu unterſtützen. Dadurch wird die Sache engherzig und mir gradezu ekelhaft; nützlich bleibt ſie inſofern, als ſie vieles ſammelt und ſichert, was auch reineren Zwecken dienen kann. Herr von Aufſeß erſchien zuletzt ſelbſt, und ſagte mir viel Schmeichelhaftes, ſandte mir dann auch ein Paket Druckſchriften, die ſich auf ſein Muſeum beziehen, der Mann hat einen Anflug von Kenntniſſen, viel eitlen Thätigkeitstrieb, hinlänglichen Adelsdünkel, keinen Geiſt. Einer der Beamten, der uns herumführte, Herr Dr. Falke, zeigte guten Sinn und große Gefälligkeit. Bei dem Gerümpel wurden wir unverhälnißmäßig lang aufgehalten und ermüdet! — Peller'ſches Haus (jetzt Fuchs), im Hofe prächtig anzuſehen, nach venetianiſchen Vorbildern erbaut. — Fleiſchmann'ſche Papierfabrik, in einem ehmals Tucher'ſchen Schloß. — Vor dem Gymnaſium das Standbild Melanchton's, nur aus der Ferne im Vorbeifahren geſehen. — Die Brunnen, der „ſchöne“ von den Gebrüdern Schonhover, das Gänſemännchen von Labenwolf, der Brunnen aus Frauenbrüſten von Wurzelbaumer, ein Brunnen mit Dürer's und Pirkheimer's Erzreliefs. — Das Rathhaus, die Frauenkirche, die Aegidienkirche. Die Fleiſchbrücke. — Neues Haus des Kaufmanns Wiß im alten Stil, von Heideloff. — Nachmittags wieder ausgefahren. Vor dem Thore die Roſenau beſehen, türkiſche Villa von Herrn Wiß, er kam uns einzuladen, das prächtige Innere zu beſehen, und erhielt unſre ſchmeichelhaften

Lobsprüche. — Die Sebalduskirche! Sie ist leider nicht mehr düster und schwarz, wie ich sie zuerst gesehen; vieles ist verändert, die Bilder hängen zum Theil schlechter, und haben merklich verloren. Peter Vischer's Sebaldusgrab mit Begeisterung wiedergesehen. Adam Krafft's Werke in Stein, in Erz. Arbeiten von Veit Stoß in Holz. — In der Moritzkapelle, neben der Sebalduskirche die hiesige Bildergalerie besehen. — Nachher Gänge durch die Stadt, Brücken, Denkmale, Tandelmarkt. —

Sonntag, den 22. Juni 1856.

Auf den Johanniskirchhof gegangen, wo heute am Johannistage die ganze Bevölkerung Nürnberg's die Gräber mit Blumen schmückt. Ein wunderbarer Anblick, alle Grabsteine mit Blumen wie überschwemmt, Kränze, Kreuze, Anker, Herzen, Namenszüge; ein kleiner Theil nur öd' und unbedacht, wo keine Angehörigen mehr sorgen. Dürer's Grab und Hans Sachsens geschmückt. Die Grabsteine liegen, auf den meisten sind Namen, Inschriften, Wappen — zum Theil sehr kunstvoll — in ehernen Tafeln. — Dann endlich zur Lorenzkirche! Sie machte den alten Eindruck. Sakramentshäuschen von Adam Krafft; seine und seiner beiden Gehülfen knieende Gestalten als Träger. Bunte Fenster. Schnitzwerke von Veit Stoß. Gemählde von Wohlgemuth. Verständige Frau, die uns umherführt. — Nürnberg zuerst in Deutschland hat Straßenpflaster, eine Kettenbrücke, eine Eisenbahn. — Alle Kunst geht hier aus dem Handwerk hervor; noch besteht großer Sinn für technische Künstlichkeit und Tüchtigkeit, für höhere Kunst wenig. — Neue Kanzel aus Stein gehauen in der Lorenzkirche, von Heideloff in altem Stil sehr gut. — Mittagessen im Gasthof. Drei ungarische Grafen, die ich für Kentuckier hielt. — Gleich nach dem Essen vor das Thor zum

Fürther Bahnhof gegangen. Fahrt nach Fürth, eine Viertelstunde, die Person 9 Kreuzer. Ich ließ die Andern den Ort beſehen und ruhte. —

Montag, den 23. Juni 1856.

Im Regen zur Frauenkirche; ſie iſt katholiſch, bunt und kraus, gegen die andern ſehr zurückſtehend. — Beim Antiquar Heerdegen, der aber nicht zu Hauſe iſt. Dann in der Stadt umher, zu den Brunnen, zum Haus von Dürer. — Nach dem Eſſen wieder zu Heerdegen; das ganze Haus gefüllt mit litterariſchen und andern Alterthümern, deren Werth er nur allzu gut kennt! Für einen Simpliciſſimus — Mömpelgart, erſte Ausgabe — fordert er dreißig Gulden, — das Exemplar, das ich dem Profeſſor Heyſe geſchenkt, iſt von ihm für vierundzwanzig Thaler verkauft worden —; in dieſem Verhältniß alles! Sein Vater und Großvater waren ſchon Antiquare; er ſtand mit Meuſebach in Verbindung, mit Olfers verkehrt er ꝛc. — Von da zum Standbilde Dürer's, dann zum Standbilde Melanchton's von Burgſchmied vor dem Gymnaſium, in Stein, von beſter Wirkung. — Mit dem Wirth Herrn Aureheimer über die Weiterreiſe geſprochen. — Gegen Abend, als der Himmel wieder blau geworden und die Sonne ſchien, entſchloß ich mich, mit den Andern in's Theater zu gehen. Donna Diana, nach Moreto von Weſt, wurde gegeben. Im Ganzen ſehr ſchlecht und verfehlt; ein ſchlechter Perin, ein mittelmäßiger Don Ceſar; Fräulein Damböck als Donna Diana war ſchön, und hatte glänzende Augenblicke, doch fehlte es ihr an Hoheit, ſie ſprach und ſpielte wie eine Eboli, eine Orſina, die Kokette überwog; das nicht feine Publikum war freilich zufrieden. — Das Theater iſt neu, nicht groß, nicht prächtig, dem hieſigen Bedürfniſſe gemäß, ſparſame Beleuch-

tung, ſchlechte Dekorationen; im Jahr 1808 war das Theater nur eine nothdürftige Holzbude. —

Die Zeitungen melden manches Artige von dem Beſuch des Königs von Preußen in Stuttgart. Am 19. im Theater zu Kanſtatt, als ein Sänger ausdrucksvoll die Worte „Es lebe der König“ ihm zuſang, erhob er ſich und verneigte ſich gegen den König von Würtemberg, worauf ein allgemeiner Beifall erfolgte. Sehr galant! Vor wenig Jahren war bittre Feindſchaft zwiſchen beiden, und der König von Würtemberg ſprach öffentlich dem von Preußen Hohn! —

Der Miniſter Louis Bonaparte's, Graf Walewski, hat den Schwarzen Adlerorden bekommen. Unter dem alten Bonaparte bekam ihn ſogar Fouché! Was iſt da weiter! —

Der Regierungsrath von Voß in Merſeburg war in Halle zum Oberbürgermeiſter gewählt worden, die Kreuzzeitungspartei, deren Kandidat hatte weichen müſſen, gerieth in Wuth, und wollte wenigſtens die Beſtätigung hintertreiben. Leo ſchrieb giftige Artikel, dem Könige wurde die Gefahr vorgeſtellt, wenn ein Freiſinniger die Oberſtelle in dieſer Stadt erhielte, man ſetzte alle Mittel der Verläumdung in Bewegung. Indeß war dem Herrn von Voß in ſeiner Amtsführung nichts vorzuwerfen, in ſeinem Benehmen während des Jahres 1848 nichts Erhebliches. Dennoch würde die Reaktion gegen ihn geſiegt, ſeine Nichtbeſtätigung erwirkt haben, hätte nicht die Gräfin von Voß, ohne Verwandtſchaft, ohne ihn näher zu kennen, bloß um des Namens willen, ſich ſeiner angenommen, ſie ſagte dem Könige, ein Voß könne nicht untreu, nicht ſchlechtgeſinnt ſein. Dieſer dürftige Grund wirkte, jedoch nicht entſcheidend. Die Sache blieb viele Monate zweifelhaft hängen. Voß wurde unruhig, ſprach mit den Miniſtern, Manteuffel zuckte die Achſeln, Weſtphalen war entſchiedner Gegner. Man ſprach von Gewährleiſtung guter Geſinnung, von einem deßfalls auszuſtellenden Revers.

Voß erklärte, daß er einen ſolchen nicht ſchreiben, daß er im Falle der Nichtbeſtätigung den Abſchied nehmen würde. Die Unentſchiedenheit dauerte noch lange fort. Endlich, vor kurzem, erhielt Voß vom Miniſter von Weſtphalen die Aufforderung ſich hier einzufinden. Er kam, und erfuhr, der König wolle ihn ſprechen. „Sie haben doch Ihre Rathsuniform mitgebracht?“ fragte ihn Weſtphalen, und auf die Verneinung — er beſaß nicht einmal eine! — rief er faſt erfreut: „Ja das iſt ſchlimm, dann können Sie nicht vor den König treten, dann iſt die jetzige Gelegenheit verloren!“ Voß jedoch, der anderweitig auch Winke bekommen hatte, war ſo klug geweſen, ſeine Landwehr-Offiziersuniform mitzunehmen, und ſagte es dem Miniſter, der nun das Hinderniß weggeräumt ſah, und ihn mit den Worten entließ, er werde einen ſchweren Stand haben, die Entſchließung des Königs ſei noch ganz ungewiß. Auch Manteuffel ſprach in dieſem Sinne zu Voß, und bezeigte neugierige Spannung, wie die Sache wohl ausfallen werde, bekennend, daß er keinen Einfluß darauf habe. Voß wurde zum Könige gerufen, und war vieler verfänglicher Fragen und eines ungünſtigen Entſcheids gewärtig. Der König empfing ihn in einem Vorzimmer. — „Ich kann es nicht anders bezeichnen,“ erzählte Voß, „als einen Raum, in dem er ſeine Wäſche zu trocknen pflegt, es hingen Schnupftücher, Unterhoſen, Kamiſöler ꝛc. wie zum Trocknen ausgebreitet umher,“ — und anſtatt bedenklicher Fragen begann der König gleich freundlich: „Sie haben viele Freunde, und auch Damen darunter.“ Dann fuhr er fort von den Ereigniſſen der Zeit zu reden, wie er ganz allein die des Jahres 1848 beherrſcht und bezwungen, erwähnte Vorgänge, die nie Statt gehabt, Thaten, die nie geſchehen, legte ſich die größten Verdienſte bei, die niemand als er ſelbſt ihm zugeſteht, ſprach von dem früher unſchädlichen, jetzt aber gefahrvollen Liberalismus, den man ſcharf bekämpfen müſſe, und ließ Voß gar nicht

zu Worte kommen, ſondern ſprach ganz allein eine lange Zeit. Dann ſchloß er endlich: „Ich freue mich der Erſte zu ſein, der Ihnen zu Ihrer neuen Stelle Glück wünſcht!“ und entließ ihn. Von einem Revers war gar nicht die Rede geweſen, eben ſo wenig von ſtrengen Warnungen. Die Miniſter waren begierig zu hören, wie die Sache ſich verlaufen; Manteuffel ſchien einigermaßen zufrieden mit dem Ergebniß, Weſtphalen machte ein langes Geſicht. —

(Am 24. Juni war Herr von Voß beim Könige, und hat von ihm kommend die Sache gleich erzählt.)

Dienstag, den 24. Juni 1856.

Um 7 Uhr aufgeſtanden, um 8 gefrühſtückt. Noch ein weiter Gang durch die Stadt, dann eingepackt, zu Mittag gegeſſen, und nach 3 Uhr zum Bahnhof gefahren. Abfahrt mit dem Eilzuge nach München. Schwabach, Nördlingen Donauwörth, Augsburg; um halb 10 Uhr in München. Gaſthof zur blauen Traube.

Mittwoch, den 25. Juni 1856.

Schon geſtern Abend regnete es, heute den ganzen Tag mit geringen Unterbrechungen, dabei dunkel und kalt. Ausgefahren. Beſuch bei Herrn Profeſſor Carriere, in der Karlsſtraße 43. Seine artige, kluge Frau, geborne Freiin von Liebig, ſein Söhnchen. Beſuch bei Herrn Profeſſor Löher, in der Fürſtenſtraße 13. Eine wahre Freude, den trefflichen Mann hier in guten, bedeutenden und vielverſprechenden Verhältniſſen zu ſehen, dabei in neugegründetem häuslichen Glück. Er hat ſeine Braut — aus Paderborn, aber urſprünglich aus Wittenberg —, vor kurzem geheirathet, iſt hübſch eingerichtet; die Frau gefällt mir ſehr, iſt fein und klug. Daß man in

Preußen dem edlen Mann aus politiſcher Gehäſſigkeit jede Laufbahn verſperrt hat, iſt ihm zum Glück ausgeſchlagen, und ſein jetziges Wohlergehen gereicht jener preußiſchen Behörde zur verdienten Schande. Große Freude auch ſeinerſeits; Bedauern, daß der König Max nicht hier iſt, — aber ich habe kein Bedauern deßhalb, ich kenne dieſe Großen genug, um ihre Nähe nicht zu ſuchen! Ich fahre darauf zu Herrn Wilhelm Hemſen, in der Schwanthalerſtraße 12; auch hier große Freude; er zieht ſich an, und fährt mit uns in die Glyptothek, dann in die Pinakothek. Bewunderndes Staunen über die hier aufgeſtellten Kunſtſchätze, über die Bauwerke, deren Ausſchmückung. Cornelius gelangt wieder zu höchſten Ehren, wenn man ſeine Fresken in der Glyptothek betrachtet, der Reichthum der Geſtalten und Farben an den Deckengewölben iſt überwältigend. In der Pinakothek ſind vor allem die Loggien bewundernswerth mit den ſchönen Fresken der zahlreichen Deckengewölbe, und welch ein Schatz der herrlichſten Gemählde! Lauter Meiſterwerke, das Beſte aus der alten Münchener Galerie, aus der Düſſeldorfer, aus der Sammlung der Brüder Boiſſerée. — Hemſen mein Gaſt an der Wirthstafel. — Nachmittags gingen wir mit ihm aus. Die Arkaden mit ihren Fresken. Die Feldherrnhalle mit den Erzbildſäulen Tilly's und Wrede's. Das Standbild Max Joſeph's des Verleihers der Verfaſſungsurkunde; die Reiterbildſäule des Kurfürſten Maximilian, von Thorwaldſen; die Ludwigskirche mit dem großen Altargemählde das jüngſte Gericht von Cornelius, allgemein für ſein Meiſterſtück gehalten; das Bibliothekgebäude; die gewaltigen beiden Springbrunnen vor dem Univerſitätsgebäude; das Siegesthor mit der Löwenquadriga; die ehernen Bildſäulen Orlando Laſſo's und Gluck's vor dem Odeon. Der Regen wurde uns beſchwerlich, wir kehrten erſchöpft unter den Arkaden bei Tamboſi ein, wo wir uns an vortrefflichem Kaffee labten. —

Vom Vormittage noch nachzutragen die Fahrt zur Erzgießerei, wo die koloſſale Reiterbildſäule Waſhington's von dem Amerikaner Crawford modellirt, hier gegoſſen; ein gewaltiges Werk von mächtiger Wirkung, — hier will man es nicht recht gelten laſſen, ich aber ſehe auf den Geſammteindruck, und muß es loben; eine gegebene Wirklichkeit war hier auszudrücken, die Bedingungen der Sache muß man annehmen, die Größe und den Stoff in Betracht ziehen. — Abends waren wir bei Carriere, wo Herr von Liebig, Geheimer Hofrath von Thierſch und ſeine Frau, die ſich meiner aus früherer Zeit wohl erinnert: ſie iſt verſtändig, aufmerkſam, durch Erfahrung kalt geworden. Thierſch etwas matt, redſelig und gedächtnißſchwach, aber von beſtem Willen, er ruht auf ſeinen Lorbeern aus, und macht es gern bemerklich, daß er auf Lorbeern ruht, aber doch nicht ganz ruht. Herr von Liebig, ein noch ſchöner Mann, von ſichrem behaglichen Weſen, ſpricht etwas zu Gunſten Louis Bonaparte's, aber ohne jeden Eifer ganz läſſig. Carriere erzählt einiges von ſeinen Verhältniſſen, ſeinen Geſchäften, ſeiner Arbeit über Kaulbach. Um 10 Uhr nach Hauſe gefahren. — Erzählungen von des Königs gelehrten Geſellſchaften, öfters drei Abende in der Woche hält er ſolche Sitzungen, macht Fragen, ertheilt Aufträge, verlangt Antworten und Arbeiten, oft ſehr umſtändliche und genaue; Paul Heyſe muß das Protokoll führen, ganz ausgearbeitet, er wird oft übermäßig in Anſpruch genommen, auch die Andern, Dönniges nicht ausgenommen, der eben von einer Reiſe zurückgekehrt und wieder oft beim König iſt, — man ſagt, er werde eine Geſandtſchaft erhalten, denn ihn ganz wieder in das alte Verhältniß zu nehmen, wage der König nicht, weil die Ultramontanen zu ſehr wider ihn ſind. — Von Bettinen allerlei Schnurren; der König Ludwig ging umher und zeigte den Leuten ihren letzten Brief, worin ſie ihn anredete: „Euer Majeſtät und lieber Ludwig", er klagte über das Unange-

messene dieser Vertraulichkeit, und wiederholte mehrmals: „Sie hat dazu gar kein Recht, ihr hab' ich nie die Kour gemacht, nie im geringsten."

Donnerstag, den 26. Juni 1856.

Regen. Zur neuen Pinakothek gefahren; auch hier herrliche Kunstwerke! Carriere fand sich zu uns ein; Gemählde von Piloti, Wallenstein's Leiche und Seni; Rottmann's griechische Landschaften in glücklichster Beleuchtung. Kaulbach's Fresken-Schelmereien, die viel Tadel erleiden und Haß erregen. — Besuch der Basilika, ein wunderschönes, reichausgestattetes Bauwerk! Besuche beim Geheimen Hofrath Thiersch, der nicht zu Hause ist, Gespräch mit seiner Frau. Besuch beim Freiherrn von Liebig und seiner Frau, bei Bodenstedt, bei Dingelstedt, letztern nicht gefunden. Liebig zeigte uns sein schönes Auditorium, seine reichen Laboratorien, wo er seinen Jüngern zu arbeiten erlaubt, ohne sie praktisch zu leiten. — Billet von Fräulein Sidonie von Seefried. Ich gehe mit Ludmilla hin, wir sprechen von Frau von Chézy, Frau von Hohenhausen, Graf Julius von Soden ꝛc. Verabredung wegen Nymphenburg. Hemsen mit uns Nachmittags zur Aukirche gefahren; Glasfenster von größter Schönheit und machtvollstem Eindruck! Dann zur Bavaria bei der Theresienwiese; die Andern steigen in den Kopf der kolossalen ehernen Bildsäule, ich betrachte mit Lust die griechische Tempelhalle, in der (auch „Ruhmeshalle") sich zahlreiche Büsten verdienter Baiern befinden, Baader's und Schelling's die neusten. — Im Vorbeifahren den Glaspalast und den Wittelsbacher Palast gesehen, letzterer die Wohnung Königs Ludwig, wenn er hier ist, er hat sie nach seiner Abdankung schnell vollendet. — Abends bei Löher, wo zahlreiche Gesellschaft. Herr von Spruner und Frau, Herr von Rettberg und Frau, Hemsen,

Professor von Siebold und Frau geb. Nöldechen, aus Göttingen hieher versetzt ꝛc. Gespräch mit Frau Professor Löher, alles Gute bestätigt! — Ergiebiges Gespräch mit Spruner über seine Geschichtskarten, über Heinrich Leo, über die Abende beim Könige Max; er sagt mir bedauernd, daß Preußen jetzt eben in Frankfurt ohne alle Angabe von Gründen gegen die Erweiterung der Festungswerke von Rastatt gestimmt, wofür das Geld — drei Millionen Gulden — bereit liegt, und ganz Süddeutschland müsse von Unwillen erfüllt werden, daß seine Sicherung durch Preußens Eifersucht gegen Oesterreich — denn nur die könne man sich als Grund denken — gehindert werde, und zwar ganz unnöthig, denn wenn erst eine wahre Kriegsspannung eintrete, werde Oesterreich doch ohne zu fragen seine Truppen in Rastatt bis zur beliebigen Stärke mehren. Frau von Spruner fragt mich nach der Familie Chamisso; diese war in Würzburg 1795 viel in dem Hause der Großeltern der Frau von Spruner, und wurde von denselben unterstützt und gefördert. — Der König will die Wissenschaften fördern, weniger die Kunst. In seinen Bauwerken bezweckt er besonders die Verbindung mit landschaftlicher Schönheit. Eifersucht des Vaters, der seine übereilte Abdankung sehr bereut. — Langeweile am Hofe des Königs Max, die Königin — Tochter unsrer preußischen Prinzessin Wilhelm — langweilt ihn tödtlich, er sie nicht minder.

Freitag, den 27. Juni 1856.

Einiges geschrieben. Löher's kamen zu uns und besahen mit uns die Hofkapelle und die neuen Anbauten Königs Ludwig zum alten Schloß. Die Nibelungen-Säle mit den Fresken von Schnorr von Carolsfeld, die ich schon früher in ihrem Entstehen gesehen; der letzte Saal ist noch nicht

emahlt; ein verständiger, gutwilliger Erklärer begleitete die zahlreiche Gesellschaft durch diese Säle, ein andrer noch besserer durch die Prachtsäle oben. Schönheitskabinet, enthaltend lauter Münchener Schönheiten, auf Befehl des Königs Ludwig vom Hofmahler Stieler gemahlt; darunter einige aus den geringsten Ständen, ein paar aus den höchsten, aus der Königlichen Familie selbst; eine bunte Mischung der mannigfachsten Schönheiten! Fräulein Kaula, nachher verheirathete Heine, jüdischen Geschlechts, Elise List, nachherige Frau von Pacher-Theinburg, Charlotte von Hagn, Lola Montez, bei welcher der Erklärer nur eilig den Namen sagte, und dann weiter ging. Saal mit den zwölf reichvergoldeten kolossalen Erzbildsäulen baierischer Fürsten! Gemählde in Wachsfarben. Reichthum an Bildern und Schmuckwerk. Fries zu den Wandgemählden von Schwanthaler, den Gemählden sich genau anschließend. Schlachtensaal ꝛc. — Wir sahen noch die Ausstellung des Kunstvereins, dann die sehr reichen „Vereinigten Sammlungen", leider nur im Fluge! — Besuche von Thiersch, Carriere, Bodenstedt, Hemsen, Dingelstedt. Letzterer schreibt mir sehr verbindlich. — Mit Hemsen zu Tamboši im Hofgarten, wo man sehr angenehm unter Bäumen guten Kaffee trinkt, feine Gesellschaft in ungezwungener Weise, Damen ohne Herrenbegleitung und Zeitungen lesend ꝛc. Gute Gespräche mit Hemsen. Er denkt über Moritz eine litterarische Arbeit zu liefern, ich bestärke ihn darin, rathe zum Versuch einer Sammlung der Schriften desselben. — Wir besuchten dann das Theater, vortreffliche Plätze, Lehnstühle, nicht beengt. Man gab den Doktor und Apotheker, von Dittersdorf, eines meiner Lieblingsstücke, gut genug für die Tagesumstände, wiewohl den Schauspielern und dem Publikum die rechte Laune fehlte. Wir sahen die Frau Heine geb. Kaula, älter geworden aber noch schön und ihrem Bilde ähnlich, uns gegenüber. Nach dem ersten Akt mußten wir weggehen, weil

wir bei Thierſch zum Thee geladen waren. Dort war zahlreiche Geſellſchaft; Liebig nebſt Frau und Sohn, Carriere und Frau, die Frau von Schaden geb. Thierſch und ein Fräulein Thierſch, Frau von Niethammer, Schwiegertochter des alten Kantianers, Frau Majorin von Kleinſchrod geb. von Seuffart, Profeſſor Bluntſchli und deſſen Tochter, Hemſen. Frau von Schaden ſprach mir von Saint-Martin, deſſen Schriften ſie viel geleſen, le ministère de l'homme-esprit zum Theil überſetzt hat. Schaden ſtarb zum Theil an den Folgen, die ihm der Schreck über die Ereigniſſe des Jahres 1848 verurſachte, er ſah eine neue Barbarei voraus, eine allgemeine Zerſtörung, die Frau konnte ruhig meine entgegengeſetzten Meinungen anhören. — Thierſch, über Mommſen von mir befragt, nannte deſſen Werk ein verdienſtliches in Betreff der Forſchung, in der Ausdrucksweiſe aber eine Karikatur. In politiſchen Dingen zeigte ſich bei Thierſch und beſonders bei Liebig die Halbheit, die bange iſt vor der Demokratie und ſich zu Louis Bonaparte hinneigt; in dieſer wie in jeder andern Beziehung machte mir Bluntſchli den ſchlechteſten Eindruck; er lobte den Verbrecher ohne Scheu, rühmte deſſen Thätigkeit, ich wollte kein politiſches Geſpräch, ſagte ihm aber doch meine Meinung, ihm, der ſichtbar hier das Wort führen wollte, und ſchon gewohnt ſchien, daß man es ihm erlaubte. Als von Mommſen's Liebe zum Cäſar die Rede war, ſagte ich, daß ich dieſen haſſe, Bluntſchli rief: „Ich liebe ihn!" Ich wiederholte, aber zu den Andern gewendet: „Ich haſſe ihn!" und ſo ging es noch ein paarmal, wobei zugleich Louis Bonaparte, der angebliche neue Cäſar, gemeint wurde. Bluntſchli nannte ſich einen Republikaner, der ſei mit dem Cäſar wohl vereinbar, wie Cäſar auch nicht wider die Republikaner ſei. Ich hatte ihm ſchon den Rücken gekehrt und ſprach nicht mehr mit ihm; ſagte aber zu Carriere, wenn man Profeſſor in München ſei, könne man nicht mehr Republikaner ſein, und ſprach nun laut

Sonntag, den 29. Juni 1856.

Abends in's Theater. Man gab den Sturm von Shakespeare, nach Dingelstedt's Zubereitung für die Bühne, mit Musik von Wilhelm Taubert, mit Tänzen, Dekorationen und Maschinerien; für den Zweck, ein großes, gemischtes, zum Theil sehr rohes Publikum zu befriedigen, war alles gethan und gut genug. Verstand und Geschmack soviel als unter solcher Voraussetzung möglich; Maske und Spiel des Caliban über alles Erwarten gut, erstere nach Kaulbach's Zeichnung. Nach dem zweiten Akt suchte ich den Intendanten Dingelstedt in seiner Loge auf; er war nicht da, Herr Obermedizinalrath Pfeufer aber kam um mir zu sagen, er werde gleich kommen, er sei nur einen Augenblick in eine Loge zu Herrn von Hülsen gegangen, der aus Berlin eingetroffen sei. Er kam und entschuldigte sich, er habe nur die Maske des Caliban dem Berliner Kollegen erklären müssen. Ueber seine Arbeit an dem Shakespeare'schen Stück äußerte er sich anspruchslos, gestand die Schwächen ein, sprach gering von seinem Amt, noch geringer vom Publikum. Er schien mir größer, breitschultriger, starkgliedriger als je vorher, eine schlanke hohe Gestalt, voll Derbheit, Unruhe, man sieht ihm bald an, daß er seiner Stellung, die doch gegen seine früheren Verhältnisse ein ganz außerordentliches Glück für ihn war, sehr überdrüssig ist. Sein strenges Herrschen und barsches Wesen, auch gegen den Hof, erregen viel Anstoß; er ist nichts weniger als demüthig, aber auch nicht lächerlich stolz, vielmehr ein guter Gesell, munter und freundlich, klug und scherzhaft. Mir mißfällt er nicht in seiner Art.

Montag, den 30. Juni 1856.

Morgens um 9 Uhr eine Spazierfahrt im Englichen Garten, eine gute Stunde; Denkmal des Grafen von Rumford

(Thompſon), deſſen Büſte in der baieriſchen Ruhmeshalle einen ausdrucksvollen, denkenden Kopf erkennen läßt; was ich in meiner Jugend über ihn gehört, war ihm nicht günſtig. — Abſchiedsbeſuche; bei Löher, den wir mit Arbeiten für den König, der heute erwartet wird, beſchäftigt finden. Fernere Abſchiedsbeſuche. Thierſch und Liebig's und Carriere laden uns ein, noch zuletzt heute Nachmittag ein kleines Künſtlerfeſt in Groß-Heſſelohe zu beſuchen, ich nehme es an, will aber nicht auf der Eiſenbahn mit ihnen fahren, ſondern im eignen Wagen. — Hemſen kommt gegen 1 Uhr. Er fährt mit uns um 4 Uhr nach Groß-Heſſelohe. Schöne Ausſichten auf die Iſar, rückwärts auf München. Schattiger Platz; Hemſen ſtellt uns Herrn Bechſtein, Studenten aus Meiningen vor, der uns die Orangebändchen giebt, durch welche die Eingeladenen ſich bezeichnen; deßgleichen Herrn Dahn. Bodenſtedt erſcheint auch, verliert ſich aber gleich, als er Dingelſtedt's anſichtig wird, mit dem er in Feindſchaft ſteht. Dingelſtedt's langes und muntres Geſpräch mit Ludmilla und Hemſen. Ich ſpreche viel mit Frau von Schaden und mit einem Schüler ihres Mannes Herrn Dr. Lichtenſtein, der wie eine Art Neander ausſieht! Einiges mit Liebig, der ſich bald entfernt, dann mit Thierſch geſprochen, deſſen Frau ſogar den Plan macht, daß ich ganz nach München ziehen ſollte! (Der König von Baiern ſelber könnte durch keine Gaben und Ehren mich verlocken Berlin aufzugeben!) — Vom Künſtlerfeſt hab' ich wenig geſehen; es war auch nur ein kleines, von den jüngern Künſtlern allein veranſtaltet; Genelli, nach dem ich fragte, war nicht dabei. Herzlicher Abſchied. Kühle Nachhauſefahrt.

Dienſtag, den 1. Juli 1856.

Früh von München abgereiſt, über Augsburg nach Lindau. — Eine Dame und drei Herren ſetzten ſich in Augsburg ein.

Der eine der Herren wurde Abbé genannt, und hatte ſein Brevier bei ſich, in welchem er bisweilen las, die meiſte Zeit jedoch war er geſprächig und eifrigſt befliſſen ſowohl für die Herren als für die Dame, die er einmal mit Durchlaucht anredete; ſein Geſicht war voll ſüßen Lächelns, eine heitre Befriedigung ſtrahlte aus ſeinen Augen, er befand ſich ſo wohl bei ſeinen hohen Gönnern! Alle ſprachen franzöſiſch, aber auch ganz gut deutſch. Wir freuten uns der herrlichen Gegenden, denen auch die Andern viele Aufmerkſamkeit widmeten. In Kempten ſtieg der Abbé aus, er ſchien hier bekannt. Die Gegend wurde nun immer ſchöner. Beim Erblicken des Bodenſees jauchzten wir laut auf, ſchon der Anblick war kühlend bei der heißen Sonnengluth, der Eindruck wirkte zauberiſch. Xenophon's Griechen fielen mir ein, als ſie „Thalatta, Thalatta!" riefen. — Wir gelangten um 1 Uhr nach Lindau, aßen im Baieriſchen Hof zu Mittag, genoſſen der entzückenden Ausſicht. Nachmittags erſchienen unſre Mitreiſenden wieder, und die Herren redeten mit uns, ſie nahmen ein Segelboot um nach einer Villa zu fahren, die ſie am Ufer des Sees für vierzehn Tage gemiethet hatten, empfingen unſre Glückwünſche und fuhren ab. Wir gingen auf das Dampfſchiff, das nach Bregenz abfahren wollte, und machten die erquickendſte Fahrt auf dem herrlichen See, deſſen Waſſerfluth für mein Auge unabſehbar war, in wechſelnden Farben ſchimmerte, und uns die labendſte Kühlung brachte. Wir fuhren ohne auszuſteigen gleich wieder zurück. Der zauberiſche See! nie hatte ich ihn geſehen, aber ſtets ein wahre Sehnſucht nach ihm; er übertraf meine Erwartung weit. — Nach einem Abendgang beim Bahnhof und den alten Mauern der Stadt nahmen wir unſern Thee, und gingen dann zur Ruhe. Von meinem Zimmer hatte ich einen ſchönen Blick auf das Waſſer und weidete die Augen noch lange an ihm.

Mittwoch, den 2. Juli 1856.

Mit der erſten Tagesfrühe ließ ich die Augen wieder über den See hinſtreifen, und konnte mich des Anblicks nicht erſättigen. Sehnſuchtsvolle Gedanken an meinen Vater, an Rahel, an die Freunde: am Rhein, hier oben wie dort unten, iſt mir auch die theure Schweſter am meiſten gegenwärtig, mit ihr und von ihr empfing ich die frühſten Kunden von dem edlen Strom, der in aller Beziehung der unſrige war, an ihm lebten unſrer lieben Mutter Eltern, wie die Eltern unſres Vaters. — Nach dem Frühſtück mit den Andern einen Gang am Hafen gemacht. Im Gaſthof unſre Reiſegefährten wieder geſprochen, ſie redeten uns jetzt freundlich an, beſonders der jüngere, der ſich als ein Fürſt von Wittgenſtein zu erkennen gab, der in Potsdam bei der Garde ſteht, und auf Urlaub hiehergekommen war. Die Dame war ſeine Schweſter, vermählt dem Fürſten Klodwig von Hohenlohe-Schillingsfürſt (in Baiern), der bald auch an dem Geſpräche theilnahm; von München, von ſeinem Ausfluge hieher, der Obermedizinalrath Pfeufer hatte dieſe durch Berge und Waſſer zwiefach gute Luft empfohlen; es iſt allerdings hier bloß zu athmen ſchon ein Vergnügen! — Wir aßen früh zu Mittag, und begannen um 2 Uhr unſre Fahrt mit dem Dampfſchiff nach Konſtanz, die ganze Länge des Sees hinab. Nicht zu ſchildern iſt die Herrlichkeit, die wir mit allen Sinnen in uns aufnahmen, dieſes Gefühl des Wohlſeins, der Erfriſchung, des heitern Genuſſes! Die Bergesufer, der Wellenſchlag, die Lichter und Scheine über Land und Waſſer hin, der Himmel, die Spiegelungen. Einzelne Häuſer, Dörfer, Städte; Segelſchiffe, Nachen; wir ſchifften zunächſt am rechten Ufer, legten an mehreren Orten an; viel zu früh kamen wir nach Konſtanz, wo wir uns nicht verweilten, um auf demſelben Dampfſchiffe gleich weiter bis Schaffhauſen zu fahren. Auch hier, im engern Waſſer und bei nahen Ufern, war es entzückend ſchön, der grüne Rhein

macht mahleriſche Biegungen, zeigt wechſelnde Anſichten, hat friſche, oft mächtige Strömungen. — Arenenberg auf der Mitte der Anhöhen links, anmuthig gelegen mit weiter Ausſicht, der kleine beſcheidene Ausgangspunkt des fauldunſtigen Meteors, das jetzt Kaiſer der Franzoſen heißt! — Wir kamen Abends in Schaffhauſen an, und waren binnen einer kleinen halben Stunde zu Wagen beim Hotel Weber, den mächtigen Rheinfall vor Augen, ſo ſchön wie vor drei Jahren, vielleicht etwas mehr Waſſer als damals und faſt zu viel, doch im Ganzen herrlich und groß wie damals.

Donnerstag, den 3. Juli 1856.

Wenig Schlaf, früh vor Tag aus dem Fenſter dem Waſſerfall zugeſehen; es iſt als ob dieſe ſich über einander ſtürzenden wildſchäumenden Fluthen die Seele des Beſchauers von allem Kleinlichen und Geringen reinigten, es wird hinweggeſpült und macht Großem und Edlem freien Raum. — Um 8 Uhr mit den Andern gefrühſtückt; dieſe fahren dann hinüber zum Waſſerfall. Oberhalb deſſelben ſtehen die angefangenen Brückenpfeiler für die künftige Eiſenbahn, für die bereits ein Tunnel durch den Felſen gebrochen iſt. — Ein preußiſcher General außer Dienſten redet mich an, ich hatte wenig Luſt mit ihm zu ſchwatzen und ſtreifte ihn ab. — Der alte Wirth Weber kannte uns noch; ſein Sohn Jakob iſt noch auswärts. — Ich ließ mich nach dem Mittageſſen verlocken und ſtieg den Berg hinab an's Ufer, wo die Wellen uns beſprützten. Mühſames Wiederaufſteigen.

Freitag, den 4. Juli 1856.

Mitten in der Nacht aufgeſtanden und am offnen Fenſter. Der Jupiter ſtrahlte in blendendem Glanz, ich glaubte im

erſten Augenblick es ſei Mondſchein. Fern in den Bergen von Appenzell ein Gewitter; ich ſah die hellen Blitze, hörte aber keinen Donner, deſto mächtiger aber das Toſen des Rheinſturzes. Es war ſonſt alles ſtill, noch keine Spur von Morgenlicht, die Luft äußerſt friſch; der Eindruck erhaben und gefühlerregend. Ich legte mich wieder, um noch etwas zu ruhen, aber es wurde nicht viel daraus. Um halb 7 Uhr gefrühſtückt, um 7 Uhr mit einem Kutſcher nach Zürich abgefahren. Schönes Wetter, herrliche Luft, reiche wechſelnde Landſchaft, bezaubernd des Grün. Wir ſahen aus offnem Wagen frei umher, in der Ferne deutlich die Kette ſchneebedeckter Alpen vor uns, der Kutſcher hielt, und nannte jeden Berg mit ſeinem Namen. Ein Streifregen entzog uns den reichen Anblick, aber dauerte nicht lange; die nächſten Gegenſtände dienten uns nicht weniger zum Entzücken. Grüne reiche Matten, ſchöne Bäume, fruchtbare Felder, in jedem Bauerngärtchen üppige Blumenpracht, Roſen in ſolcher Menge und Farbengluth wie ich ſie noch nie geſehen, Roſen und weiße Lilien, dazu brennende Liebe, Kaktus, Nelken, Tulpen. Bei Egliſau ſahen wir den Rhein wieder. In Bülach wurden die Pferde gefüttert. Es wurde ſpäter wieder klar, und wir genoſſen den Anblick von Zürich in voller Pracht. — Im Hotel de Bellevue bekamen wir die beſten Zimmer, aus denen uns ein Auftritt durch das Fenſter auf die Terraſſe führte, wo wir die Ausſicht auf den Hafen und einen Theil des Sees unmittelbar vor uns hatten. Während wir beim Mittageſſen waren ging eine Botſchaft von mir an Gottfried Keller, der auch bald gefunden war und gleich nach dem Eſſen ſelbſt erſchien. Ausgang mit ihm. Leben und Treiben am Hafen, in den Straßen, Schiffe und Nachen auf dem See. Nächſt unſrem Hotel, im Hotel du Lac, weht aus dem Fenſter das Sternenbanner der Vereinigten Staaten, der amerikaniſche Konſul wohnt dort und feiert ein Feſt ſeines Landes. Die von Karl dem Großen gegründete Kirche. Die

Limmatbrücke. Keller ruft den Herrn Professor Vischer im Vorübergehen an, wir wechseln einige Worte, er weiß nicht, daß sein Neffe Hemsen noch in München ist, er will mich besuchen ꝛc. — Keller macht mit uns eine Fahrt auf dem Züricher See, nach Stäfa hin und nach kurzem Aufenthalt zurück. Auch hier war es herrlich und schön, die Luft mild, das Wasser wunderbar erquickend; der Züricher See zeigt auf allen Seiten reichangebaute Ufer, Städte, Dörfer, Landhäuser, theils wie aus dem Wasserspiegel sich erhebend, theils auf dem Abhange der Hügel liegend, theils ganz auf der Höhe. Klopstock's Au, eine Halbinsel, wohin er mit Freunden gefahren war und dort sich Vergnügungen überließ, die man für den Sänger des Messias zu weltlich finden wollte; die Hutteninsel, wo Ulrich von Hutten starb; der Thurm des Ritters Manesse, des Sammlers der Minnelieder; das Landhaus des Grafen von Bentzel-Sternau, die Villa des polnischen Grafen Plater, die Niederlassung des Mitgliedes des Frankfurter Parlaments Herrn Wesendonck. In Stäfa gedachten wir Meyer's, des Freundes von Goethe. — Genußreicher Abend auf der Terrasse; vor dem Hause des amerikanischen Konsuls war Musik, und auf dem Wasser ließ dieser ein kunstreiches Feuerwerk abbrennen. Dichte Menschenmassen füllten den Uferraum, zahllose Nachen schwammen im Hafen umher, plötzlich erhellt vom sprühenden Feuer. — Unser Kutscher war sehr zufrieden mit uns, wollte sich noch nicht von uns trennen, erbot sich uns binnen drei Tagen nach Italien zu bringen! — Der Thurm Wellenberg im Züricher Hafen ist mit den andern Festungswerken der Stadt verschwunden. Hier saß Johann von Habsburg — nach Andern ein Ritter von Bonstetten — drittehalb Jahr gefangen, bis 1352, und dichtete ein Lied: „Ich weiß ein blaues Blümelein," Anlaß und Vorbild zu Goethe's unvergleichlichem Liede vom gefangenen Grafen. — Ueber die Flüchtlinge in Zürich; es geht denen, die noch etwas

andres ſein wollen und können, ziemlich gut; Richard Wagner iſt nicht hier; Temme ſchreibt fleißig; Herwegh vertieft ſich in gelehrte Studien; Schulz-Bodmer treibt ſeine militairiſchen Sachen. — Keller ſagt mir, daß Herr Profeſſor Moleſchott in ſeiner Antrittsrede „Licht und Leben“ einen Spruch von Rahel angeführt habe, „Einſicht iſt frei, aber nicht der Wille“ u. ſ. w. —

Sonnabend, den 5. Juli 1856.

Gegen Mittag beſuchte mich Herr Profeſſor Moleſchott, brachte mir ſeine gedruckte Rede, wie auch ſein Buch über Georg Forſter, und lud uns zum Abend ein; wir ſprachen viel über Rahel, über Troxler ꝛc. Moleſchott iſt ein geborner Holländer, aus Herzogenbuſch, kam aber früh auf das Gymnaſium zu Kleve, dann auf deutſche Univerſitäten; er hat viele Kenntniſſe und große Sprachfertigkeit. In Heidelberg iſt ihm großes Unrecht widerfahren. — Am Nachmittage beſuch' ich mit Ludmilla die Frau Emma Herwegh, die wir nach mühſamem Steigen glücklich auffinden; ſie bezeigte große Freude, führte uns dann zu ihrem Manne, der unwohl zwiſchen ſeinen Büchern ſaß. Seine Perſönlichkeit machte auf mich den beſten Eindruck, ich traue ihm viel Gutes zu, Geiſt, Muth, Einſicht und Erfahrung. — Abends mit Keller und Ludmilla zu Moleſchott. Seine Frau, eine geborne Mainzerin, artig, hübſch und lebhaft; ſein Bruder, ein wackrer guter Mann, Profeſſor Clauſius, früher in Berlin, Profeſſor Semper, der berühmte Baumeiſter, früher in Dresden, dann Flüchtling. Moleſchott ſelbſt führte meiſt das Wort. — Semper hatte Laune mit Freimuth und Eigenheit. — Beim Nachhauſekommen fand ich ein Billet nebſt einem prächtigen Blumenſtrauß von Frau Emma Herwegh. — Wir hatten ſchon

früher Abſchied von Keller genommen, mit beſten Wünſchen für ihn; er iſt ächt und brav und verdient jede Förderung. —

Sonntag, den 6. Juli 1856.

Früh zur Eiſenbahn, die nur bis Baden führt; wir waren bald angelangt. Ich hätte hier die Herren Doorer-Eglof beſuchen ſollen, Vater und Sohn, beide des beſten Antheils werth, allein es war mir nicht möglich hier zu verweilen. Mein unglücklicher Jugendfreund Harſcher aus Baſel hatte hier ſeine letzten Lebensjahre zugebracht, in großen verzweiflungsvollen Seelenleiden, Doorer-Eglof's waren ſein einziger Umgang geweſen, die blinde Dichterin Luiſe Eglof hatte eine Neigung für ihn gehegt; er war hier geſtorben, auf einem Kirchhof, an dem wir vorbeifuhren, mußte ſein Grab ſein; ich war nicht geſtimmt mir jetzt alle Schmerzen ſolcher Erinnerungen aufzureißen, und auch nicht geſtimmt, dieſe Erinnerungen gewaltſam zu unterdrücken, mir blieb nur übrig, darüber hinwegzueilen, und ſo that ich; die Eilpoſt nahm uns ſogleich auf, und nach kurzer Fahrt waren wir in Aarau. Der drollige Wirth zum Wilden Mann, von Troxler ſchon benachrichtigt, wies mich zu deſſen Wohnung jenſeits der Aar, ich eilte durch die Straßen der kleinen Stadt, die ſonntäglich belebt war — ſchöne Mädchen in der eigenthümlichen berniſchen Tracht, Knaben in Uniform als ſchon kriegsluſtige Soldaten —, über die ſchöne Hängebrücke zu Troxler's Haus, unmittelbar bei dieſer; ein kleiner Vorgarten, die Wege mit grobem Kies belegt — wie beim Hotel Weber —, führte mich zur Hausthür, mir begegnete von der Treppe herabkommend eine Frau, die ich gleich für Troxler's Gattin erkannte, wiewohl ich dieſe ſeit zweiundvierzig Jahren nicht geſehen; ihr nannt' ich meinen Namen, mit einem Freudenſchrei rief ſie

den Mann herbei, der denn auch ſogleich erſchien. Sie hatten mich heute noch nicht erwartet, er war eine Weile wie ſprachlos, mußte ſich erſt wieder ſammeln und faſſen. Meinen ſechsundſiebzigjährigen Freund fand ich geſund und kräftig, aber klein geworden, etwas dick, im Geſichtsausdruck ſehr verändert, die einſt hellen ſcharfen Augen wie verſchleiert, ſein früheres Weſen vom Alter gleichſam überrindet. — Von ſeinen philoſophiſchen Arbeiten ausführlich mit mir zu ſprechen, war ſein Hauptanliegen, daher beklagte er ſehr, daß die Zeit dazu nicht ausreichen werde, doch ging er gleich an's Werk. Bald genug kam an den Tag, daß es ihm hauptſächlich darum zu thun war, die Philoſophie mit der Religion, hier mit dem Katholizismus, freilich einem ſelbſtgeſchaffnen eignen, wegen deſſen ihn die Kirche doch als einen Ketzer anſehn müßte, zu vereinigen, beſonders aber den perſönlichen Gott und die perſönliche Fortdauer des Menſchen feſtzuſtellen. Ich ſagte ihm, wie ich dieſe Sachen anſehe, behandle, ein rechtes Einvernehmen war nicht möglich; wir glitten von dem Gegenſtand ab und kamen auf andre Dinge. Mein Freund, das konnt' ich mir nicht verhehlen, war alt geworden, vereinſamt, hatte ſeine ſchönen Gaben in erfolgloſen Kämpfen vergeudet, ſah ſich verkannt, nicht beachtet genug, fühlte ſeinen Werth, wollte ihn emporhalten, warf daher gern ein Wort in gelegentlichen Flugſchriften aus, wie neuerdings in einer über die Kriegsſucht und das Kriegsübel, durch die er auf die große Politik einzuwirken meinte, und die nicht einmal bis zu mir gelangt war. Stolz, der auch wohl in Eitelkeit herabſank, ſchroffes Abſchließen gegen die Außenwelt.

Montag, den 7. Juli 1856.

Ein Kutſcher fuhr uns von Aarau über Stein und Rheinfelden nach Baſel. Das Land iſt von mannigfachem Reiz;

anſehnliche Berge, zum Theil wild, herrlich grüne Wieſen, fruchtbare Aecker. Nachmittags in Baſel zur Eiſenbahn. — So fuhren wir denn abermals durch das herrliche Elſaß, und gelangten um 10 Uhr nach Straßburg. Das Rothe Haus war beſetzt, wir fanden gute Zimmer in der Blume, auf demſelben Kai, wo ſonſt der Geiſt als berühmter erſter Gaſthof ſchon von Goethe's Zeiten her blühte.

Dienstag, den 8. Juli 1856.

Früh ausgegangen. Angenehmes Gefühl in Straßburg zu ſein. Blick auf des Großvaters Haus (Place du corbeau Nr. 93), dann auf das Münſter und in daſſelbe hinein. Beſuch bei Herrn Dr. Mühl. Er geht mit uns zu Herrn Lamey, den wir eben noch treffen, er iſt im Begriff nach Paris abzureiſen, in einer Viertelſtunde! es blieb nur Zeit zur herzlichſten Umarmung, zu den eiligſten Worten, zum Austauſch einiger Meinungen, er pries Uhland als ſeinen Mann, bekannte ſich gern zu den Geſinnungen, die er ſchon 1789 in ſeinen Liedern ausgedrückt, ſchenkte mir die neueſte Ausgabe ſeiner geſammelten Gedichte. Der kleine Mann iſt 84 Jahr alt, aber ſo friſch und rüſtig, ſo lebhaft und raſch, daß man ihn für dreißig Jahr jünger halten könnte. Sehr bedauerte ich die Kürze unſres Begegnens, mit ihm grade hätte ich vieles zu beſprechen gewünſcht. Er bewohnt ſein eignes Haus, das ſehr ſchön ausgeſtattet iſt; reicher Hausrath, Oelgemählde, größte Sauberkeit, — er gilt für einen Millionair, hat keine Kinder noch nahe Verwandte, genießt das Leben, dichtet noch immer. — Nachmittags zum Münſter. Unerſchöpflicher Gegenſtand der Bewunderung, der Liebe, dieſes Münſter! Die ganze Stadt ſcheint nur um ſeinetwillen da, jeder Straßburger hegt es im Herzen, führt es im Munde!

Ich beſah das Innre wie das Aeußre mit aller Muße. — Darauf beſuchten wir den armen Schneegans, der leider bruſtkrank iſt, uns ſein Leid rührend klagte, ſeinen Jammer über die Bedrängniß und den Untergang des Deutſchen im Elſaß mit bittrem Schmerz ausſprach; er lebt in ſeinem Land, in ſeiner Stadt, in ſeinem Münſter, in der Vergangenheit! Seine Kämpfe gegen das Neuere, gegen das Franzöſiſche, reiben ihn auf; als Archivar findet er zu ihnen täglich Anlaß, hat ſchwere Pflichtarbeiten, bald die Pariſer Behörden, bald die Straßburgiſchen ſelbſt zu beſtreiten. — Wir gingen über den Katzenſteg — Mühl erinnerte dabei, daß dies Brückchen in Roſa Maria's Novellen vorkommt — wieder zu des Großvaters Haus, wo Mühl uns bei der Familie Hartſchmidt einführte, die es jetzt beſitzt, und die uns daſſelbe mit größter Freundlichkeit beſehen ließ. — Neben Mühl's Wohnung in der Waiſengaſſe, gegenüber der Artilleriekaſerne ſteht das Haus, von woher Ludwig Bonaparte ſeinen erſten verunglückten Staatsſtreich verſuchte; man will hier wiſſen, daß der Anſchlag ernſter und geſchickter war, als er ſpäter ſchien, es ſeien weitgehende Verbindungen geknüpft, manche Beſatzungen gewonnen geweſen. Klagen über knechtiſche Stadtobrigkeit, über Pfaffeneinfluß, Soldatenweſen. Auf mich machten die Soldaten, die ich ſah, keinen ungünſtigen Eindruck; ſie ſchienen derb und ſelbſtſtändig genug, und im Ganzen hält man ſie für republikaniſch geſinnt, wenigſtens für gar nicht dynaſtiſch.

Mittwoch, den 9. Juli 1856.

Morgens über Weißenburg, Landau und Neuſtadt an der Hardt nach Speyer. Beim Eintritt in das Gebiet des Zollvereinsgebietes wurden wir nicht unterſucht, der baieriſche

Beamte begnügte ſich mit meinem Ehrenwort. Schönes Hardtgebirge, reiches Land. Oggersheim, Frankenthal; Erinnerungen aus meiner Kindheit. In Speyer traten wir im Adler ab, und gingen dann ſogleich zum Dom. Man baut an dem Portal, das mit Gerüſten umſtellt iſt, unendliche Steinmaſſen liegen umher. Beim erſten Anblick erſcheint er nicht ſehr groß, wächſt aber unter den Augen, beſonders wenn man die Seitenanſicht gewinnt. Der innere Ausbau und Schmuck iſt jetzt die Hauptſache. Die Mannigfaltigkeit und Pracht der zahlreichen Fresken überſteigen alle Erwartung; Unglaubliches hat der König Ludwig auch hier geſchaffen. Drei franzöſiſche Geiſtliche, die aber auch Deutſch konnten, beſahen die Wunderwerke mit uns, wir wetteiferten in Lobpreis, in Staunen, in Ausrufungen. Die Grabbildſäulen Rudolphs von Habsburg und Adolphs von Naſſau — erſtere von Schwanthaler und beſonders trefflich — thun große Wirkung. Ludmilla ſtieg hinauf und umwanderte die weitläufigen byzantiniſchen äußern Bogengänge — vielleicht zweihundert Säulchen —; ich blieb unten, und hing meinen Betrachtungen nach. Ein herrliches Werk, das zu dem Größten und Prächtigſten gehört, was ſich uns auf der Reiſe dargeboten; ſehr zufrieden, es nicht verſäumt zu haben.

Donnerstag, den 10. Juli 1856.

Früh von Speyer auf der Eiſenbahn — dieſe hat hier das Dampfſchiff getödtet, das ſonſt bis Straßburg fuhr — nach Mainz. Fahrt durch die Stadt; Dom, Gutenberg's Bildſäule, Theater, öſterreichiſche Soldaten, preußiſche; dann zum Dampfſchiff. Prächtige Fahrt nach Koblenz. — Wir kamen ſpät Abends in Köln an.

Freitag, den 11. Juli 1856.

Um 9 Uhr gingen wir zum Dom. Seit drei Jahren ist viel geschehen, der Bau ist merklich gefördert, aber wie ungeheuer viel ist noch zu thun übrig! Im Innern ist der Fortschritt weniger bedeutend, immer steht noch die fatale Zwischenmauer, die den Chor von der übrigen Kirche scheidet. Es war Gottesdienst, man durfte nicht umhergehen und sich alles ansehen. Wir setzten uns in Kirchenstühle. Eine Stunde dauerte das Geplärr, vermischt mit Orgelspiel. Das ganze Wesen machte mir den widrigsten Eindruck, ich begreife nicht, wie sich ein vernünftiger Mensch von solchen unverständlichen Ceremonien kann bestechen lassen, wie doch bei Friedrich Schlegel und Andern der Fall gewesen sein muß. Ich verstand ihr Latein, das ist schon ein bedeutender Vorzug, den die Mehrzahl der Gläubigen entbehrt, aber die Anordnung und der Gang der Messe ist mir noch heute räthselhaft, wie die Uebung einer Waffe, deren Einrichtung und Bedingungen mir nicht bekannt sind. Endlich zogen die Pfaffen ab, und wir konnten uns frei bewegen und umthun. Ohne Geldspenden aber geht es nicht ab, ein Sammler für den Dombau hält einen Teller hin, der Pedell macht seine Anerbietungen, andre Kirchendiener zeigen sich. Wir konnten uns des Anblicks des großen Wunderbaues nicht ersättigen; auch hier wieder hatten wir den König Ludwig zu rühmen wegen der herrlichen bunten Fenster, die er geschenkt. Auch das Aeußere hielt unsre Augen lange Zeit gefesselt. Und dennoch — dennoch — das Werk liegt außerhalb unsrer Bedürfnisse, es ist eine Thorheit daran fortzubauen, eine schöne Thorheit, aber immer eine Thorheit, und zur Vollendung kommt es doch nicht. Das nächste Geschlecht schon wird andern Sinn haben, das Vergangne kann nur als solches geschätzt und geliebt werden, niemals aber wieder zur Gegenwart werden. — Wir gingen auch in die Hütte, wo wunderbare Steinhauereien angefertigt

werden. — Ein alter Invalide, geborner Kölner, der als Preuße die Schlacht von Bellealliance mitgemacht hatte, erbot ſich uns zum Führer nach der St. Gereonskirche. Sie iſt merkwürdig durch ihre Bauart von ſeltner Eigenheit, inwendig viel entſtellender Schmuck, und zahlloſe Schädel, die in gold- oder ſilberſtoffnen Hüllen an den Wänden prangen. Abſcheulicher Reliquienkram, wahre Götzendienerei! Die Kirche war ſonſt ſehr reich, die franzöſiſche Revolution hat ihr alles genommen; dieſe Klage wiederholt ſich überall; mir thut ſie nicht weh, die Bauwerke mögen erhalten werden, der Reichthum aber gehört nicht zur Frömmigkeit. — Nachmittags fuhren wir mit dem kleinen Dampfſchiffe, das ſehr artig den Namen „Hinüber“ führt, und zwiſchen beiden Ufern in unaufhörlicher Bewegung iſt, zweimal über den Rhein, hin und zurück, hauptſächlich um der Arbeit nahe zu kommen, die mitten im Rhein betrieben wird zum Behuf der ſteinernen großen Brücke. Das iſt ein Rieſenwerk, ein Werk würdig unſrer Zeit und ihrer großen Bezwingung der Naturkräfte durch Verwendung derſelben. Vier breite Durchgänge werden bleiben; drei mächtige Pfeiler im Flußbette ſind ſchon gegründet, an dem einen ſieht man bereits gemauerte Quadern aufſteigen. Die Brücke wird in grader Richtung auf den Dom gebaut. Köln wird durch ſie ungeheuer gewinnen; die Stadt iſt als Verkehr- und Handelsplatz ohnehin ſchon im größten Wachsthum. — Wir beſahen die St. Martinskirche, die ſehr merkwürdig iſt; ein unterrichteter und verſtändiger Küſter gab uns über alles gute Auskunft. St. Kunibert ſahen wir von außen in einiger Ferne. — Fahrt nach Mühlheim und zurück. Köln zeigt ſich bei der Rückfahrt in ganzer Pracht und Herrlichkeit. — Ich gedachte meines Onkels Franz, der in Mühlheim und dann in Köln gelebt. Ich vergegenwärtigte mir die Eindrücke, die ich zuerſt von Köln als Knabe gehabt. Die jetzt ſo reinliche, belebte, wohlhabende Stadt war ein düſtres

Pfaffenneſt, voll Schmutz, Bettlerſchaaren vor jeder Kirchthüre, eine ſich mindernde Bevölkerung, eine zunehmende Verarmung, Pfaffen in allen Geſtalten und Farben, der roheſte Aberglaube zur Schau geſtellt, — dies alles iſt doch jetzt Gottlob wo nicht verſchwunden doch beſchränkt! — Ich gedachte Friedrich Schlegel's, Boiſſerée's, Bertram's, Wallraf's, Pfuel's. Von Wallraf erzählte der Küſter von St. Martin, daß er es hauptſächlich geweſen, der die Kirche alles eigenthümlichen Schmuckes beraubt, ſchon vor der Revolution, im Auftrage des Kirchenvorſtandes, mit 80,000 Thalern Koſten! Man glaubte damals ganz recht zu thun, und Wallraf, ſo ſehr er ein Freund der Alterthümer war, konnte das Byzantiniſche nicht leiden, er ſah darin einen Gegenſatz des Griechiſchen zum Katholiſchen. — Ich hätte gern Düntzer aufgeſucht, auch David Strauß, aber ich war zu angegriffen, die Zeit zu kurz. —

Sonnabend, den 12. Juli 1856.

Um 4 Uhr war ich auf; nach dem Frühſtück fuhren wir über die Brücke nach Deutz auf den Bahnhof. Ich glaubte es wagen zu können, die ſechzehnſtündige Fahrt nach Berlin in Einem Tage zu beſtehen. — In Minden wurde gegeſſen, oder vielmehr verſchlungen was grade aufgetiſcht war. Das Treiben auf den Bahnhöfen, die Hetze bei den kurzen Aufenthalten war ſehr ermüdend und angreifend. Wir kamen Abends ein Viertel nach 10 Uhr auf dem Bahnhof in Berlin an. Die Polizei war nicht ſtreng, ſie ließ Ganzmann gleich durch, der ſich zweier Droſchken zu verſichern eilte, ich zeigte meine Paßkarte, ich hätte eben ſo gut einen Briefumſchlag zeigen können, der Konſtabler ſah gar nicht hin. Man ſieht, daß Hinckeldey nicht mehr regiert. Und doch ſteht Berlin,

steht der Staat noch! — Um halb 11 Uhr waren wir zu Hause. —

Montag, den 14. Juli 1856.

Die Sache des Dr. Kuno Fischer ist noch nicht erledigt; die Fakultät, vom Minister zweimal abgewiesen, hat sich nun beim Könige beschwert. Humboldt und Illaire hoffen die Sache durchzusetzen, gegen Raumer und Hengstenberg. —

Der Jäger Puttlitz ist am 24. Juni zu Berlin als des Raubmords schuldig enthauptet worden. Man hat allgemein geglaubt und gehofft, der König werde ihn begnadigen. Er hat seine Schuld bis zum letzten Augenblicke geläugnet, und ist mit größter Standhaftigkeit gestorben.

Einen größern und bedenklicheren Eindruck hat die am 8. Juli zu Berlin erfolgte Hinrichtung des gleichfalls wegen Raubmordes verurtheilten Potsdamers Helmrich verursacht. Auch er hatte standhaft seine Unschuld behauptet, und der König hatte deßhalb die Hinrichtung, als der Verurtheilte schon auf dem Wege zum Richtplatze war, aussetzen lassen. Nun könne und dürfe er nicht mehr hingerichtet werden, hieß es allgemein, auch verhärtete Juristen meinten, ein nochmaliges Ausstehen der Todesstrafe würde ein ungerechtes Verschärfen der Strafe sein; nachdem der König einmal solchen Zweifeln Raum gegeben, müsse er dem Verurtheilten die Todesstrafe schenken, wenigstens zu lebenslänglicher Haft ihn begnadigen. Daß er nun doch hingerichtet worden, die Unschlüssigkeit des Königs nur zur Verlängerung seiner Qual gedient, das macht großes Aufsehn, und die Leute sprechen von des Königs „Gnade" in sehr schlimmen Ausdrücken. Man erinnert an Kinkel, den der König zu viel härterer Strafe, als er verurtheilt war, „begnadigte". —

Dienstag, den 15. Juli 1856.

„Fichte's und Schelling's Briefwechsel", eben bei Cotta erschienen. Welch große Verehrung und Freundschaft, die sich hier ausspricht und so schnell in bittre Feindschaft und wahren Haß verwandelt! Die Schuld liegt an beiden, an dem Irrthum, daß ihre Geisteswege dieselben sein müßten, auf dem ihr Verhältniß beruhte. Fichte war edel und redlich, aber mißtrauisch und dann leichtgläubisch; Schelling's Eifersucht und Stolz ließen ihn bisweilen unedel werden, er spottete über Fichte, während er ihm hochachtungsvolle, freundschaftliche Briefe schrieb. Schelling's Karakter ist nicht fleckenlos.

Zum 8. Juli. Die vom Könige auf Verwendung eines Geistlichen befohlene Aufschiebung der Hinrichtung des Potsdamer Helmrich ist bald bereut worden, man fand, daß nur eine leichtgläubige Aufwallung dabei stattgefunden. Gleich darauf traten andre Geistliche mit ihren Verwendungen vor: der Geistliche, der bisher den Jäger Puttlitz nach gepflogenen Unterredungen stets als den verstocktesten Sünder und tückischen Verbrecher angegeben, wollte plötzlich von dessen Unschuld überzeugt sein und flehte für ihn um Gnade; noch andre regten sich ebenfalls. Da wollte man denn Energie zeigen, der Jäger Puttlitz wurde hingerichtet, und der Potsdamer gleichfalls, obschon für diesen der Aufschub, nach menschlichem Gefühl, hätte zur Begnadigung führen sollen. —

Ueber die Untersuchung gegen den Polizeidirektor Stieber verlautet nichts, die Sache scheint zu stocken. Allerdings hat er noch Stützen und Genossen genug, die ihn halten, besonders ist Körner sein Freund. Beide müssen zusammen stehen, oder fallen, so eng sind sie verbunden. Beide rechnen darauf, daß der König ihnen günstig ist, aber das kann plötzlich umschlagen. —

Donnerstag, den 17. Juli 1856.

Beſuch von Herrn *. Mittheilungen über Karl von Noſtitz, den ſpäterhin ruſſiſchen; Geſchichte von Noſtitz und Jakobſon, die ich ihm aus einem Briefe von Noſtitz vorleſe. Das führt zu andern Beiſpielen, wo im Schutze hohen Ehrenſtandes und angeſehener Verhältniſſe Betrug, Unterſchlagung, Erpreſſung und andre Verbrechen ohne Scheu und Strafe verübt worden: Graf von der Goltz als Geſandter in St. Petersburg verwendet ihm anvertraute Erbſchaftsgelder, Fürſt von Wittgenſtein nimmt Antheil an einer Geſellſchaft, die preußiſches Geld in England ſchlagen läßt, und dem Staat den Schlagſchatz entzieht. Graf von Lottum als Staatsminiſter nimmt Geſchenke. Der Kriegsminiſter von Hacke bezieht und verkauft Wein ohne den Zoll dafür zu bezahlen. Des Oberpräſidenten von Heydebreck, des Geſandten von Jordan großes Vermögen beruhend auf lichtſcheuer Grundlage. In allen dieſen Beiſpielen iſt die Sache vertuſcht geblieben. Von Andern wäre noch viel zu ſagen. Gegen die untern Stände wird mit aller Strenge der Geſetze verfahren, und die vornehmen Sünder ſehen mit Behagen zu! —

Zu Ludmilla, nachdem wir viel Einzelnes über Gemüthsarten, Handlungsweiſe, Unzuverläſſigkeit und Schadhaftigkeit bekannter Menſchen geſprochen: „Ein tolles, verderbtes Geſchlecht, gemein und roh trotz alles Ringens nach Bildung, man wird es endlich müde, mit ihm zuſammengehörig fortzuleben, man freut ſich aus der ſchlechten Geſellſchaft herauszukommen, es iſt ein Glück, daß man ſie endlich verlaſſen muß. Eine Heimath kann dies Menſchenthum uns nicht ſein, dazu iſt es zu ſchlecht. In ein ſchlechtes Wirthshaus mag man wohl einmal einkehren, und bekommt wohl gar einen guten Trunk in der Kneipe, aber ſchaudern würde man, ſollte man ſich auf die Dauer in ihr ſeßhaft machen!“ —

Der Feldmarschall Graf von Dohna liegt an einem Schlaganfall krank darnieder. Man sagt, er sei beim Könige nicht mehr recht in Gnade, sein von der Meinung des Königs oft abweichendes Urtheil über Personen habe mißfallen. —

Freitag, den 18. Juli 1856.

Der Ritterschaftsregistrator Liederley ist am 14. vom hiesigen Schwurgericht in geheimer Sitzung zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt worden. Man hat also doch gewagt den Prozeß durchzuführen. In geheimer Sitzung! Aber werden alle, die ihr angehörten, über die Aussagen des Mannes schweigen? Oder macht man sich nichts daraus, daß die Aergernisse besprochen werden, wenn sie nur nicht in öffentlichem Druck vorkommen? — Hinckeldey ist todt, aber seine Spießgesellen sind noch am Ruder. —

Endlich ist die Königliche Bestätigung des Regierungsrathes von Voß als erster Bürgermeister von Halle auf die zwölf Jahre der Amtsdauer öffentlich ausgesprochen.

In Bremen ist der Bürger Emil Meyer, der wegen Theilnahme am sogenannten Todtenbunde zu längerer Haft verurtheilt war, vom Senat begnadigt worden. —

In allen Blättern Lob der österreichischen Amnestie. Nach preußischer Amnestie wird vergebens geseufzt! —

Aufstand und Kampf in Madrid. Sieg Odonel's, Abtreten Espartero's. Unverständlich. Hofränke, Nichtswürdigkeiten der schändlichen Weiber, Mutter und Tochter! —

Der bisherige Stadtrichter, Assessor von Herford, ist endlich zum Stadtgerichtsrath befördert worden. Er hatte sich im Jahr 1848 demokratisch gezeigt, und war deßhalb beim König angeschwärzt. Der Justizminister hat ihn wohl fünfzehnmal seit jener Zeit zur Beförderung vorgeschlagen, aber

der König ihn jedesmal zurückgewiesen. Er gilt für einen der besten Juristen, ist überaus geachtet, und durch Wohlhabenheit wie durch Gesinnung selbstständig.

Sonnabend, den 19. Juli 1856.

Die „Briefe von Schiller und Lotte“ beschäftigen mich sehr; ich überlege mir die Karakterarten, die Verhältnisse, die Zeiten, ziehe Folgerungen, erwäge Möglichkeiten, und die Ergebnisse fallen für Schiller günstiger aus, als ich sie bisher annahm. —

„Geschichte der Hohen Karlsschule, von Heinrich Wagner. Mit Illustrationen von Karl Alexander von Heideloff. Erster Band, erstes Heft. Würzburg 1856.“ Die Bildchen sehr artig, Schiller liest seinen Kameraden unter Bäumen die Räuber vor. Der Herzog Karl zu Pferde. Der Text ist langweilig genau, daher schlecht zu lesen. Herr von Schöning hätte das Buch verfertigen können! —

Sonntag, den 20. Juli 1856.

Die Nachrichten aus Spanien werden immer trüber, das heißt die verrätherischen Ränke des Hofes, der beiden Königinnen, dieser verfluchten Weiber, immer klarer. In Saragossa scheint aber der Anhang der Cortes und Espartero's kühn das Haupt zu erheben. In Paris zweifelt man nicht, daß Louis Bonaparte schon die Hand im Spiele gehabt, wiewohl er selber von den Ereignissen überrascht scheinen will. —

Der König gewinnt in Marienbad „alle Herzen“, so heißt die hergebrachte Redensart; er redet die Leute an, ladet zum Kaffee ein, belustigt sich mit Scheibenschießen u. s. w. Das

mag alles sein. Aber er selber soll neben seiner Lustigkeit sehr schwermüthige Stunden haben, in denen er düstern Einbildungen sich hingiebt. Die alten Höflinge sagen, er bekomme große Aehnlichkeit mit seinem Großvater Friedrich Wilhelm dem Dicken, nur mit dem Unterschiede, daß die Weiber, welche bei diesem so viel verschuldet, bei jenem gar nichts verschuldet haben. Dem Prinzen von Preußen wenden sich mehr und mehr die Blicke zu, man stellt sich wenigstens so an, als erwarte man von ihm alles konstitutionelle Heil.

Große Zwistigkeiten und Reibungen in unserm Staatsministerium. Manteuffel und Westphalen in beständigem Kampfe gegen einander. Der Kriegsminister gilt für ganz unfähig; eben so der Finanzminister. Simons und von der Heydt sehen zu, und lassen alles gehen wie es geht. Einige drohen bisweilen mit Abschiednehmen, aber keiner macht Ernst. Sie bleiben alle im Amt. Dem Könige, sagt man, soll dieser Zustand eben recht sein, keiner seiner Minister imponirt ihm, keiner wird ihm durch Geist oder Willen unbequem, er legt sich mit ihnen keinen Zwang auf, er behandelt sie wie seine Dienstleute. —

Montag, den 21. Juli 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Sie wollte mich schelten, daß ich noch nicht bei ihr war, und uns einladen auf den Abend. Da sie mich zu Bette liegend fand, so fiel beides weg. Sie hat sich nicht erholt, im Gegentheil, sie ist eher schwächer und stumpfer geworden, als da ich sie das letztemal sah; sie sieht alt und verkommen aus, das nicht mehr gefärbte weiße Haar hängt ihr nur spärlich vom Scheitel herab; sie klagt selber, sie sei krank, matt, unfähig zu schreiben, ihr Auge ist schwach geworden. Sie kündigt mir an, daß sie

mir eine große Arbeit zugedacht habe, ich ſoll ihr die Briefe ihres Mannes und ihres Bruders ordnen, damit ſie ſolche könne drucken laſſen. Ich kann ihr das nicht abſchlagen, ſage aber beſtimmt, daß ich nicht übernehme die Briefe für den Druck zu redigiren, daß ſei und bleibe ihre Sache. — Sie eifert ſehr gegen *, den man neben Goethe ſtellen wolle, und ſucht mir ein ungünſtiges Wort über ihn abzudringen, das ſie dann nicht verſäumen würde, triumphirend ihm vorzuhalten. Von den Töchtern will ſie gar nicht reden, wenn man nach ihnen fragt, antwortet ſie nicht, und ſpricht gleich in andrer Richtung weiter. C.'s und H.'s Grüße verſchmäht ſie höhniſch, und hängt jedem gleich eine Lächerlichkeit an! Das hat mir von jeher an ihr ganz beſonders mißfallen, das verächtliche Verläugnen ihrer Freunde und Anhänger, denen ſie doch bei Gelegenheit wieder auf's beſte zu ſchmeicheln weiß. Sie wollte mir lachend erzählen, wie ſie einſt Goethe'n um den Beſuch der Sontag gebracht, die er den ganzen Abend erwartete. „O ich weiß die Geſchichte," rief ich, „das iſt eine Sünde gegen Goethe, die Ihnen ſchwer auf dem Gewiſſen liegen muß, die ſie nie genug bereuen können!" Sie war einen Augenblick betroffen, ſagte aber dann, gleichſam um ſich ſelber zu ermuthigen: „Nein, ich bereue ſie nicht!" — Zuletzt wollte ſie doch einiges von unſrer Reiſe hören, es freute ſie, daß wir Hildesheim und Speyer beſucht hatten, beſonders erſteres hatte ſie uns ſehr empfohlen. —

Louis Bonaparte leidet oft an rheumatiſch-nervöſen Kopfſchmerzen, die ihn zwingen ſich zu Bette zu legen, jeder Thätigkeit zu entſagen, niemanden zu ſprechen, meiſt vierundzwanzig Stunden lang, bisweilen auch noch länger. — Ganz wie der kürzlich verſtorbene Scharnhorſt. —

Dienstag, den 22. Juli 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim und brachte mir einen ungeheuren Pack Arnim-Brentano'scher Briefschaften. Sie sprach von ihren gewöhnlichen Angelegenheiten, ihrem Goethedenkmal, dem Ratti'schen Gemählde, beides soll der König bei ihr sehen, dieses kaufen, jenes ausführen lassen, von ihren Verlusten durch schlechte Geschäftsleute, auch der Vermittler Kühn in Weimar wird schon angeschuldigt, daß er kein Geld einschicke, — die Ueberbleibsel ihres englischen Buches — die meisten Abdrücke sind verdorben durch schlechte Verpackung, durch Wasserflecke, — will sie nun nach Amerika um geringen Preis losschlagen, allein fürerst hat sie neue Buchbinderkosten daran zu wenden. Sie ist ganz erbittert über eine Anzeige von Grimm's Novellen in einem Wiener Blatt, wo der Autor Goethe'n gleichgestellt wird; sie grollt mir, daß ich die Novellen nicht tadlen will, sondern loben muß. — Sie sagte, sie lese jetzt ein Manuskript, das ihr vor Jahren zugeschickt worden, „die Günderrode an Bettina", ich sagte, das habe ich auch, und Ludmilla zeigte es aus meinem Schrank heraus vor, das war gar seltsam! Daß die Blätter von Frau von Chézy sind, schien Bettina nicht zu wissen, oder nicht wissen zu wollen; es ist ihr schon ein Aerger, wenn man die Personen, von denen sie rühmend spricht, auch kennt. Sie kam auch wieder auf ihren Wahn zurück, Kertbeny's Bildniß sei Petöfi's Bildniß, obwohl Kertbeny's Name darunter stehe, es sei dies eine nöthig erachtete Verkappung, welche die Eingeweihten nicht täusche! —

Ich stöberte Abends noch in den Briefen Arnim's und Brentano's. Von Clemens fiel mir fast zuerst ein Brief in die Hände, aus Prag, vom 10. Dezember 1811, worin er viel von mir spricht. Unser erstes Begegnen im Sommer 1811 in Töplitz würde er ganz richtig schildern, wenn er die Namen vertauschte, und sich zuschriebe, was er von mir aussagt. Er

war es, der beleidigende Neckereien begann, er war es, der mich empörte und anekelte, dem ich sagte, er verdiene Ohrfeigen, und da unter Leuten wie wir das Sagen dem Geben gleichstehe, so möge er sie als empfangen ansehn. Eine abscheuliche Lüge von ihm ist es aber, daß er schreibt, ich habe auf Luise Reichardt so geschimpft, wie er es ausdrückt, das edle, gute und hartgeprüfte Mädchen habe ich nie verunglimpft; er lügt es auch nur, um Arnim, der sie sehr verehrte, gegen mich zu erbittern. Trotz allem suchte mich Brentano in Prag wieder auf, und kam beinahe täglich zu mir, las mir seine Sachen vor, sprach mir von seiner Familie ꝛc. Ich machte ihn mit Bentheim, Pfuel und Nostitz so wie auch mit Mad. Brede bekannt, die er alle sehr preist, ja mit ihnen prahlt, aber dabei verschweigt, daß er sie durch mich kennen gelernt. Seine schändlichen Ausfälle auf Rahel, seine Verrätherei, die er gegen sie und mich begangen, nachdem er durch einschmeichelnde Theilnahme meine Vertraulichkeit hervorgelockt, sind auch hier schon im Gange, und sind dieselben, die ihm bald darauf die Ohrfeigen wirklich zugezogen haben, die er schon in Töplitz als Andeutung empfangen hatte. — Sonderbar ist es, daß diese Teufeleien, die mir früher alles Blut empört hätten, mir jetzt persönlich gar keinen Eindruck machen, ich lese sie, als ob weder von Rahel noch von mir die Rede wäre, mit nur dem Unwillen, den die Sache mich empfinden läßt. —

Mittwoch, den 23. Juli 1856.

In Hannover will es mit allen eigenmächtigen und bundestäglichen Maßregeln doch nicht gehen; die willkürlich veränderten Stände und neuen Behörden wollen nicht fügsam genug sein. Die Regierung muß erleben, daß ihre neuen Gesetze von ihren eignen Leuten, von denen, die sie selbst

gewählt und aufgeſtellt hat, verworfen werden. In Heſſen haben wir daſſelbe geſehen, in Schleswig-Holſtein ebenfalls; etwas davon auch ſchon im hieſigen Herrenhaus. Aber was ſind das für Zuſtände, in denen man ſich hinſchleppen muß! in denen nichts recht biegen, aber auch nichts recht brechen will! —

Freitag, den 25. Juli 1856.

Früh aufgeſtanden und in Bettina's Papieren fleißig gearbeitet. Ein ganzer Zeitraum früherer Litteratur zeigt ſich mir in neuer, oft ſeltſamſter Beleuchtung, ein ganzer Kreis vielgekannter Perſonen läßt ſich in ſeine geheimſten Beziehungen ſchauen; ich muß häufig die gedruckten Sachen nachſehen und vergleichen, um die Zeitangaben ſicher zu ermitteln. Der Einblick in die Brentano'ſche Familie, in das Treiben von Clemens und Bettinen, iſt kein erfreulicher; doch fühlt man das größte Mitleid mit dieſen unruhigen, von Talent und Eitelkeit unſelig gehetzten Seelen. Für Clemens blieb in der That die katholiſche Kirche die letzte und ſicherſte Zuflucht, in ihr findet auch jede Thorheit eine Stätte, ſie nimmt wie den Sinn auch den Wahnſinn auf, wie alles Edle ſo auch alles Gemeine, Ausſchweifende, Fratzenhafte, das ſie ſogar nach Umſtänden heiligt. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, ſah mit Wohlgefallen, daß ihre Papiere umherlagen, that aber gleichgültig. Sie theilte mir einen Brief an den Prinzen von Hohenlohe mit, den ſie an ihre Aufträge beim König erinnert, an Ratti's Tizian-Kopie, an ihr Goethedenkmal. Ich konnte die Abfaſſung nicht mißbilligen, daß ich aber das ganze Bemühen für ein vergebliches anſehe, weiß ſie längſt und will ſie nicht hören. Sie erwähnte eines Gedichts, das Goethe an

ſie bei ihrem Zuſammentreffen mit ihm in Töplitz gerichtet habe, dann des Sonettes „Charade“, das ebenfalls auf ſie gedichtet worden ſei, und fragte, ob ſie mir je die Auflöſung des Worträthſels geſagt? „O ja, die weiß ich ſehr gut, „Nachtlicht“ gaben Sie als das Wort an.“ Das war ihr ſchmeichelhaft, und doch etwas verdrießlich, ſie hätte mich lieber jetzt erſt mit dem Aufſchluß überraſcht, auch verbeſſerte ſie mich ſchnell und ſagte: „Nein, Nachtlicht iſt falſch, Abendlicht iſt das Wort, ſo nannte mich Goethe, weil ich Abends gekommen war und ihm den Abend erhellte.“ Ich erwiederte gelaſſen: „Damals ſagten Sie Nachtlicht, und dies paßt auch allenfalls, Abendlicht aber nicht, es dürfen nur zwei Silben ſein, und Abendlicht hat drei.“ Das war ihr überraſchend, mußte aber wohl gelten. Wenn ich ihr geſagt hätte, daß nach ſichrer Ueberlieferung das Sonett nicht auf ſie, ſondern auf Minna Herzlieb gedichtet worden und dieſen Namen meint, ſo hätte es einen Sturm gegeben, dem die alte Frau vielleicht nicht mehr gewachſen wäre! Zuletzt ſprach ſie noch verächtlich von Kaulbach und allen neuern Mahlern, und ſtellte weit über alle den armen Blechen, der aus Liebe zu ihr in Schwermuth geſunken und früh geſtorben. Alles dies wurde in ſehr kurzer Zeit geſagt, denn ſie fuhr bald wieder fort in einer Droſchke, nach dem Hausvogteiplatz ſagte ſie, gab aber dem Kutſcher eine andre Richtung an! —

Das Gedicht, welches Bettina meint, iſt das prächtige: „Iſt es möglich, Stern der Sterne, Drück' ich wieder dich an's Herz!“ (Kleine Ausgabe III. 83.)

Sonnabend, den 26. Juli 1856.

Leidlich geſchlafen. Früh aufgeſtanden und an die Arbeit gegangen. Schwierigkeiten des Ordnens; die größern der

Auswahl und Redigirung zum Druck übernehm' ich **nicht**! Die Briefe Brentano's ſind ein fortwährendes Familien- und Freunde-Gericht, von dem niemand verſchont bleibt, und er ſelbſt am wenigſten. Für einen Fremden iſt es ergötzlich genug! —

Nachmittags Beſuch von Frau Bettina von Arnim. Sie klagt über Schwäche der Augen, erzählt von ihrem Türken Achmet, von ihren neuen Thonknetereien für das Goethe-denkmal, von Ratti's Tiziankopie u. ſ. w. Sie überſetzt diktirend in den Nachtſtunden jetzt ihre Günderrode in's Franzöſiſche, wem ſie aber diktirt iſt nicht zu ermitteln, und geſchrieben iſt eigentlich, wie ſie bekennt, noch nichts; ein Spiel der Einbildungskraft, das, wie es ſcheint, der Graf Circourt durch Briefe in ihr geweckt hat. Sie fragte mich, ob ich kürzlich Briefe von ihm gehabt; nie! ich kenne ihn gar nicht, und mag ihn nicht kennen! —

Die Abendzeitungen bringen die Nachricht vom ſanften Tode des Staatsminiſters von Schön am 23. auf Preußiſch-Arnau. Die Verſorgung ſeiner Papiere hat er ſo lange aufgeſchoben, daß nun die Regierung ſie wohl übernehmen, d. h. die Papiere im Archiv vergraben wird, bis aller Lebensreiz in ihnen geſchwunden iſt. Sein Tod betrübt mich, er gehört jedenfalls unter die ausgezeichnetſten Männer Preußens, unter die Männer Kantiſcher und Fichtiſcher Bildung. —

Daß Frau von Wolzogen in ihrer Biographie Schiller's einige Briefe deſſelben, die an ſie und ihre Schweſter gemeinſam gerichtet waren, aus Zartheit ſo verändert und umgeſtellt hat, als wären ſie an ihre Schweſter allein gerichtet, das iſt allerdings wahr, und durch die neuſte Briefſammlung „Schiller und Lotte“ ganz augenſcheinlich erwieſen; allein die Sache iſt weder ſo umfangreich noch ſo bedeutend, wie man bisher angenommen hat. Frau von Wolzogen fand es damals zu beſchwerlich und langweilig, das ganze Verhältniß

in ſein rechtes Licht zu ſetzen, und wählte jene Umſtellung als das kürzeſte Mittel, vielen unbequemen Fragen zu entgehen. Das Verhältniß war freilich ein ungewöhnliches, beide Schweſtern waren ſehr von Schiller eingenommen, er gleicherweiſe von beiden, und das lag in der Natur der Verhältniſſe, daß der Umgang und die Ausdrucksweiſe mit der verheiratheten Frau lebhafter und freier ſein durfte, als mit dem noch ſcheuen Mädchen. Indeß bin ich nun überzeugt, daß Schiller damals in keiner nahen Vertraulichkeit mit Frau von Wolzogen ſtand, in keiner, durch die ihre Schweſter hätte gekränkt ſein können. Schon daß Frau von Wolzogen damals eifrig mit ihrem nachherigen zweiten Gatten beſchäftigt war, ſpricht gegen jene Annahme. Wenn es wahr iſt, was Alexander von Humboldt mir einmal ſagte, „qu'elle a couché avec Schiller," ſo kann dies nur in eine ſpätere Zeit fallen, denn daß Schiller in ſolchem Betreff nicht eben ſtreng war, iſt genugſam bekannt, und Frau von Wolzogen machte ſich ſchwerlich ein Gewiſſen aus einer Untreue, in der ſie ſogar eine Art Berechtigung ſehen konnte. Als Schiller am 9. März 1789 an Körner die rohen Worte ſchrieb: „Könnteſt Du mir innerhalb eines Jahres eine Frau von zwölftauſend Thalern verſchaffen, mit der ich leben, an die ich mich attachiren könnte" — war ſein Bund mit Lotte von Lengefeld ſchon ſo gut wie geſchloſſen, die Liebſchaft mit ihr in vollem Gange. —

Sonntag, den 27. Juli 1856.

Mitten in der Arbeit mit Bettinens Papieren überraſchte mich der Beſuch des Grafen Friedrich von Neſſelrode, der von Kiſſingen kommt, und ſeine Tochter Frau von Kalergis, die inzwiſchen nach Baden-Baden geht, an letzterm Orte wiederaufſuchen wird. Er iſt herzlich und zutraulich wie früher.

Wir beſprechen eilig die letzten Ereigniſſe, die neuſten Verhältniſſe; bei ganz entgegengeſetzten Richtungen ſehen wir vieles doch in gleicher Weiſe, daß mit allem Geſchehenen eigentlich nicht viel ausgerichtet, daß der Stand der Dinge im Allgemeinen derſelbe geblieben, keine Frage gelöſt, kein Beſtand geſichert ſei; überall Revolutionsfurcht und Revolutionsausſicht, überall Zündſtoff, der ſich vermehrt; große Bewunderung der Franzoſen, ihrer großen, herrlichen Eigenſchaften, ihres Feuers, Geiſtes, und daß ihnen nie die Männer fehlen, die ſie nöthig haben, aus der Erde ſteigen ſie empor, aus allen Schichten des Volkes, in Fülle. „Das hat die Natur in dieſe Nation gelegt, das hat keine Erziehung ihr angebildet.“ Leider hat Neſſelrode dieſelbe Bewunderung für Louis Bonaparte, der Erfolg übt eine Art von Zauber aus, macht den Zuſchauer ſchwindlich wie den Handelnden. „Sie haben nicht dieſe Bewunderung für ihn?“ ſagt er ſchmerzlich. „Nein, Abſcheu.“ — „Abſcheu,“ wiederholt er kaltblütig, wie regiſtrirend. Von hieſigen Sachen ſcheint er gut unterrichtet, von unſern Vorzügen und beſonders von unſren Schwächen. —

Nachmittags kam Bettina von Arnim, ſehr zufrieden mich bei der Arbeit zu finden. Sie dreht ſich eine Zeit lang in gewöhnlichen Geſprächen, dann verläßt ſie dieſen Kreis, um uns vom Mahler Ratti und deſſen verzwickten Verhältniſſen zu erzählen, von Frau *, Fräulein *, die ihm von der Mutter nach Venedig nachgeſchickt worden, von einem Kinde ꝛc. Alles ſehr wunderlich, und aus Bettinens Munde gar nicht klar! — Dringende Einladungen von Bettinen und Fräulein Armgart, ſie doch Abends zu beſuchen.

Herr von Rochow, der den Polizeipräſidenten von Hinckeldey erſchoß, wurde vom Kriegsgericht zu nur vier Jahren Feſtung verurtheilt, und lebt in Magdeburg ganz angenehm, was ich ihm nicht verdenke noch tadle. Doch wenn er nicht Offizier wäre, wie viel härter hätte er büßen müſſen! —

Montag, den 28. Juli 1856.

In Bettinens Papieren gearbeitet. — Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim wieder, und hatte mancherlei zu erzählen. — Bei ihr war eine Predigerwittwe, die sich nicht abweisen ließ, auch ein Fräulein vom Lande, die ihr begeistert zurief: „Das Grab von Mendelssohn und Sie, das ist mir das Wichtigste in Berlin!“ Bettina meinte, mit dem alten todten Mendelssohn wolle sie nicht zusammengestellt sein, und sie habe dem Fräulein diese Unart verwiesen; doch hat sie ihr auch ihre Bücher geschenkt. —

Dienstag, den 29. Juli 1856.

Nachmittags Besuch vom General Adolph von Willisen. Er wird als Kommandant der in Brandenburg stehenden Division in Berlin wohnen, um stets dem Könige nahe zu sein. Ueber die Geschichten in Spanien, die uns im Einzelnen wenig verständlich sein mögen, im Ganzen aber klar das Werk der alten Vettel Christine und des — Bonaparte sind; warum scheut man sich dies einzusehen? Weil man den — gern minder schuldig sähe? weil er ein Held und Retter sein soll? —

Gegen den Direktor der Oberrechenkammer Geheimen Rath Seiffart ist nun wirklich die Disziplinaruntersuchung im Gange. Er wird beschuldigt, von dem Depeschenverrath gewußt, und ein gestohlenes Aktenstück dem Prinzen von Preußen mitgetheilt zu haben, wobei Zwietracht in der Königlichen Familie entstehen mußte u. s. w.

Der Prediger Uhlich in Madeburg hatte sich einen Paß geben lassen um nach Burg zu reisen. Die paar Meilen, und ein Paß! Kaum angekommen, wurde er von der Polizei fortgewiesen. Er klagte bei der Regierung, und bekommt nun

endlich, nach vielen Monaten den Beſcheid, die Polizei ſei zu ſolcher Willkür befugt! —

Mehrere Mitglieder der aufgelöſten freien Gemeinde zu Magdeburg wollten eine neue Religionsgeſellſchaft bilden, und zu dieſem Behuf eine Beſprechung halten. Die Polizei hat es nicht erlaubt. —

Mittwoch, den 30. Juli 1856.

Das Feſt der fünfundzwanzigjährigen Regierung des Königs der Belgier, in ganz Belgien freudig gefeiert, mißfällt dem Staatsſtreicher Louis Bonaparte, und die franzöſiſchen Blätter dürfen keine ausführlichen Schilderungen davon geben. —

In Hannover trübe Verlegenheiten, Hinzögerungen, krankhafte, unredliche Zuſtände, wie in Kurheſſen, etwas mehr als im übrigen Deutſchland! —

Spanien in neuer Zerrüttung durch Verrath und Treuloſigkeit der Königinnen, durch Ränke Louis Bonaparte's. Dieſer hat ſeine Macht durch Staatsſtreich und wie er frech behauptet durch Volkswahl. Aber weder gefällt ihm der Staatsſtreicher in Madrid, noch der durch ächte Volkswahl erwählte König der Belgier. —

Die engliſche (Hinckeldey'ſche) Waſſerleitung erweiſt ſich für den Zweck der Reinigung der Rinnſteine ganz untauglich. Der Magiſtrat läßt daher die koſtbaren Arbeiten zu unterirdiſchen Kanälen — die auch den Zweck nicht erfüllen — wieder aufnehmen. —

Donnerstag, den 31. Juli 1856.

Die Voſſiſche Zeitung iſt geſtern polizeilich weggenommen worden, aber die meiſten Abdrücke waren ſchon ausgegeben. Der Fall einer Beſchlagnahme iſt bei dieſer Zeitung noch nicht vorgekommen. Ein ſehr beleidigender Artikel war die Urſache. —

Der Kaſſationshof der baieriſchen Pfalz hat einen Kaufmann in Zweibrücken, der Wahlumtriebe aufgedeckt und die ſchuldigen Beamten dabei beleidigt haben ſollte, deßwegen auch ſchon verurtheilt war, völlig freigeſprochen; der Kaufmann, heißt es in dem Urtheilsſpruche, habe nur ſein Recht ausgeübt. —

Streit in den Zeitungen zwiſchen einem Rabbiner Levin und Dr. Michael Sachs, letzterer, allem reformirten Judenthum abhold, wird gleichwohl beſchuldigt, eigenmächtige Umgeſtaltungen des jüdiſchen Gottesdienſtes vorgenommen zu haben. Sachs vertheidigt ſich nicht ſelbſt, wird aber von Andern bündig und einleuchtend gerechtfertigt. —

Auch die Studentengeſchichte von Heidelberg, wo Korpsſtudenten und freie Genoſſenſchaften in Händel geriethen, wird ſehr umſtändlich in den Zeitungen beſprochen. —

In Oeſterreich wird der Plan beſprochen, nach Art des Deutſchen Bundes einen italiäniſchen zu ſtiften. Schon vor vierzig Jahren habe ich dieſen Vorſchlag in deutſchen Blättern gemacht. Damals wäre die Ausführung leicht geweſen, und jetzt hätte man die guten Folgen davon. Seitdem ſind die Schwierigkeiten faſt unüberſteiglich geworden, die Gegenſätze zwiſchen Turin und Neapel ſind nicht mehr friedlich auszugleichen, die Anforderungen der Völker ſind wie ihr Haß gegen die Fremdherrſchaft rieſenhaft gewachſen, und auch das politiſch verkümmerte Pabſtthum thut wieder kirchlich groß. —

Freitag, den 1. August 1856.

Sendung aus Hamburg, der vormals römische General Ernst Haug, jetzt mit Unternehmungen nach Australien beschäftigt, sendet mir sein lithographirtes Bild. Ich lernte ihn zu Kiel kennen, als ich Willisen dort besuchte. — Besuch vom Grafen Friedrich von Nesselrode, Mittheilungen aus dem russischen Leben; Erinnerungen von Karl von Nostitz, von Kosloffsky, General von Grabbe ꝛc. Louis Bonaparte hatte Nesselrode'n durch dessen Tochter sein Bild geschickt, mit eigenhändiger Widmungsunterschrift; während des Krieges hat Nesselrode das Bild weggethan, gleich nach dem Frieden aber wieder aufgehängt. Nesselrode reist morgen nach Hamburg, von da nach Baden. —

Abends ganz unerwartet ein erfreuender Besuch! Eduard Grenier, der seit sieben Jahren nicht hier war, und sich in diesen so verändert hat, daß ich ihn anfangs nicht erkannte. Er ist heute mit dem Fürsten Ghika, gewesenen Hospodar der Moldau, hier angekommen und reist morgen Abend mit diesem nach Paris, nicht mehr als dessen Geschäftsführer, sondern als Freund. Er lobt den Fürsten sehr, der sich als wahrhafter Vaterlandsfreund erwiesen, und deßhalb auch für die Vereinigung der Moldau und Walachei ausgesprochen habe. Grenier war zweimal wegen Geschäften in Konstantinopel, in Wien ꝛc. Er hat reiche Anschauungen geerntet, vielfache Erfahrungen. Seine Gesinnung ist unverändert.

Ein Generalsuperintendent Dr. Müller in Magdeburg hat seine Amtsgenossen gegen die Freimaurerei verwarnt, und sie auf ihr Gewissen verwiesen, das ihnen nicht erlauben könne als christliche Prediger auch Freimaurer zu sein. Einige namhafte Geistliche haben ihm öffentlich scharf geantwortet, sich auf den Bischof Dräseke berufen u. s. w.

Sonnabend, den 2. Auguſt 1856.

Beſuch vom Grafen Friedrich von Neſſelrode. Ueber das ruſſiſche Heerweſen, Freimaurerei, geheime Verbindungen; über Konſtitutionen, die belgiſche, die preußiſche; über England. Wir denken faſt in allen Stücken ſehr verſchieden, aber ohne Streit, in friedlichem Austauſch unſrer Anſichten. Er hat eine rührende Anhänglichkeit an alte Zeiten und Genoſſen, einen großen aufrichtigen Reſpekt vor Geiſt, Eigenthümlichkeit, Karakter. Schiller iſt ihm der größte Dichter aller Zeiten, er bekennt, Goethe'n nicht zu verſtehen. —

Der König iſt aus Marienbad wieder hier eingetroffen, nachdem er vorher in Töplitz noch eine Zuſammenkunft mit dem Kaiſer von Oeſterreich gehabt, der zu dieſem Zweck von Wien dorthin gekommen war. Die Sitte, daß die Monarchen bei ſolcher Gelegenheit jeder in der Uniform des andern erſcheinen, wird immer lächerlicher und fader; der Kaiſer von Oeſterreich ſtellt einen preußiſchen Küraſſier ſehr ſchlecht vor, der König von Preußen noch ſchlechter einen ungariſchen Huſaren. — Hier ſagt man, die Beſorgniß, daß der König bei ſolchen Anläſſen etwas Nachtheiliges eingehe oder verſpreche, hebe ſich dadurch wieder auf, daß er dergleichen ſchnell wieder vergeſſe! —

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim; ſie war etwas erregt, weil ſie Antwort vom Fürſten von Hohenlohe bekommen hat, der Mahler Ratti ſolle ſeine Kopie nach Tizian ihm in Sansſouci zeigen; der König wolle jedoch Sachverſtändige darüber hören, und in keinem Falle mehr als tauſend Dukaten geben. Die Sachverſtändigen ſind Bettinen ganz beſonders ärgerlich, ſie fragt, warum denn der König nicht auf ſeinen Eindruck, auf ſein Gefühl ſich verlaſſe? Sie wiederholt, tauſend Dukaten ſei zu wenig, aber der König könne das Bild als Geſchenk annehmen, wenn er ihm nur einen ehrenvollen Platz anweiſe und es in ſeinen Schutz nehme. Sie weiß, daß

Ratti nur ſchlecht mahlt, daß die Kunſtkenner vom Ankauf abrathen werden, aber wenn der König das Bild umſonſt annimmt, ſo hat niemand etwas drein zu reden, und für Ratti fallen dann doch genug Vortheile, Beſtellungen oder Gnaden ab. Die hohe Preisangabe ſoll vor allem den Werth des Geſchenkes erhöhen. Liſtig genug, aber doch ſehr verkehrt! — Sie erfährt bei uns, daß ihr Schwager Pitt-Arnim in Rehme einen neuen Schlaganfall erlitten hat, aber wieder etwas beſſer iſt, und nach Bonn reiſen will. —

Die Kaiſerin-Mutter von Rußland iſt angekommen.

Saragoſſa hat ſich unterworfen; der Staatsſtreich hat geſiegt. Wird ſchon was andres kommen! Spanien iſt unberechenbar. —

Der berüchtigte Wagener, geweſener Redakteur der Kreuzzeitung, der den König früher vielfach angegriffen hat, iſt von ihm doch eben jetzt wieder mit dem Hohenzollern-Orden begnadet worden. Der arme Goedſche und ſein Freund der Fälſcher Ohm bleiben vergeſſen! —

Sonntag, den 3. Auguſt 1856.

Sendung aus St. Petersburg durch die ruſſiſche Geſandtſchaft. Die Gräfin Antonie Bludoff ſendet mir das ruſſiſche Buch: „Umriſſe des dreiwöchentlichen Feldzuges Napoleons gegen Preußen im Jahr 1806, vom Grafen Nikolai Orloff, St. Petersburg, 1856," mit fünf ſchönen Plänen, von Saalfeld, Jena, Auerſtädt, Prenzlau, Lübeck. Daß eine ruſſiſche Feder grade jetzt uns das vor fünfzig Jahren erlittene Unglück vorzeichnet, und grade den rechten Kern deſſelben, den engen Zeitraum jener ſchmachvollen drei Wochen, könnte man faſt wie eine Feindſeligkeit anſehen, als wolle man uns in Erinnerung bringen, daß es uns auch einſt ſchlecht ergangen, viel

ſchlechter als es jetzt den Ruſſen ergangen iſt, und daß man uns dies Gemählde zur Strafe dafür, daß wir jetzt den Ruſſen nicht beigeſtanden, vorhalten wolle. Allein ſo iſt es nicht! Der Verfaſſer, Sohn des Günſtlings des Kaiſers Nikolai, Flügeladjutant, verwundet bei Siliſtria, hat dies geſchichtliche Bild als Uebungsſtück ſeiner Feder nicht aus Haß entworfen, ſondern mit antheilvoller Geſinnung für Preußen, und wenn er die Unzulänglichkeit der preußiſchen Heerverfaſſung, die Mißbräuche der Verwaltung rügt, ſo geſchieht dies mit ſchmerzlichem Rückblick auf die eignen ruſſiſchen Erfahrungen in neueſter Zeit. Immer doch bleibt die Wahl des Gegenſtandes ſo wie der Titel des Buches auffallend. — Bei Saalfeld erwähnt er auch des Adjutanten des Prinzen Louis Ferdinand, Karl's von Noſtitz, und bemerkt, derſelbe ſei ſpäter in ruſſiſchen Dienſt getreten und habe ſich hier durch Tapferkeit ausgezeichnet, ſein Sohn, Oberſt in der Kaiſerlichen Garde, bewahre von ihm wichtige Denkwürdigkeiten. Unter der vorigen Regierung würde ſolche Anzeige ein Wink geweſen ſein, dieſe Denkwürdigkeiten dem Sohne abzufordern, jetzt wird es wohl unterbleiben. —

Karl Hawlicèck iſt am 29. Juli in Prag an der Lungenſucht geſtorben, noch nicht fünfunddreißig Jahre alt. Er war ein eifriger Böhme, haßte die Deutſchen, gab ſeine Stelle im Frankfurter Parlament 1848 auf, und nahm Theil am panſlawiſchen Kongreß in Prag, redigirte mit Feuer und Geſchick böhmiſche Zeitſchriften. Von ihm iſt ein in Böhmen vielgeſungenes Lied: „Lieber die ruſſiſche Knute, als die deutſche Freiheit!“ Beſchränkt, bedauerlich, aber redlich und muthig. —

Montag, den 4. Auguſt 1856.

Gegen 8 Uhr fuhren wir in den Thiergarten zu Frau von Arnim. Die Kühlung war labend. Bettina nahm uns herzlich auf, Fräulein Giſela bezeigte die freundlichſte Zuvorkommenheit, und war den ganzen Abend liebenswürdig, unbefangen, mittheilend. — Herr Dr. Siegmund kam, und ſprach verſtändig und angenehm. Bettina war ziemlich lebhaft und beſonders freundlich. Sie ſagte mir, der König habe zum Fürſten von Hohenlohe geſagt, als Geſchenk wolle er das Kopiebild von Ratti nicht annehmen, das Goethedenkmal aber nochmals zu ſehen habe er keine Luſt, es werde ja doch nur immer abgeändert. Bettina ſagt, der König ſoll ſich doch nur nicht einbilden, daß ſie ihm zumuthe, er ſolle es ausführen laſſen! Daran denke ſie gar nicht, ſie habe dazu genug andre Hülfsmittel! Das iſt nun alles gradezu nicht wahr. — Um halb 11 Uhr fuhren wir nach Hauſe. —

Ludmilla hatte mir Nachmittags den Anfang ihres Lebensbildes der Gräfin von Ahlefeldt vorgeleſen; ſehr gut, mit Wärme, Gewandtheit, guter Auffaſſung und gutem Ausdruck.

„Schiller und Goethe's Xenien-Manuſkript. Zum erſtenmal bekannt gemacht von Eduard Boas und herausgegeben von Maltzahn. Berlin, 1856."

„Moderne Walpurgisnacht. Dramatiſcher Charivari. Berlin, 1856." Ein mattes Fauſtfragment, mit ſtarken Hieben auf Leo, Wagener, Stahl, Gerlach, und dann auch auf Putlitz, Redwitz und Scherenberg. Der Verfaſſer wollte viel und kann wenig. —

Dienstag, den 5. Auguſt 1856.

Der Polizeidirektor in Elbing Herr von Seltzer, der ſich allgemein verhaßt gemacht hat, iſt als Oberregierungsrath nach Poſen verſetzt worden, ſcheinbar eine Beförderung, aber in Wahrheit eine Stellung von geringerem Vortheil und Anſehen. —

Der ehemalige Polizeibeamte Techen ſoll wegen des Depeſchendiebſtahls nun doch förmlich vor Gericht geſtellt werden, man hofft, die Geſchicklichkeit der Richter werde alles zu vermeiden wiſſen, was zu großes Aergerniß gäbe. Ich glaube, die Sache wird beim Disziplinarhof bleiben. —

Die Unterſuchung gegen den Profeſſor Türk und den Advokat Wiggers in Roſtock dauert ſchon drei Jahr vier Monat. Dieſe beiden ſind indeß wieder auf freien Fuß geſtellt, andre aber noch in Haft! Ein ſaubres Erbſtück der Hinckeldey'ſchen Herrſchaft.

Uhlich's Sonntagsblatt iſt in Magdeburg vorgeſtern von der Polizei wieder weggenommen worden. Es ſcheint der Befehl gegeben, das Blatt durch Quälereien zu tödten. —

Der König ſoll den Staatsanwalt Nörner, der ihn bisher manches zu berichten hatte, ſchon weniger ſehen (einige ſagen, ſchon gar nicht mehr), der Stoff mag ausgegangen ſein, und die Polizeibehörde wie die Hofleute laſſen ein ſolches außerordentliches Verhältniß immer ungern zu, ſorgen dafür, daß es einſchlafe, erſticke. —

Mittwoch, den 6. Auguſt 1856.

Herr Iwan Turgenieff aus St. Petersburg, begleitet von Herrn von Viedert, tritt ein, herzlichſt willkommen! Er reiſt noch heute Abend nach Paris weiter, dann nach Rom. Er erzählt uns ſeine Geſchichte, die ſeiner einmonatlichen Haft,

seiner zweijährigen Verbannung, alles wegen seines Jägerbuches. Er giebt ausführlichen Bericht über den Zustand von Rußland. Zwei Hauptfragen, der Anwachs der Sektirer, die Leibeigenschaft; die Bauern sind der festen Meinung, bei der Krönung in Moskau werde der Kaiser sie für frei erklären. Der Kaiser Nikolai, beschränkt und roh, seinem Wesen nach nichts als ein Polizeiagent! Karakter seiner Regierung, schreckliches Leiden, Verkommen, Verfaulen des Staates. Endlich zuverlässige Nachricht von Bakunin! Frei ist er nicht, aber er lebt im Hause des Kommandanten von Schlüsselburg, wird sehr gut gehalten, hat Bücher. Turgenieff hat Bakunin's Bruder noch zuletzt in St. Petersburg gesprochen. Neweroff ist in Tiflis Generalinspektor des Unterrichts. Die Litteratur ist schwach in Rußland, doch entstehen neue Zeitschriften. Große Zunahme des Ansehens und der Einwirkung von Goethe in Rußland. —

Donnerstag, den 7. August 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, erzählte, daß Ratti sein Bild in Potsdam aufgestellt habe, nachdem die von mir vorausgesagten Schwierigkeiten doch glücklich beseitigt worden. Sie sprach unsinnig über den zu erwartenden Ertrag ihres englischen Goethebuches in Amerika, wohin sie es geschickt habe, nein, erst schicken wolle, über eine für das Goethedenkmal durch den Banquier Magnus zu eröffnende Unterzeichnung freiwilliger Beiträge: „Hunderttausend Thaler hab' ich da gleich, das ist eine Kleinigkeit." Aber Magnus eröffnet keine Unterzeichnung, als wenn ihm der König persönlich sagt, daß er es wünsche. — Sie will nichts davon hören, daß von dem Briefwechsel Arnim's und Brentano's mehr als die Hälfte im Druck wegfallen müsse, sie meint jemehr Aergerniß desto mehr

Absatz; sie läugnet, daß so gräuelvolle Dinge darin vorkämen; eigentlich will sie, daß ich die Sachen zum Druck redigire, und wenn es nachher Lärm giebt, soll ich der Schuldige sein und sie will mitschimpfen. — Sie erzählt von einem Fürsten von Wittgenstein, der mit in Sebastopol war, und den der Kaiser zum Fürsten machen und über die Wallachei setzen wolle! Sie weiß nichts von den allbekanntesten Verhältnissen. —

Herr von * kam, Bettina wandte sich ab und ging fort; draußen sagte sie zu Ludmilla pfiffig, der werde nun fragen, wer da fortgegangen sei! Immer solch Spiel der Eitelkeit, selbst gegen einen *! —

Eine gute Nachricht! Die vieljährig vergebens angeregte und erwartete Begnadigung des in Hamburg von den Oesterreichern verhafteten, fortgeschleppten und zu achtzehn Jahren Arbeit in Eisen verurtheilten Ungarn Rusesak ist endlich erfolgt. —

Freitag, den 8. August 1856.

Herr Thiers war ein paar Tage in Berlin. Er ist jetzt ein ganz gleichgültiger, unbeachteter Mann. — Admiral Napier, der aus Rußland zurückkam, wo er Kronstadt besichtigen durfte -- man sagt zum Behuf seiner Angriffsvertheidigung gegen die englischen Minister — wurde bei Kroll von Neugierigen umlagert. —

Sonnabend den 9. August 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, diesmal ziemlich munter, klagte über den Buchhändler Kühn in Weimar, der ihr kein Geld schickt, und dem sie ihre Geschäfte

wieder abnehmen will, um sie einem Leipziger zu übertragen; doch mißfällt ihr auch dieser schon, weil er ihr vorgestellt, daß bei ihrer beabsichtigten Bücherſendung nach Amerika möglicherweise die Kosten nicht herauskämen. An wunderlichen Redensarten fehlt es nicht: „Das schenk' ich dem Monument," während Geschenk und Monument noch gar nicht da sind! Sie will eigentlich nur, daß Lärm gemacht werde, daß Unterzeichnungen stattfinden, daß die Sache für den König wieder Reiz bekomme. Sie überſetzt die Günderrode in's Französische, und hat sich dazu ein französisches Dictionnaire gekauft! Sie überſetzt auch ein Lied von Goethe in französische angebliche Verse, — denn es sind keine, höchstens nothdürftige Reime. Der sogenannte Achmet, den sie zum Buchhändler erziehen läßt, kam auch vor. Sie hatte mich mit ihren Papieren getroffen, was ihr wohlgefiel, sie ging in guter Laune wieder fort. —

Der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin, um dessentwillen Dr. Behse zu sechsmonatlicher Haft verurtheilt worden, hat jetzt wegen Schulden und Schwindeleien den Abschied nehmen müssen, und nicht einmal die Erlaubniß erhalten, die preußische Uniform ferner zu tragen. Mehr als je glaubt man wieder an die Anschuldigungen, die Behse gegen ihn vorgebracht hat und freilich nicht hat beweisen können, daher das Gericht sie als falsch gelten ließ. Der Prinz hat sich, heißt es, nach Rußland gewendet. —

Sonntag, den 10. August 1856.

Besuch von Herrn von Burgsdorf, er hatte bei Radziwill's gegessen, und drückte die lebhafteste Befriedigung aus, uns endlich wiederzusehen. Während er noch da war, erschien Bettina von Arnim, die Anfangs den schon vorhandenen

Beſuch ſcheute, dann aber, als ſie hörte, wer es ſei, gern eintrat. Zärtlichkeiten zwiſchen beiden. Bettina richtete ſich gleich darauf ein, den guten Alten, deſſen Verbindungen ſie kennt und benutzen möchte, mit allem zu füllen, was er wiſſen und ausbreiten ſollte. Sie erzählte uns, was wir ſchon wußten, er aber ſollte es hören, ſie gebrauchte für ihn die glänzendſten Ausdrücke, die für uns nicht gelten konnten, von der Begier des Königs das Ratti'ſche Bild zu ſehen, von dem vorauszuſetzenden Gefühl und Urtheil des Königs, daß ein ſolches Bild mit tauſend Dukaten viel zu gering bezahlt ſei, und da er erklärt habe, mehr nicht geben zu wollen, ſo ſtehe er lieber davon ab, als dieſen unwürdigen Preis zu bezahlen! Demnach erfolgte denn auch am nächſten Tage ſchon von Seiten des Geheimen Kämmeriers Schöning die Aufforderung an Ratti, ſein Bild wieder abzuholen, indeß da Schöning hiebei den Ratti ſeiner Hochachtung verſichert und ſich ſeinen ergebenſten nennt, ſo ſei wohl noch nicht alles abgebrochen! Mit ſolchen kläglichen Auslegungen meint ſie den Leuten etwas vorzuſpiegeln, ja ſich ſelber zu bethören! Wem das Bild eigentlich gehört, bleibt völlig im Dunkeln, Bettina ſagt in Einem Athem, es ſei ihr Eigenthum und es ſei Ratti's, und Ratti fordere gar nichts dafür, und mit 6000 Thalern ſei es kaum nach ſeinem Werthe bezahlt, und erzählt dann wieder, daß der Kunſtverein in Frankfurt am Main es ſchon für 1200 Thaler gekauft gehabt, dann aber reuig zurückgetreten ſei! Ueber dem Ganzen liegt ein Schleier, der allerlei Fabelhaftes und wenig Wirkliches zu verhüllen ſcheint. Sie geſtand in allem Prahlen, daß der Befehl zum Wiederabholen des Bildes ſie ſchrecklich geärgert habe, und ſie faſt krank geworden ſei. Dann ſprach ſie in prächtigen Worten von ihrer Bücherſendung nach Amerika, von der Schenkung, welche ſie dem Goethedenkmal mache, von ihrem Bildniß, das die Amerikaner

ſchon vielfach von ihr verlangt hätten, und überbot ſich in Anſchwellungen des kleinſten Rinnſals zu einem großen Strom. Sie ging dann fort, und ließ Burgsdorf in ſtaunender Bewunderung zurück, der ſich aber doch Zweifel beimiſchten, er wollte den Galeriedirektor in Potsdam nach dem Bilde fragen, wie es damit geweſen, ob der König es geſehen, was er geſagt. —

Montag, den 11. Auguſt 1856.

Der König hat ſeiner Schweſter der verwittweten Kaiſerin von Rußland das Küraſſierregiment verliehen, deſſen Inhaber der Kaiſer Nikolaus geweſen, und das dieſen Namen für immer behalten ſoll. In dem darüber ausgefertigten Schreiben nennt der König den Kaiſer einen Helden-Monarchen, was ſehr belächelt und beſpottet wird. — Die Kaiſerin-Mutter hat die Werkſtatt des Bildhauers Rauch beſucht. — Die Kaiſerin der Franzoſen hatte den Dichter Béranger zu ſich einladen laſſen, er aber die Einladung abgelehnt, darauf wollte ſie ſelbſt ihn beſuchen, der Gemahl fand es indeß nicht ſtatthaft. —

Dienstag, den 12. Auguſt 1856.

Die Kaiſerin iſt abgereiſt, die Artikel über ihr Thun und Laſſen vermehrten ſehr die Langweiligkeit unſrer Zeitungen. Das viele Weſen, das ſonſt hier von ihr gemacht wurde, von „unſrer“ Kaiſerin, unſrer „Prinzeß Charlotte“ wie ſie noch im Munde vieler Leute hieß, hat beträchtlich abgenommen. Man ſieht, daß ein neues Geſchlecht herangewachſen, dem jene Beziehungen fern liegen. Auch iſt ſie nicht mehr die Gattin,

ſondern nur die Wittwe eines Kaiſers, das thut auch etwas, ſogar im Hofkreiſe. —

Mittwoch, den 13. Auguſt 1856.

Mit Ludmilla in's Lagerhaus zu Herrn Profeſſor Rauch, das Gipsmodell ſeines Moſes beſehen, ſeine drei koloſſalen Marmorviktorien, die er für die Walhalla gemacht und jetzt für den Prinzen von Preußen wiederholt hat. Rauch gab freundlichſt Auskunft über ſeinen Moſes, über das Techniſche der Kunſt; er ſprach mit Wegwerfung von Bettinens Goethe und der Pſyche — dem gräulichen Backfiſch, wie er ſie nannte — auch Steinhäuſer's Ausführung, jetzt in Weimar, fand er ſchlecht, mürriſch und kalt. Rauch iſt bei ſeinen achtzig Jahren merkwürdig ſtark und munter. —

Herr Thiers in Hamburg mit der Herzogin von Orleans und dem Grafen von Paris zuſammengetroffen; ſie gehen nach England. —

Immer noch ſprechen die Zeitungen von Schön's Denkſchriften und deren Herausgabe durch Droyſen. Mir iſt es ſehr lieb, daß ich nicht dabei genannt werde, und nicht minder, daß ich überhaupt mit der Sache nichts zu thun habe. Unter den jetzt waltenden Umſtänden iſt alles, was Schön im eignen Sinne zu ſagen hätte, unſagbar, und nun gar das, was ich in meinem Sinne zu ſagen hätte. Werden Schön's nachgelaſſene Papiere wirklich veröffentlicht, ſo bleibt gewiß das Beſte und Wirkſamſte fort. —

Proſodiſche Spiele haben gleich Schachaufgaben einen beſondern Reiz, und üben die Sprachgewandtheit auf's beſte. Ich mache jetzt keine Verſe mehr, aber die vielen Tauſende, die ich in allen Formen verſucht, kommen mir noch alle Tage zu gut. Die Engländer machen noch immer lateiniſche und

griechiſche Verſe, und ihre Staatsberedſamkeit zieht guten Nutzen davon, den wenigſten durch die Zitate aus alten Autoren, worin ſie leicht fade werden. Mit Vergnügen erinnere ich mich des Wetteifers, den ich öfters in ſolchen Aufgaben mit Friedrich Auguſt Wolf, mit Wilhelm von Humboldt und Wilhelm von Schlegel geübt, beſonders meiner Ueberſetzung des Platoniſchen Epigramms, das mit dem Pentameter ſchließt *Ὑδριάσες νύμφαι, νύμφαι Ἁμαδρυάδες*, wo freilich der Vortheil, daß daſſelbe Wort erſt ein Spondäus und gleich darauf ein Trochäus ſein darf, einzig im Griechiſchen ſtattfinden kann. —

Meine Meinung, das wir die antiken Metra nicht allzuſtreng nachbilden dürfen, nicht wie Voß, Wolf, Wilhelm Schlegel, Platen — obſchon ich auch dieſe Meiſterſchaft bewundre — ſondern wie Goethe und Schiller, weil ſonſt keine freie dichteriſche Bewegung übrig bleibt, dieſe Meinung wird auch von Knebel und Ludwig Achim von Arnim ſehr beſtimmt ausgeſprochen, doch giebt der letztere kein gutes Beiſpiel, er mißbraucht die Freiheit. —

Donnerstag, den 14. Auguſt 1856.

Gut geſchlafen, im Traume neue Arbeiten unternommen, an die ich wachend wohl denken dürfte, wenn ich auf dauerndes Wohlbefinden rechnen könnte. — In Bettinens Papieren gearbeitet. —

Beſuch von Herrn Tempeltey, der mir ſein Trauerſpiel Klytemneſtra bringt. Er lebt und webt in der glücklichen Nachempfindung ſeines glücklichen Erfolgs in Wien, was ich ihm von Herzen gönne. Nachmittags las ich das Stück in Einem Athem. Es hat bedeutende Vorzüge, namentlich den einer dichteriſchen und fließenden Sprache, eines fortſchreiten-

den Dialogs, aber die Abweichung von der alten Sage mißfällt mir, die Modernisirung wird an einigen Stellen fast parodistisch, und der Abschluß ist keineswegs befriedigend. Den Erfolg in Wien kann ich mir bei dem dortigen Publikum — die Erzherzogin Sophie war besonders eifrig — wohl erklären. Er sichert den hiesigen in keiner Weise. —

Das Schuldenmachen der Gardeoffiziere verursacht großen Verdruß; die jungen Edelleute ruiniren sich auf Zeit Lebens, das Uebel soll in einem unglaublich hohen Grade gestiegen sein. Die Schulden des sogenannten Prinzen Schnaps lassen sich noch gar nicht übersehen, alle Tage werden neue entdeckt. Die Ehre leidet gewaltig bei diesen Geschichten. Zwei namhafte Gardeoffiziere von L. und von S. sind kürzlich ohne Abschied weggegangen, man glaubt nach Australien. Vergebens sucht man hinterher ihre Namen zu decken, sie seien auf Urlaub u. s. w.

Der Generalsuperintendent Büchsel hat sich — vor einigen Wochen — geweigert den Grafen von Keyserling und Fräulein von Alvensleben zu trauen, weil der erstere ein geschiedener Mann ist. Fräulein von Alvensleben war von ihm eingesegnet worden, und wünschte daher von ihm auch getraut zu werden. Der Prediger Blank hat die Trauung ohne Bedenken vollzogen. Jener Pfaffe wollte gern an einem hohen Beispiel seinen kirchlichen Eifer zeigen! —

Freitag, den 15. August 1856.

Nachmittags wieder ganz in Bettinens Papieren vertieft, einiges ordnet sich doch allmählig. Meine Belohnung ist dabei, daß ich lebhaft in eine von mir selbst verlebte Zeit, besonders auch in die Kreise von Weimar und Jena versetzt

werde, das Erlebte in fremder Auffassung sehe, die Gestalten und Verhältnisse neu beleuchtet anschaue. —

Unter den Linden Herrn Geh. Rath Johannes Schulze gesprochen. Die Kartensammlung Scharnhorst's ist für 30,000 Thaler angekauft, 1800 Thaler jährlich dafür ausgesetzt; vorläufig wird sie in Bellevue untergebracht. —

Der General von Wrangel feierte heute sein sechzigjähriges Dienstjubiläum, und ist Feldmarschall geworden. Besuch des Königs, Beglückwünschungen, Musik, Gastmahl, Gedichte, Reden u. s. w. Zuletzt noch Lobrede in der Kreuzzeitung. Alles Lug und Trug! Der König macht sich nichts aus Wrangel, die Hofwelt belächelt ihn, die Offiziere sind ganz unzufrieden mit ihm, nennen ihn einen eitlen Narren, das Volk macht sich über ihn lustig. Aber — das Wirthshaus liegt am Wege, man kehrt ein, und schimpft nachher. —

„Feldmarschall? Was hat Wrangel mit dem Felde zu thun? Die Stadt Berlin hat er friedlich erobert! Stadtmarschall sollte er genannt werden oder auch Stattmarschall!" Berliner Witz. —

Sonnabend, den 16. August 1856.

Die Wrangel'schen Feierlichkeiten füllen unsre Zeitungen; sehr ekelhaft, besonders durch die Unwahrheit der Gesinnungen, am ekelhaftesten in der Kreuzzeitung, die alles Lügengepränge am förmlichsten und geistlosesten entfaltet. Wrangel selbst, Groeben, Peucker ꝛc. haben sich als Redner hervorgethan! Doch sind im Druck die Sprachfehler des erstern berichtigt worden. Ach auf Sprachfehler käme es mir dabei nicht sehr an! —

Der Prinz Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin wird in Königsberg auf dem Schloß als Gefangner gehalten, mehr

um ihn zu schützen gegen gerichtliche Verfolgungen, als um diesen zu dienen. Es ist nicht von Schulden allein, sondern auch von Betrügereien und Fälschungen die Rede, namentlich von Fälschung eines Taufscheins. Mehr als je glaubt man jetzt an die von Behse erzählten Geschichten. Behse wird am Dienstage früh seine Strafe erstanden haben und frei werden. Der Kladderadatsch bringt heute ein satyrisches Gedicht, das darauf anspielt, daß der Prinz Schnaps, um dessentwillen Behse verurtheilt worden, nun seinerseits auch sitzen muß.

Sonntag, den 17. August 1856.

Die Volkszeitung bringt eine weitläufige Erklärung des Herrn von Niegolewski, der scharfe Anschuldigungen gegen das Oberpräsidium zu Posen ausspricht; die Behörde hat eine geleistete Kaution unter schlechten Vorwänden zurückgehalten, und etwas gelogen! Wenn jetzt bei uns Behörden durch die Presse angegriffen werden, muß man wohl den Angreifenden in vollem Rechte glauben, denn wie könnte jemand wagen, mit Falschem aufzutreten! — Geschrieben. Dann ausgegangen mit Ludmilla; in den Thiergarten zu Frau von Arnim. Sie ist ganz munter, erzählt von neuen Verdrüssen, wie sie Ratti'n und dessen Schwägerin, die bei ihr waren, in's Pfefferland geschickt, wie unüberlegt Ratti gewesen in Sanssouci zu sagen, das Bild gehöre ihr, wie dumm er gewesen, es so groß zu mahlen, daß niemand es gebrauchen könne; er sei ein armer Teufel, sie möchte ihm eine Summe zu schaffen suchen, sie habe ihm die zweitausend Thaler, die er schon bekommen, nicht vorgeschossen; diese Versicherung grade bringt mich auf die Vermuthung, daß sie ihm doch Geld gegeben oder versprochen, und nun in Verlegenheit ist, die Sache zum Schluß zu bringen. Sie zeigt uns ihre Zeich-

nungen, badende Nymphen, bacchiſches Feſt, wo der nackte junge Goethe betrunken von bacchiſchen Jünglingen zum Parnaß hinaufgeleitet wird. — Sie begleitete uns bis zum Thor, ſtützte ſich aber ſehr auf meinen Arm. Von da ging ſie allein zurück, ſie wollte es durchaus.

Nachmittags geſchrieben, und mich in Goethe'ſche Sachen vertieft. Eine reichere und reinere Quelle von Lebensweisheit giebt es nicht. Seine Haupteigenſchaft iſt wirklich die des Lehrers, daß er es in Geſtalt des Dichters iſt, mehrt nur ſeinen Liebreiz und ſeine Anmuth, ſein innrer Werth iſt von dieſer Herrlichkeit umſchloſſen. Wir — meine Freunde mit mir — haben uns in der Jugend an ihm tüchtig herangebildet; einige mochten dies ſpäter undankbar verläugnen, den Namen bloß! den wirklichen Gewinn trugen ſie unverlierbar davon. —

Montag, den 18. Auguſt 1856.

Geſchrieben. Meine Arbeit mit Bettinens Papieren abgeſchloſſen, nicht eigentlich beendigt, weil dazu mehr Zeit und Muße nöthig wäre, als ich aufwenden kann. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, zur ungewöhnlich frühen Stunde. Sie ſchimpft bitterlich auf Ratti. Von den 2000 Thalern, die er für ſein Bild ſchon empfangen, könne gar nicht die Rede ſein, ſagt ſie jetzt, das dürfe man dem Könige gar nicht ſagen. Ich fürchte, dieſe 2000 Thaler, von denen ſchon ſo lange die Rede war, und nun nicht mehr die Rede ſein ſoll, ſind leere Luft! — Frage, ob ſie denn nicht ein Buch drucken laſſen ſolle, zum Beſten des Goethedenkmals? — „Welches Buch?“ — Irgend eines; den Briefwechſel Arnim's und Brentano's, dramaturgiſche Blätter. — Ich rathe natürlich ab! —

Eine Nachricht aus London giebt den Berlinern reichen Stoff zum Gespräch. Der Prinz Adalbert (Admiral!) hat am 7. bei Melilla einen Schlupfwinkel mauriſcher Seeräuber mit bewaffneten Booten unterſucht und angegriffen, ſie haben ihn aber bald zum Rückzug genöthigt, ihm einen Offizier und mehrere Matroſen getödtet, zwei Offiziere und ſechzehn Matroſen verwundet, und ihn ſelbſt in den Schenkel geſchoſſen; zwei Todte mußte man zurücklaſſen. Die Korvette Danzig (das Admiralſchiff!) machte zwar noch ein hölliſches Geſchützfeuer gegen die Inſel, ſegelte dann aber nach Gibraltar ab. Der Zuſatz, der Prinz werde nächſtens in London eintreffen, macht einen ſonderbaren Eindruck; warum nicht vor allem das Raubneſt angreifen und zerſtören? O Jammer preußiſcher Seemacht! —

Dienstag, den 19. Auguſt 1856.

Manchen Schauluſtigen ſteht ein kleines Gaudium bevor; der Polizeidirektor Stieber hat in Minden den Herrn Goedſche verklagt; jener hat herausgebracht, daß dieſer der Berichterſtatter von hier für das Mindener Blatt des berüchtigten Lindenberg iſt, und bei der Hinckeldey'ſchen Duellgeſchichte den edlen Stieber ſo beſchuldigt hat, daß dieſer den edlen Goedſche verklagen zu müſſen glaubte. Dabei wird es nicht an Enthüllungen fehlen, und wie das Urtheil auch falle, das Publikum wird immer eine Genugthuung haben. Man fürchtet nur, ſie vertragen ſich, oder ein höherer Einfluß vermittelt und legt den Streit gütlich bei, denn es ſind ja ſolche Leute, von denen es heißt, ſie ſchlagen ſich und vertragen ſich! —

Der deutſchkatholiſche Prediger Czerski in Bromberg hat ein Schreiben an den Biſchof Ketteler von Mainz drucken laſſen, wegen deſſen das heſſen-darmſtädtiſche Gericht eine

Gefängnißstrafe gegen ihn ausgesprochen hat; natürlich in Preußen ohne Rechtskraft. —

Dr. Behse hat heute seine Haft abgebüßt, und muß in Freiheit gesetzt sein; er wollte gleich mit seiner Tochter nach Basel abreisen. —

Herr von Reumont ist zum Minister-Residenten an den Höfen von Parma und Modena ernannt worden; Herr von Kamptz bei der freien Stadt Hamburg. Sie waren bisher Geschäftsträger. —

Man klagt über die Vergänglichkeit der Kunst und Leistung des Schauspielers, des Sängers, und doch erhalten sich deren Namen im Andenken der Menschen oft länger, als die von Predigern, Aerzten, Professoren und Gesellschaftsvirtuosen, sofern sie nicht auch schriftstellerisch berühmt geworden; am meisten vergessen aber werden die Gesandten, hab' ich bemerkt, sie sind das allervergänglichste Geschlecht, von Hunderten kann man kaum drei rechnen, die ihr Andenken über ihre Lebensdauer hinaus erstrecken, bei den meisten erlischt es sogar schon früher! —

Eine Nachricht sagt, die österreichischen Militairgerichte haben den edlen römischen Bürger Ciceruacchio nebst seinen beiden Söhnen erschießen lassen. Garibaldi sagt es in einem öffentlichen Schreiben. Man wußte seit längerer Zeit nichts von jenen Leuten. —

Mittwoch, den 20. August 1856.

Frau Bettina von Arnim kam, und brachte zwei große Päcke Schriften — der Diener trug sie — von Arnim und Brentano. Nach vorläufigem Ueberblick scheinen sie meist unbrauchbares Zeug zu sein. — Sie war aufgeräumt, sprach von Reumont's Beförderung, ob denn die Leute in Italien

wie ſonſt. Ich bekomme einige Lobreden, und einige Briefe, die ſie für ihre Zwecke nicht benutzen kann. Sie geht ganz rüſtig fort, und ſtrammen Schrittes ihren Weg; ich ſah ihr aus dem Fenſter nach. —

Die engliſchen Blätter tadeln unverhohlen und zum Theil ſehr ſcharf das Benehmen des Prinzen Adalbert, ſein Angriff habe gar keinen Zweck gehabt, er habe ſeine braven Leute geopfert ꝛc. —

Die Times wüthen gegen den König von Neapel, der auf Englands Mahnungen ſchnöde geantwortet hat. Sie erinnern ihn, daß er ohne England jetzt als Bettler umherirren würde, und daß man ihn jeden Augenblick beſeitigen könne, daß man ihn bloß der Gerechtigkeit des Volkes preiszugeben brauche! —

In Sachſen iſt wieder ein politiſcher Gefangener aus dem Zuchthaus zu Waldheim in Gnaden entlaſſen worden. Auswärtige Blätter erinnern ſcharf, daß der König von Preußen, außer der unfreiwilligen Amneſtie im März 1848 und der ſpätern in Poſen, die ſeinen Leuten nöthiger war als den Gegnern, keinen Erlaß und keine Milderung politiſcher Strafen befohlen hat. —

„Jenaiſches Fichte-Büchlein von Dr. Karl Haſe. Leipzig, 1856.“ Mich freut es, wenn dieſe Gegenſtände aus unſrer Heldenzeit der Geiſtesentwicklung wieder vortreten; aber ich wünſche ſie anders behandelt, lebendig und friſch, mit Geiſt und Beredſamkeit, die Genauigkeit kann dabei ſorgſam beobachtet werden, ohne daß man in Pedanterei verfalle. Die Schrift iſt dem Bürgermeiſter Smidt in Bremen zugeeignet. —

Ueber Goethe's Sprachbehandlung einiges zuſammengeſtellt. Er hat, beſonders in ſpätern Jahren, viele Kühnheiten gewagt, aber auch vieles aus ſeiner Jugend bewahrt, was dem Veralten nahe iſt, ſo zum Beiſpiel das Wort

Frauenzimmer, das zwar nicht gut zu entbehren und gar nicht zu erſetzen iſt, aber doch kaum zu retten ſein wird. Beide Schlegel thaten ſo als wenn das Wort ſchon ganz verſchollen wäre, und lachten über Goethe, daß er es noch gebrauche; mich verdroß ihr Gebaren, und ich gebrauche das Wort ihnen zum Trotz nur um ſo lieber, daſſelbe iſt ſeitdem wieder mehr in Umlauf gekommen, und jedenfalls habe ich dazu beigetragen, ihm ſein Leben etwas zu verlängern. Auffallend iſt es, wie ſehr unſre Sprache an Reichthum und Gewandtheit zugenommen hat, obgleich ſie nicht wenige Wörter und Redensarten hat ſchwinden laſſen. Dagegen ſind die meiſten Schriftſteller allzu nachläſſig im Gebrauch derſelben, Grammatik und Wörterbuch werden wenig zu Rath gezogen. —

Sonnabend, den 23. Auguſt 1856.

Wir haben eben jetzt, da Prinz Adalbert als Admiral eine ſo klägliche Geſchichte gemacht, Admiralitätsräthe bekommen, in drei Klaſſen, wirkliche, geheime und wirkliche geheime, auch iſt die Uniform jeder Klaſſe beſtimmt worden. —

Unſre Zeitungen geben abentheuerliche Nachrichten von anbefohlenen Rüſtungen, mehrere Bataillons ſollen gegen die mauriſchen Seeräuber ausgeſchickt, Englands Hülfe angeſprochen werden, man träumt von Anlegung einer preußiſchen Kolonie an der Weſtküſte von Marocco, und mehr dergleichen dünkelhaften Albernheiten. — Dem König iſt der Vorfall mit dem Prinzen ſehr unangenehm. —

In Danzig hatte Heinrich Behrend wegen Streit mit dem Magiſtrat ſeine Stelle als Stadtverordneter niedergelegt; darauf iſt er mit großer Stimmenmehrheit zum Stadtrath wiedergewählt worden. Große Beſtürzung! —

Der Gegner Hengſtenberg's und Tholuk's, Profeſſor Karl Schwarz in Halle, iſt vom Herzog von Gotha als Oberkonſiſtorialrath berufen worden, und hat den Ruf angenommen. —

Unſre Kirchenbehörden maßen ſich ſchon in Eheſachen eine Art geiſtlicher Gerichtsbarkeit an. Nur weiter! Das Netz, mit dem ſie fangen wollen, iſt doch nur zuſammengeflickt und morſch, und wird plötzlich einmal kläglich auseinandergehen! —

Man erzählt folgendes Geſchichtchen. Der König beklagte, daß auf dem Pariſer Platz nur das eine Haus des Geheimen Kommerzienraths Carl nicht umgebaut und gleich den übrigen erhöht worden, und ſah die Sache als eine an, der leider nicht abzuhelfen ſei. Der Feldmarſchall von Wrangel fragte den König, ob er ihm überlaſſen wolle, die Sache in's Werk zu richten? Der König willigte halbſcherzend ein. Hierauf beſuchte Wrangel den Herrn Carl und begann ſeine Anſprache mit den Worten: „Ich bringe Ihnen eine glückliche Nachricht. Sie können dem König einen Gefallen thun.“ Natürlich bezeigte Carl ſeine Bereitwilligkeit, vorausgeſetzt daß ... „O das iſt nichts!“ erwiederte Wrangel, „hier iſt nichts vorauszuſetzen, hier iſt unbedingt Ja zu ſagen, oder auch Nein, wenn das lieber iſt.“ — Nachdem er eröffnet, daß ein Umbau ſeines Hauſes gemeint ſei, machte Carl ein langes Geſicht, meinte, er müſſe ſich darüber erſt beſprechen u. ſ. w. „Wenn Sie es ſo nehmen, ſo will ich gar nichts geſagt haben, dann zieh' ich mich zurück. Was! der König wünſcht, und Sie zaudern, und wollen erſt überlegen? Kommen Sie mir nie mehr mit Ihrer Liebe zum Könige, Ihrem Eifer für's Vaterland! Wenn Ihnen die Sache nicht ein Glück ſondern ein Opfer iſt, ſo mag ich ſchon nichts mehr davon reden. Das bischen Geld!“ — Ach es iſt mir nicht um's Geld, aber die Unruhe, die Störung ... — „Und das bischen Unruhe, das

bischen Störung legen Sie in die Wagschale, wenn es gilt dem König einen Gefallen zu thun?" — Das schließliche Ergebniß war, daß Carl unbedingt Ja sagte. Der Spaß wird ihm 40,000 Thaler kosten. —

Sonntag, den 24. August 1856.

Die Nationalzeitung berichtet über die Schließung der freien Gemeinde in Magdeburg zeiht die Regierung und die ihr folgsamen Gerichte willkürlicher Auffassung, falscher Annahmen, offenbarer Verletzung der Verfassung und bestimmter Gesetze. Brav und kühn, doch ohne Wirkung! —

Die Papiere Bettina's völlig geordnet und verzeichnet. Zur Herausgabe im Druck eignen sich kaum ein paar Aufsätze. —

Abends kam Herr von Burgsdorf, blieb aber nicht lange, weil er uns zum Ausgehen fertig fand. Er sprach lebhaft seinen Tadel gegen den Prinzen Adalbert aus, und überhaupt gegen die Spielerei mit dem Kriegsseewesen, bei dem so viele Thoren immer noch vaterlandseifrig und hoffnungsvoll thun.

Man wirft die Frage auf, wiefern der Prinz Adalbert berechtigt war, die sogenannten Riff-Mauren anzugreifen? Das Völkerrecht muß mit Nein antworten. Er hatte dort nichts zu thun. Daß vor einem Jahr dort ein preußisches Handelsschiff geplündert worden, giebt noch keinen Grund zu solchem Angriff. Thatsächlich hat der Prinz das Gebiet des Kaisers von Marocco mit den Waffen in der Hand verletzt, Preußen mit Marocco in Krieg verwickelt, ohne ihn erklärt zu haben, ohne dazu ermächtigt zu sein. Die militairische Unbesonnenheit ist aber noch besonders zu rügen, der Prinz hat dargethan, daß man ihm keinerlei Oberbefehl anvertrauen

kann. — Auch die französischen Tagesblätter bezeigen ein spöttisches Mitleid über den ganzen Vorgang. —

Eine gemeinsame Stimmung, dasselbe trübe Wetter, ist über ganz Europa verbreitet, unruhige Thätigkeit und müde Versunkenheit, gespannte Erwartung und lässiges Abwarten, Beschränkung auf den Tag und beflügeltes Darüberhinausgehen, Fleiß und Trägheit, nüchterner Verstand und blödsinnige Schwärmerei, alle diese Gegenstände sind darin vereint und wirken zusammen. Was mir aber am meisten und schmerzlichsten auffällt in diesem Zustande, das ist die Abwesenheit aller geistigen Führung, des idealen Aufschwungs, des edleren, innigeren Reizes im täglichen Leben. Wirklich ist nirgends ein Höheres irgend einer Art in der allgemeinen Zeitströmung sichtbar; in keinem Lande, bei keinem Volk, in keinem Kreise, überall nur die Noth und Lust des Tages, die Hoffnung und Furcht der Zukunft, und alles ganz gemein und roh. Nirgends in ganz Europa ist ein leuchtender Schriftsteller, der seinem Volke geistiger Führer und Anhalt wäre, nirgends ein großer Dichter, nirgends ein leitender Philosoph; Deutschland insbesondre, vor kurzem noch so reich an beiden, entbehrt jetzt völlig solcher Lebenshöhen. Die Nation ist regsam und willig, aber schreitet ohne rechtes Ziel in Dämmerung bedenkliche, auseinander führende Wege, und wenn der Himmel nicht große Fürsten, Staatsmänner, Helden jeder Art sendet, wird von ganz unten auf die Revolution ausbrechen. —

Montag, den 25. August 1856.

Geschrieben, und in meinen Papieren gearbeitet; Entwurf eines geschichtlichen Versuchs über die preußische Staatsentwicklung, der Ueberblick reizt aber nicht zur Ausführung,

Dienstag, den 26. Auguſt 1856.

Mir fielen die Aeußerungen des Präſidenten von Kleiſt über den Prinzen Adalbert auf, deſſen Benehmen er in den ſtärkſten Ausdrücken mißbilligte, er nannte es gewiſſenlos und dumm. Sonderbar, ein Mann vom Hof, ein Reaktionair vom reinſten Waſſer, hat in dieſer Sache freien Umblick und freies Urtheil, während in den mittlern, ſonſt freiſinnigen Regionen die befangenſte Anſicht, das blödeſte Urtheil herrſcht. Alle unſre Blätter, Nationalzeitung und Volkszeitung nicht ausgenommen, feiern das alberne, traurige Gefecht, meinen dieſes erſte mißrathene Auftreten der preußiſchen Marine preiſen zu müſſen! Sie nennen es die Bluttaufe, aber der Täufling iſt eine Mißgeburt. Können ſie denn das verfluchte Spielzeug, das ihnen die Argliſt in den Kopf geſetzt, gar nicht wieder los werden! —

Der König nimmt die Sache des Prinzen Adalbert etwas leicht, und meint, ſie könne der Anlaß werden, jenen Piraten den Garaus zu ſpielen, aber die Königin äußert ſtark ihren Tadel, der Prinz habe ſelber wie ein Seeräuber gehandelt, einen Ueberfall gemacht ohne Kriegserklärung, ohne nur die Flagge gezeigt zu haben. — Man ſpricht von Hülfe Rußlands, Frankreichs, Englands — ja, hochklingende Worte wird's genug geben, aber die That ausbleiben! Und erfolgte ſie wirklich, fühlt man denn nicht, wie elend grade darin Preußens Marine ſich zeigte, daß man, um ihren erlittenen Nachtheil zu rächen, gleich fremde Hülfe anſprechen muß? — Der Schwindel mit der deutſchen, mit der preußiſchen Flotte, hat tief gefaßt, man bringt in vielen Jahren ihn nicht aus den verdrehten Köpfen, an dieſem Narrenſeil kann man dieſe Deutſchen führen wohin man will, es iſt zum Erbarmen! Auch die Nationalzeitung und die Volkszeitung ſind wie bethört. —

Man ſagt ſcherzhaft, nachdem ein Admiral mit einer Korvettenmannſchaft nichts ausgerichtet, werde nun ein Feldmarſchall eine Kompagnie in's Feld führen! —

Mittwoch, den 27. Auguſt 1856.

Politiſche Gleichgültigkeit in England. Unterdrückungsgelüſte des Prinzen Albert, der Königin, der Miniſter; die Umſtände ſcheinen günſtig, im Stillen manchen Vorſchritt gegen die alten Freiheiten zu thun. Ich halte dieſe Bewegung für nöthig um England in den allgemeinen europäiſchen Gang zu bringen, die alte Freiheit iſt der neuen im Wege, indem die Herrſcher ſie untergraben und ſtürzen, arbeiten ſie am eignen Untergang. Darauf arbeitet die Geſchichte hin, dieſe Wege ſcheint die Vorſehung gehen zu wollen. —

Nachmittags Beſuch von Bettina von Arnim, und dann von Herrn Joachim. Unruhiger Eifer Bettinens, bald mich dem Herrn Joachim, bald ihn mir vortheilhaft erſcheinen zu laſſen; ſie ſpricht dann haſtig, fällt in's Wort, fordert zum Erzählen auf u. ſ. w. —

Donnerstag, den 28. Auguſt 1856.

Nachmittags kam Frau von Arnim und brachte mir ſieben Päcke Arnim'ſcher Manuſkripte. Sie waren ſchon durch Dr. Oppenheim's Hände gegangen, aber keineswegs geordnet. — Ich werde viele Mühe damit haben.

Abends zu Hauſe. Ich machte mir mit Bettinens Papieren zu thun, las einiges darin, fand manches Merkwürdige, aber noch nichts Brauchbares.

Den Aufsatz von A. Sardinoux gelesen: „Néander étudiant.“ Ganz falsch ist Neander's Bekehrung seiner Taufe vorangesetzt, und seine Wahl des Studiums der Theologie nach Halle verlegt, ganz umgekehrt, er ließ sich taufen aus äußrem Zwang, ohne allen innern Beruf, seine Bekehrung erfolgte erst später in Göttingen, und Theologie wählte er nur, um nach Halle gehen zu dürfen. Ich werde in dem Aufsatz immer Barnhagen genannt, was mir sehr wunderlich vorkommt. —

Freitag, den 29. August 1856.

Geschrieben. Dann Vor- und Nachmittags unausgesetzt in Bettinens Papieren gearbeitet. Was alles Arnim unternommen, angefangen hat, ist zum Erstaunen, doch hat er im Ganzen sehr flüchtig und leicht geschrieben, und verhältnißmäßig nicht vieles fertig gemacht; bei großer Beharrlichkeit und Unverdrossenheit im Umarbeiten und Nachbessern gelangte er doch nie zu einer strengen schönen Form; sein Wagen hatte immer eine große Schoßkelle, in der unnöthiges Gepäck mitgeschleppt wurde. Einige Nachrichten über seinen Großvater und seine Großmutter sind mir merkwürdig, leider sind es nur wenige Bogen. — Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim; sie brachte mir ein Pack Handschriften, über siebzig Briefe, von Dorow, Gilbert, Häkel, Creuzer, Horkel ꝛc., die ich behalten soll. —

In Hannover hat die zweite Kammer mit tapfrer Strenge den neubeliebten Staatsgerichtshof für unnöthig und ungesetzlich erklärt, und besteht auf dessen Zurücknahme. —

In Kiel gerichtliche Anklageverhandlung der Stände gegen den — Minister von Scheel. Ueberall zeigen die

Deutſchen Muth und Widerſtand genug, aber ſtets vereinzelt, im Kleinen, nicht gemeinſam, nicht im Großen. —

In England geht eine große Umwandlung vor. Staat und Volk, bisher unwürdig dem Louis Bonaparte ſich fügend und anſchließend, machen ſich von ihm los, ſprechen oft mit Entſchiedenheit gegen ihn. Die Tagesblätter greifen ihn ſchon ſehr kühn an. Man will ſelbſtſtändig ſein, man fürchtet ihn nicht mehr, man hält ſeine Macht für wankend, ſeine Geſundheit für erſchüttert, man iſt auf der Hut gegen ihn und ſeine Politik. —

Sonnabend, den 30. Auguſt 1856.

Früh aufgewacht und geleſen. — In Bettinens Papieren angeſtrengt gewirthſchaftet. Sie will durchaus etwas haben, was ſie gleich im Druck herausgeben kann. Faſt alles aber iſt unrein, unvollſtändig, die Blätter durcheinander geworfen, unrichtig eingelegt, das ſchon Gedruckte nicht beigefügt, oder auch nicht vollſtändig. Obenein die oft unleſerliche Handſchrift, die blaſſe Dinte! Mühſame und großentheils unfruchtbare Arbeit, denn nach langem Suchen und Forſchen iſt am Ende das Meiſte unbrauchbar. — Nachmittags in derſelben Arbeit forgefahren. —

Dr. Bentſch in Breslau, Mitglied der Nationalverſammlung in Berlin 1848, iſt ſeit 1852 in Disziplinarunterſuchung, und eben jetzt erſt verurtheilt worden, nicht mehr Lehrer an der höheren Bürgerſchule ſein zu dürfen, auch nicht Lektor der engliſchen Sprache bei der dortigen Univerſität. Die letztere Stelle jedoch will der Miniſter ihm doch laſſen, nachdem ſchon von der Appellationsbehörde dahin erkannt worden, daß die Disziplinarunterſuchung ſo weit nicht auszudehnen geweſen ſei. —

Die Wochenschrift „Der Dissident“ ist wieder einmal von der Polizei weggenommen worden. Der Grund wird nicht angegeben. —

„Wer mir von Goethe's Selbstsucht, von Rousseau's Eitelkeit, von Voltaire's Bosheit spricht, der hat sich in meinen Augen schon gerichtet, der hat seine geringe Fassungskraft und den Stoff, aus dem sein eignes Wesen gemacht ist, mir enthüllt.“ —

Der Polizeipräsident von Zedlitz hat mit dem Staatsanwalt Adler über Stieber und Körner gesprochen, und ihm geklagt, daß er mit solchen Menschen zu thun habe, beide müßten durchaus beseitigt werden, aber ihm fehle dazu noch ein thatsächlicher Grund, besonders da beide noch sehr in Gunst beim Könige seien. Der Staatsanwalt antwortete ihm lachend, er solle nur bei ihnen Haussuchung halten lassen, um sie vor Gericht zu bringen; denn bei all ihrer Pfiffigkeit hätten sie gewiß nichts auf die Seite gebracht, weil sie sich für vollkommen sicher hielten. —

Ein polnischer Roman „Der Fürst mein Liebchen“, Ueberlieferungen aus der Familie Radziwill enthaltend, ist in deutscher Uebersetzung erschienen; der König hat Gefallen an dem Buche gefunden und dem Uebersetzer eine Brillantnadel zum Geschenk gemacht; der Staatsanwalt in Posen hat das Buch mit Beschlag belegt! — In Wien sagte einst in ähnlichem Fall ein Oberzensor zu dem untern: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, sein Sie doch kein Rindvieh!“ —

Sonntag, den 31. August 1856.

Die Junkerparthei (Kreuzzeitung) nimmt sich der deutschen Sache in Schleswig-Holstein gegen die dänischen Gewaltthaten jetzt eifrig an, die Volkszeitung deckt heute die Trieb-

federn dieſes Benehmens vortrefflich auf, den Verrath und die Tücke dieſer Leute, denen die deutſche Sache nichts iſt, die ruſſiſche alles, die Angriffe gelten der Demokratie in Kopenhagen, die dem ruſſiſchen Einfluß widerſtrebt. Freilich iſt dieſe Demokratie auch für uns nicht die wahre, weil ſie fremde Nationalitäten der eignen opfern will, — wie nur zu viele Deutſche es im Jahre 1848 auch wollten, und gegen Polen, Czechen und andre Slaven, ſowie gegen Italiäner und Magyaren ungerecht verfuhren, was uns denn auch übel genug bekommen iſt! —

Vormittags und Nachmittags mit Bettinens Papieren beſchäftigt. Da wir heute Abend zu ihr eingeladen ſind, ſo erwartete ich ihren Beſuch nicht, ſie kam aber doch, als ich eben Nachmittagsruhe halten wollte. Sie war munter, geiſtesrege, raſch und kräftig, wie vor vielen Jahren, trat aber gleich mit mancherlei Anſchlägen hervor. Die neuen Bände von Arnim's Schriften, die ich zum Druck ordne, ſollen für das Goethedenkmal ſein, eine Unterzeichnung für daſſelbe eröffnen. Ich wende vieles dagegen ein. Sie will eines ihrer Bücher in's Franzöſiſche überſetzen laſſen, und denſelben Zweck damit verbinden. Ich ſage, das werde eine Geſchichte wie mit der engliſchen Ueberſetzung. „O," ruft ſie heftig, „wiederholen Sie mir die Geſchichte nicht!" — Damit die Geſchichte nicht thatſächlich ſich wiederhole, erinnre ich an ſie; wer ſoll die Ueberſetzung machen? Die beſte Feder in Paris iſt dazu kaum gut genug. — „Die beſte Feder bin ich ſelbſt; dann aber hab' ich hier einen Mann, der am Hungertuche nagt, und den ich gut dazu gebrauchen kann." — Eine Unterzeichnung! Da müſſen drei Dinge vorher feſt beſtimmt ſein: die ſchließliche Geſtalt des Denkmals, der Bildhauer, der es ausführt, der Ort, wo es ſtehen ſoll. — „Das alles wird ſich finden, wenn erſt das Geld eingegangen iſt." — Umgekehrt, das Geld wird erſt eingehen, wenn jenes alles feſtſteht. —

„Sanssouci soll der Ort sein." — Ohne den König zu fragen? Das geht nicht! Und für Sanssouci steuern höchstens Preußen, kein Oesterreicher, kein Engländer, kein Franzose. — Wir streiten noch lange; sie gesteht, daß der König alle Lust und Theilnahme für das Denkmal verloren habe, daß sie ihm solche aber wiederzuerwecken wünsche, ihm wenigstens zeigen wolle, daß sie noch Sinn und Kräfte darauf hinwende, und deßwegen wünsche sie auch durch die Bücher neue Aufmerksamkeit anzuregen. Schließlich sieht sie doch ein, daß meine Gründe triftig sind, dankt mir mit vielen Lobsprüchen, und geht munter und lachend ab. —

Gegen 8 Uhr mit Ludmilla zu Fuß nach den Zelten, im Dunkeln dem zurückkehrenden Menschenstrom entgegen. Nach halb 9 Uhr traten wir bei Arnim's ein. Herr Joachim, Graf von Flemming, Herr Wendt, schon mit Geige, Violoncell und Bratsche im Vorspielen. Herr Bargiel; Bettina empfängt uns, klagt aber gleich, und sieht auch leidend und verstört aus. Fräulein Armgart überaus zuvorkommend und liebenswürdig, zeigt uns ihr Zimmer, setzt sich dann zum Theemachen. Bettina, Fräulein Gisela und Herr Grimm fehlen eine längere Zeit. — Freimund von Arnim kommt vom Lande, wird herzlich empfangen, ist munter und harmlos. Die Musik beginnt; zwei herrliche Trio's von Beethoven, herrlich ausgeführt, Joachim ist mit ganzer Seele bei seiner Aufgabe; die Musik that mir unendlich wohl, erfrischte mich im Innersten. Gisela blieb im dunklen Nebenzimmer. Bettina saß wie eine düstre kleine Dämonin unten am weißen Gipsmodell ihres Goethedenkmals. Zuletzt noch guter Scherz mit Bettinen; auch mit Fräulein Armgart, die sehr zum Wiederkommen einlud. Nach halb 11 Uhr fuhren wir nach Hause, erregt und befriedigt von dem Abend. —

Montag, den 1. September 1856.

Träume von Beethoven-Joachim'scher Musik. — Früh wach und auf, in Bettinens Sachen thätig. — Ausgegangen, mit Ludmilla. Die Kunstausstellung besucht, Humboldt kam eben herunter, rüstig genug, aber sehr gebückt; ich sprach ihn einen Augenblick, er sagte mir, der Amerikaner Ticknor sei hier, und werde mich besuchen. Anderthalb Stunden in den Sälen umhergegangen, recht viel Gutes und Angenehmes gesehen, wenn auch noch kein alles überstrahlendes Werk.

Die Zeitungen widerrufen jetzt die Nachricht, daß Droysen die Papiere von Schön bearbeiten werde, oder gar schon habe; er sei vor Jahren, wird gesagt, von Schön dazu ausersehen gewesen, dieser jedoch habe wegen Verschiedenheit der Ansichten später seinen Vorsatz wieder abgeändert. —

Der Abgeordnete Behrendt in Danzig hat das Amt eines Stadtrathes, zu dem er gewählt worden, nicht angenommen. —

Der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe ist endlich unverstümmelt in zwei starken Bänden bei Cotta erschienen. Er enthält alles in der früheren Ausgabe — sechs kleine Bände 1828 ff. — aus Schonung Zurückgehaltene. Hin und wieder wäre eine kurze Anmerkung dienlich und sogar nöthig gewesen. Uebrigens ist es merkwürdig und beklagenswerth, wie wenig das heutige Geschlecht diesen Schatz von Mittheilungen kennt und benutzt; ein künftiges wird eifriger und dankbarer sein. —

„Die Entwickelung der deutschen Poesie von Klopstock's erstem Auftreten bis zu Goethe's Tode. Von Johann Wilhelm Loebell. Braunschweig, 1856. Erster Band." Ein unnützes, geistloses Buch, entfernt von allem Ursprünglichen und Frischen. Loebell ist ein Nachtreter von Nachtretern, möchte ein Büchermacher wie Friedrich von Raumer sein, doch fehlt ihm die Fertigkeit. —

Endrulat war zu vier Monaten ſtrenger Feſtungshaft und Verluſt der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt, auf die Fürſprache der Militairbehörden in Magdeburg hat der König dies Urtheil dahin gemildert, daß Endrulat die Ehrenrechte behält, und die ſtrenge Haft in milde verwandelt wird. —

Louis Blanc ertheilt in engliſchen Blättern genaue Nachrichten über die gräßliche Behandlung der Tauſende in Cayenne, die der — Louis Bonaparte in Folge ſeines Staatsſtreiches ohne Urtheil und Recht dorthin geſchickt hat. Die Times nehmen die Sache auf, und obgleich ſie in jenen Nachrichten — aber mit Unrecht — einige Uebertreibung vorausſetzen, ſo häufen ſie doch Schuld auf Schuld auf den gekrönten —, erinnern, daß jene Unglücklichen kein andrer Vorwurf trifft, als die rechtmäßig beſtehende Staatsregierung gegen fremden Angriff vertheidigt zu haben, daß der Angreifer ſeinen Eid gebrochen, ꝛc. ꝛc. —

Dienstag, den 2. September 1856.

Die politiſche Thätigkeit unter allen Umſtänden fortſetzen wollen, heißt ſich zum Knecht dieſer Umſtände machen, eine klägliche Rolle für den Miniſter, wie für den Volksmann. In Zeiten, wie die jetzigen, hält ſich der ehrbare, der geſinnungstüchtige Mann zurück, und bewahrt ſeinen Karakter, ſeine Grundſätze. Die Bewegung des Jahres 1848 läßt ſich nicht planmäßig, nicht willkürlich erneuern; ihre Nachwirkungen aber dauern und arbeiten weiter ohne unſer Zuthun. Die Reaktion macht unausgeſetzt die größten Anſtrengungen, häuft Anſtalten auf Anſtalten, treibt die Wachſamkeit auf's äußerſte; laſſen wir ſie im Schweiß ihres Angeſichts ihren falſchen Göttern frohnen! Was ſie in Jahrhunderten baut und ſtiftet, Ein Augenblick, Ein Hauch ſtürzt alle ihre Werke

zuſammen. — Bis dahin beſtehe unſre Oppoſition in innrer Stärkung, in Gewinnung möglichſter Selbſtſtändigkeit geiſtigen und bürgerlichen Lebens. —

Das Verbot der Heirathen zwiſchen Adlichen und Perſonen aus dem Bauern- oder niedern Bürgerſtande wird von unſern Behörden als nicht aufgehoben angeſehen, trotz der Verfaſſung, welche die Standesrechte für aufgehoben erklärt! Man macht eine ſophiſtiſche Auslegung der kläglichſten Art! —

Die Ritterakademie in Brandenburg iſt hergeſtellt, der Profeſſor Köpke zum Direktor ernannt; aber man findet doch nöthig, außer den adlichen Söhnen auch die der bürgerlichen Offiziere und Rittergutsbeſitzer zuzulaſſen. —

Die Trauung ſolcher Perſonen, die durch Eheſcheidung wieder unverheirathet geworden, wird in Preußen bald gar nicht mehr möglich ſein. Die fanatiſchen Pfaffen laſſen den gemäßigten Geiſtlichen hierin keine Freiheit mehr. Die Regierung läßt die Geiſtlichen ſich geſetzgeberiſche Macht aneignen, was ſie einſt hart zu bereuen haben wird! —

Man rühmt Preußen als den Staat der Einſicht, des Geiſtes, des Fortſchritts; was an dieſem Ruhme Wahres iſt, läßt ſich alles auf Friedrich den Großen und ſeine Nachwirkungen — nicht Nachfolger! — zurückführen. Die Könige vor und nach ihm waren dem Fortſchreiten der Bildung und der Entwicklung des Geiſtes keineswegs hold, ſie beſtritten den Gang der Dinge nach Kräften, ſuchten zu unterdrücken, zu verdunkeln, und wenn ſie dennoch vieles Befreiende und Erhellende thaten, oder zuließen, ſo war es, weil ſie mußten, nicht anders konnten. —

Der König hat durch den Oberpräſidenten von Eichmann die Auslieferung ſeiner und ſeines Vaters Briefe aus dem Nachlaſſe Schön's fordern laſſen, aber ſie finden ſie nicht, ſo wenig wie die von ihm aufgeſetzten Denkwürdigkeiten. Man

vermuthet, Schön habe diese Papiere schon in's Ausland geschafft. —

Mittwoch, den 3. September 1856.

Ludmilla'n zum Bahnhof gebracht; sie fährt um halb 8 Uhr nach Hamburg ab; möge sie glücklich reisen und wiederkehren! —

Das Oberappellationsgericht in Kiel hat sich in der Anklagesache der holsteinischen Stände gegen den Minister von Scheel für inkompetent erklärt! Trauriger Ausgang dieser Sache! Man glaubt an höheren Einfluß, der diese Erklärung hervorgerufen, und meint daher, das Gericht habe nicht seine Schuldigkeit gethan. —

Zu meinen gestrigen Aufzeichnungen liefern die Zeitungen einen neuen Beleg! Der Oberkirchenrath soll zur Wahrung des Bekenntnisses bei Anstellung von Professoren der Theologie und der evangelisch-geistlichen Räthe bei den Regierungen so wie der Direktoren an den evangelischen Schullehrer-Seminarien jedesmal sein Gutachten in Beziehung auf Bekenntniß und Lehre des Anzustellenden abgeben. So wird der Oberkirchenrath eine besondre Macht im Staat, und zwar eine, die außerhalb der Verfassung steht, diese weiß nichts von ihm wie er nichts von ihr. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, und brachte mir neue Päcke von Schriften, aber meist solche, die ich schon gehabt! Auch den Preußischen Korrespondenten, in welchen ich Zeichen hineingelegt hatte, die sie aber jetzt mit Gewalt für von Arnim hineingelegte ausgab. Herr Joachim ist abgereist, doch um wiederzukommen, sagte sie. —

Der Prinz-Regent von Baden nimmt den Titel Großherzog an, nachdem ſein nervenkranker, halbblödſinniger Bruder endlich abgedankt hat; ob ſo ganz freiwillig, kann noch gefragt werden. —

Donnerstag, den 4. September 1856.

Neue Bedrückungen in Schleswig-Holſtein, zu denen der Deutſche Bundestag ſchweigt, das heißt, alle deutſchen Regierungen! —

Bettina ſandte mir abermals Papiere. —

Ich aß um 3 Uhr zu Mittag. Bettina kam dazu, aß ein wenig mit, klagte aber ſie könne nicht mehr kauen, auch ſonſt über Abnahme der Kräfte. — Bettina war heute ſehr zutraulich und beſonders ſchenkſelig, die meiſten der heute überſandten Papiere — größtentheils aus dem Nachlaſſe von Sophie Brentano (Mereau) — ſind für mich, darunter iſt viel Werthloſes, aber auch viel Willkommenes, Blätter von Eichſtädt, Auguſt Winkelmann, Achim von Arnim, Clemens Brentano, Schinas, Gneiſenau, Charlotte von Ahlefeld, Henriette Schubert; ein Blatt von Morgenſtern, ſogar eins von Schiller. Wir ſprachen noch manches, über die Familie, über die Kunſtausſtellung, etwas erheitert ging ſie nach anderthalb Stunden fort.

In Neuchatel haben die Royaliſten einen Putſch gemacht, das Schloß überrumpelt, die republikaniſche Regierung geſtürzt, die Behörden abgeſetzt. Die ſchwarz-weiße Fahne weht vom Schloſſe herab. Man war hier längſt von ſolchem Anſchlag unterrichtet, erwartete ihn ſchon viel früher. Der Präſident von Kleiſt hat den hellen Sinn, das Unternehmen für eine Thorheit zu erklären, da die Schweiz die Sache nicht leiden werde. —

Freitag, den 5. September 1856.

In Neuchatel hat sich die Sache schon gewendet. Schweizerische Bataillone waren bereits im Marsch, Kommissaire ernannt, aber es bedurfte deren nicht. Die Republikaner von La Chaud de Fonds haben sich aufgemacht, die Stadt angegriffen, das Schloß erstürmt, die vorige Regierung hergestellt. —

Sonnabend, den 6. September 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim wieder ganz erschöpft an, aber so erschöpft, daß sie fast hinsank und kaum reden konnte. Sie erholte sich nach und nach und klagte, daß sie auf dem Wege von den Zelten hieher über eine Stunde zugebracht, der Graf von Flemming habe sie begleitet, ihr unangenehme, traurige Sachen erzählt, und dabei seien sie oft stillgestanden; was der Inhalt gewesen, wollte sie nicht jetzt, wohl aber ein andermal mittheilen, jetzt möchte sie erst gute Stimmung wiedergewinnen. Sie brachte mir eine Anzahl Liebesbriefe von Sophie Mereau, nicht an Clemens Brentano gerichtete, sondern frühere, an wen sie gerichtet sind, muß ich erst aus ihnen selbst erforschen; dann gab sie mir auch ein Gedicht von Gneisenau an Gräfin Julie von Egloffstein und deren Antwort. — Es ist wunderbar, was alles sich bei mir anhäuft! — Die Gedichte Arnim's hatte ich schon vorlängst in eine Art von Ordnung gebracht, in verschiedene Bündel gesondert, eine Auswahl für den Druck vorläufig auf zwei mäßige Bände zusammengestellt, von denen der erste wirklich gedruckt worden; für den zweiten aber hat Bettina ihren Achmet zu Hülfe gerufen, der hat die Manuskripte durcheinander geworfen, neue Abschriften hinzugethan, der zweite Band soll ungeheuer anschwellen, wogegen ich dringende

Vorstellungen mache. — Große Klagen über den Herrn Kühn in Weimar, der durchaus kein Geld schickt; ein neuer Kommissionair in Leipzig wird angestellt. — Fragen wegen des Goethedenkmals, wie man den Banquier von Magnus in Thätigkeit setzen, ihn vermögen könne, den König anzugehen, die Sache in Zug zu bringen? Ich erinnre an die unabweislichen Vorbedingungen. — Einladung zu heute Abend. —

Heute war vor dem Staatsgerichtshof geheimes Verfahren gegen den ehmaligen Lieutenant und Polizeimann Techow wegen des Depeschendiebstahls. Das Urtheil ist noch nicht bekannt. —

Die Gerichtszeitung, angeklagt in einem Artikel über Hinckeldey's Zweikampf — damals — den Offizierstand beleidigt zu haben, ist freigesprochen worden, weil diese Angabe sich falsch erwies; sie hatte nur das Verfahren einzelner Junker und Offiziere getadelt. —

Abends nach 8 Uhr zu Arnim's gefahren. Die Familie, Herr Joachim, Herr Bargiel, Graf von Flemming, Herman Grimm, später kam noch zu meinem Befremden der Geheime Legationsrath Balan, der sich als gewöhnlicher Besuch benahm, hier aber eigentlich nicht hergehört. Ich erzählte dem Grafen von Flemming wie sein Onkel einst den amtlich hochstehenden, aber ungeschliffenen und rohdreisten Jordan gesellschaftlich heruntergemacht hat. Viel mit Bettinen gesprochen, mit Fräulein Gisela, nur wenig mit Fräulein Armgart gescherzt. Tanzversuch der Madrileña von Fräulein Gisela, mit Kastagnetten. —

Um 11 Uhr kam ich nach Hause.

Die Neuchateller Geschichte wurde nur mit spitzen Fingern angerührt, doch kam die Thorheit der Niederlage völlig zur Erscheinung, auch daß der Hof hier darum gewußt. —

Sonntag, den 7. September 1856.

Das Buch von Eilers angesehen „Meine Wanderung durch's Leben. Erster Theil." Nicht mein Standpunkt, nicht meine Art; über Stein, Schlosser den Geschichtschreiber, den Bremer Smidt und Andre einige bemerkenswerthe Angaben, aber in einem Meer unleidlichen Religionsgeschwätzes, philisterhafter Salbaderei, ich kann es nicht lesen! —

Ich zwang mich zu einiger Arbeit; las dann in den Liebesbriefen der Sophie Mereau, die sehr bemerkenswerth sind, ein lebhaftes Bild von ihrer Liebenswürdigkeit und von den Sitten der Zeit geben. In allen Zeugnissen, Briefen und Erzählungen von damals findet sich durchaus dasselbe, Vergötterung und Allberechtigung der Liebe, Mißachtung der Ehe, poetische Anerkennung der Sinnlichkeit, Ringen nach Freiheit, Hinblick auf Frankreich. Dies alles ist auch hier. Bettina hat mir mit diesen Briefen ein wahres Geschenk gemacht. —

Techen ist in geheimer Gerichtsverhandlung vom Staatsgerichtshof wegen Landesverrath zu achtjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden. Er ist schon über siebzig Jahr alt. Der Vizepräsident Seiffert war als Zeuge vorgeladen; man weiß noch nicht, ob er mit heiler Haut abkommt, geschieht es, so wird man glauben müssen, daß wichtige Gründe vorhanden waren ihn zu schonen.

Montag, den 8. September 1856.

Nachmittags kam längst erwartet und nun doch unerwartet Herr Professor Carriere mit seiner Frau; sie trafen mich liegend, ich beklagte die Abwesenheit Ludmilla's.

Die Neue Preußische Zeitung heult erschrecklich über den Ausgang der Neuchateller Geschichte, betheuert, daß es keine Auflehnung gegen die Obrigkeit gewesen, sondern nur gegen

die Unordnung, die sich dort seit Jahren, als sei sie Ordnung, eingesetzt habe, daß der König auch Fürst von Neuchatel von Gottes Gnaden sei u. s. w. Sie gesteht, unzeitig und unüberlegt möge der Anschlag gewesen sein. Sie jammert entsetzlich, hofft, daß man der Gefangenen schonen werde. Wie würde sie Rache schnauben, schimpfen und toben, wären in ihrer Parthei siegender Hand demokratische Gefangene. —

Schon unter dem vorigen Könige war die gewöhnliche Dienstzeit im Heer von 3 Jahren auf $2^1/_2$ herabgesetzt worden. Für die Mobilmachung war die dreijährige wieder eingetreten, und sollte jetzt wieder aufhören. Auf Andringen des Prinzen von Preußen, dem viele Generale, unter ihnen auch Möllendorf, beistimmten, hat der König den Befehl ertheilt, daß die dreijährige fortbestehen soll. Dies erfordert eine Mehrausgabe von 800,000 Thalern jährlich. Was werden die Häuser der Landesvertretung dazu sagen? woher soll die Summe genommen werden? Nicht unmöglich ist es, daß selbst die Kreuzzeitungsparthei widerspenstig wird, schon aus dem Grunde, weil der ihr verhaßte Prinz von Preußen dabei betheiligt ist. —

Dienstag, den 9. September 1856.

Die Wuth der Kreuzzeitung über die fehlgeschlagene Empörung in Neuchatel wird ganz belustigend, und giebt zu erkennen wie weh diesen Schäkern zu Muth ist. Die Geschichte ist ganz erbärmlich, und die Führer Pourtalès und Meuron haben sich äußerst dumm benommen. Als sie gesiegt zu haben glaubten, konnten sie nicht einmal eine ordentliche Proklamation zu Stande bringen. —

Ausgegangen. Herrn Oberſten Friedrich von Bülow geſprochen, er ging eine Strecke mit mir. „Was ſagen Sie zu der neuen Schweinerei? Riff Nummer 2! Nummer 3 wird auch noch kommen!“ Er hat die altpreußiſchen Geſichtspunkte, und hält ſie mit ungebeugtem Muthe feſt, ſchimpft auf die „dumme“ Kreuzzeitung ꝛc. —

Zu Hauſe hat Herr Achmet ein großes Paket Schriften von Bettina bei mir abgegeben, und will wiederkommen, mit mir darüber zu ſprechen. Es ſind nochmals die ſtarken Stöße Arnim'ſcher Gedichte, die ich längſt durchgeſehen und ausgeſondert, dann in Unordnung wiederbekam, und die dann Bettina neulich mitnehmen wollte, ich aber brachte ſie ihr Abends mit. Was ſoll ich nun wieder mit dieſen Sachen? Herr Achmet kam nicht. —

Um 5 Uhr holte ich zu Wagen Carriere's ab; wir fuhren auf den Kreuzberg, dann in den Thiergarten zur Bildſäule des vorigen Königs. Um 7 Uhr kamen wir zu Frau von Arnim, die ganz allein war. Fräulein Armgart ging eben fort, mit Fräulein von Bülow ſpazieren, Fräulein Giſela nicht zu ſehen. Erſt nach einer Stunde fanden ſie ſich wieder ein, dann Herman Grimm, Fräulein von Dieſt, Joachim, ein Graf von Brühl. Alles war ſehr auseinander; Bettina ging unruhig wie eine betrübte Fee umher. Sie ſchenkte mir einen ſchönen Brief Alexanders von Humboldt an Arnim, und kündigte mir an, daß ich zu Hauſe noch mehrere Pakete finden würde mit Papieren von Clemens Brentano und Sophie Mereau, die ſie mir alle ſchenke. — Zuletzt ſpielte Joachim ſehr ſchöne Sachen von Bach und Beethoven. — Nach halb 11 Uhr brachte ich Carriere's in ihr Hotel. Zu Hauſe fand ich richtig die verheißenen Papiere, die Herr Achmet gebracht hatte; der Briefwechſel von Clemens und Sophie war darunter, manches andre gute Blatt. Ich blieb mit Durch-

ſehen und Ordnen bis gegen 2 Uhr beſchäftigt, und konnte erſt nach 4 Uhr einſchlafen. —

Der Prozeß gegen Lindenberg in Minden iſt aufgeſchoben, wegen ärztlich beſcheinigter Krankheit des Angeklagten.

Das Uhlich'ſche Blatt vom 31. Auguſt, welches von der Polizei weggenommen war, iſt vom Gericht freigegeben worden. —

In Hannover neue Oktroyirung! Der Artikel der Verfaſſung, welcher von den Finanzen handelt, iſt verändert, das Schatzkollegium iſt beſchränkt worden. Gute Arbeit, um Unzufriedenheit zu erregen, das Volk auf neue Revolution hinzuweiſen! Seit acht Jahren geſchieht faſt nichts andres in Deutſchland. Seit acht Jahren, und nach dem warnenden 1848! nachher wird man wieder verwundert fragen und ſtaunen! Sie ſäen den Wind, und ernten Sturm. —

Donnerstag, den 11. September 1856.

Nach wenigem Schlaf wieder früh an meine Papiere, geordnet, bezeichnet, hin und wieder geleſen. — Beſuch von Herrn Achmet, der mich wegen verſchiedener Aufträge, die ihm Bettina ertheilt hat, um Rath frägt, er kann ſich nicht darein finden, ſie ſind zum Theil gar nicht auszuführen. Er kennt ſchon Bettinen in ihrem Geſchäftsweſen ganz gut, und hat ſchon vieles mühſam ihren Befehlen gemäß ausgerichtet, was er als ganz unzweckmäßig oder doch nutzlos erkennt. Wie ich ja ebenfalls ſchon gethan. Doch wo die Sache offenbar zu Bettinens Nachtheil iſt, muß man ihr wohl widerſprechen. — Beſuch von Herrn Tempeltey, ſeine Klytämneſtra wird in der nächſten Woche hier aufgeführt. —

Beſuch von Frau Bettina von Arnim, ſie ißt ein wenig Suppe mit, freut ſich, daß ich von den Papieren manches brauchen kann, erzählt Familiengeſchichten ꝛc. —

Um 3 Uhr nach dem Hamburger Bahnhof gefahren, und noch etwas in die Gegend hinaus nach den Pulvermühlen. Um 3/4 auf vier kam der Bahnzug an, Ludmilla geſund und fröhlich, mit guten Nachrichten.

Wir blieben den Abend zu Hauſe, und hatten genug zu beſprechen. —

Spät kam noch ein Brief von Humboldt mit Beilagen. Ich konnte bei Licht den Inhalt nicht entziffern.

Der König will die Sache von Neuchatel nun ernſtlich aufnehmen, ſeine Rechte auf das Fürſtenthum geltend machen, es ſoll durch die europäiſchen Mächte die völkerrechtswidrige Anomalie abgeſchafft werden. Andeutende Artikel hierüber in der „Preußiſchen Korreſpondenz“, vorläufige Erklärung des preußiſchen Geſandten in der Schweiz, dringende Fürſprache für die gefangenen Aufrührer ꝛc. Das wird eine ſchöne Verwicklung geben! Man glaubt hier am Hofe, daß man auf Louis Bonaparte's Beiſtand rechnen könne, ja, auf ſeine Hülfe, daß man in die Verwicklung hinein, aber nicht, daß man aus ihr herauskomme! —

Die Kreuzzeitung will nicht leiden, daß man vom „Aufſtande“ der Royaliſten ſpreche; ſie wird von den andern Zeitungen zurechtgewieſen und verlacht. —

„Sonſt war viel Redens von den preußiſchen „Pfiffen“, die man als Meiſterſtücke der Klugheit rühmte, jetzt, im umgekehrten Sinn, wird man viel von den preußiſchen „Riffen“ zu hören haben!“ —

Freitag, den 12. September 1856.

Mein Erſtes heut war, den Brief Humboldt's zu entziffern und abzuſchreiben; er enthält ſcharfe Aeußerungen über die afrikaniſche Riffgeſchichte, Jahde, Hohenzollern, Neuenburg. —

Frau Bettina von Arnim kam vor unſrem Mittageſſen, und ſaß eine Weile dabei. Sie hat jetzt wieder einen neuen Gegenſtand, den Muſiker Rubinſtein, den ſie begünſtigen und heben will; ſie betreibt mit Eifer, daß Carriere ihm einen Operntext ſchreiben ſoll. Sie ſucht noch immer unter ihren Papieren nach Druckbarem; ſie behauptet noch viele Briefe von Goethe zu haben, die ſie bisher vom Druck zurückgehalten; ſie ſpricht von einem Briefwechſel Goethe's mit ihrer Großmutter Sophie von La Roche, die Urſchriften ſollen ſich bei Savigny verloren haben, von ihren Abſchriften hat ſie nur ein Zettelchen gefunden, das ſie mir bringt. Carriere wird gelobt, aber auch ſehr getadelt, die „Geſpräche mit Dämonen" habe er nicht verſtanden, kaum ordentlich geleſen. Ja wer hat das! —

Abends Beſuch vom General Adolph von Williſen. Neuigkeiten. Die Geſchichten vom Riff, von Neuchatel. (Es iſt hof- und ſtaatsgemäß Neuenburg zu ſagen, Neuchatel iſt ſchon bedenklich, aber gar Neufchatel gränzt an Landesverrath!) Er rühmt die Eigenſchaft des Königs, denjenigen Perſonen, die er einmal für ſeine Freunde erklärt, unverrückt günſtig zu bleiben, es möge geſchehen was da wolle, und beſonders keine Einflüſterungen gegen ſie aufzunehmen; er führt als neuſtes Beiſpiel Bunſen an, mit dem der König den freundſchaftlichſten Verkehr unterhalte, obgleich er deſſen religiöſen Anſichten gar nicht beiſtimme, ihn als einen Verirrten betrachte. Die einzige Ausnahme ſei der General von Pfuel, dem grolle der König noch immer, obſchon es ihn ſelber ſchmerze. —

Sonnabend, den 13. September 1856.

Gegen Abend kam Frau Bettina von Arnim. Sie war auf der Kunstausstellung, und findet alles schlecht, was sie dort gesehen. Nennt man ihr die einzelnen Bilder, so giebt sie wohl zu, daß auch Vorzügliches dort sei. Sie preist wiederholt den Musiker Rubinstein, der es ihr irgendwie angethan hat, er ist jetzt ihr Held, sogar Joachim muß etwas in den Schatten treten. Gegen Herman Grimm spricht sie herben Tadel aus. — Bettina sucht und verspricht noch immer Papiere, scheint aber jetzt weniger an Druckenlassen zu denken. Sie ging in schon stark vorgeschrittener Dämmerung ziemlich befriedigt ab. —

Der Bildhauer Hopfgarten in Bieberich ist am 12. gestorben. —

Heute wäre mein lieber Vater grade hundert Jahre alt! Sein theures Andenken bleibt mir immerdar gesegnet! —

Sonntag, den 14. September 1856.

Die Polizei hat hier zwei Blätter der Züricher Zeitung weggenommen; ebenso eine Nummer des hiesigen Messager de Berlin; beides nicht der Mühe werth! Die Züricher Zeitung kommt in etwa sechs Abdrücken hieher, der Messager setzt überhaupt 80 ab! —

Den heuchelfrommen Eiferern ist es gelungen, den wackern, menschenfreundlichen Direktor des Zellengefängnisses in Moabit, Herrn Bormann, von seinem Posten zu verdrängen; er wird mit vollem Gehalt pensionirt und durch einen strengen Partheimann ersetzt, die völligste Einsamkeit und das tiefste Schweigen sollen herrschen. Und das, während man in Pensylvanien und England schon von dieser Ausartung zurückkommt! —

Montag, den 15. September 1856.

Professor Gervinus und Dr. Johann Jacoby sind hier, beide unangefochten wie es scheint. —

Der Prinz von Armenien hat ein gedrucktes Klageschreiben an den König und andre hohe Personen durch die Post ausgesandt. Wenn auch der Prinz von Armenien der nicht sein sollte, für den er sich — wie es scheint doch mit allem Recht — ausgiebt, so bleibt das Verfahren Hinckeldey's und Stieber's immer ein durchaus nichtswürdiges und gräuelhaftes. Aber wer bestraft dergleichen? Der König erhält schwerlich Kenntniß von dem ganzen Zusammenhang. Und die öffentliche Meinung läßt alles fallen und gilt auch nichts. —

Der preußische Gesandte Graf von Hatzfeld ist von Paris nach Biarritz gereist zu Louis Bonaparte, wegen der Neuchateller Angelegenheit, er soll hören, was der meint, er soll suchen ihn für die preußische Seite zu gewinnen. Hatzfeldt wollte eben einen Urlaub antreten, mußte aber statt dessen jenen Auftrag ausrichten. Wie demüthigend für Preußen und wie gefährlich, sich mit dem — einzulassen! Ich wollte hundertmal lieber auf Neuchatel verzichten, als dieses Scheinfürstenthum aus Bonaparte's — dieses Bonaparte's — Gnaden wiederzubekommen! —

Dienstag, den 16. September 1856.

Gleich nach unsrem Mittagessen kam Bettina von Arnim, sie traf mich mit Ludmilla draußen bei den Büchern. Sie war munter, geistreich, von seltner Lebendigkeit, überaus glänzend; sie sagte selbst, daß sie ihr Gedächtniß, ihre Augen wiederbekomme, sie klagte nicht und war vergnügt. Sie schenkte mir zwei Briefe von Liszt an sie, und ich mußte sie ihr vorlesen; auch noch ein paar andre Autographen gab sie

mir, und ließ das Wort fallen, es ahnde ihr, daß es doch bald mit ihr vorbei sein könne, da sei manches besser bei mir aufgehoben als bei ihr! Dann sprach sie vom Druckenlassen, und wollte immer das Unzulässige, das Schwierige, anstatt des Zweckmäßigen, des Leichten. Ich hatte große Mühe, sie von Abwegen zurückzuhalten, aber sie gab doch endlich nach, polternd und lachend, wie auch ich geworden war. Sie ging bei schon beginnendem Regen fort, spannte unten ihren Schirm auf und schritt gegen Wind und Regen tapfer zu.

Mittwoch, den 17. September 1856.

Geschrieben, wobei ich mich in Betrachtungen vergangner Zeiten ganz vertiefte, und den Lauf der Stunden vergaß. Eine Meldung erweckte mich, es war Herr Georg Ticknor aus Boston, der mir durch Humboldt längst angekündigt worden, aber inzwischen in Dresden gewesen war, wo er seine Familie, Frau und Tochter und zwei Muhmen zurückgelassen hat; er glaubte, ich erinnerte mich nicht mehr, daß wir uns schon vor zwanzig Jahren hier gesehen, und war sehr zufrieden, mich in Betreff seiner in bester Gedächtnißkraft zu finden. Er war sehr mittheilend und erzählte viel Merkwürdiges von Amerika, kennt Bancroft, Holland, gab uns Bericht von der Zunahme des Deutschen dort, — Ludmilla war zu uns hereingekommen, — vor vierzig Jahren hatte er dreißig deutsche Meilen weit ein deutsches Wörterbuch suchen und sich mit einem alten Straßburger als einzigem Sprachmeister begnügen müssen! — Die vortheilhafte Veränderung Berlins fiel ihm sehr auf, die gewerbliche Thätigkeit, der Wohlstand, die Zunahme der Bevölkerung, der unabhängige, regsame Geist. Wir sprachen zuerst Deutsch, dessen er vollkommen mächtig ist, nachher aber, weil er es vorzog, Französisch. Als er vor vierzig Jahren

nach Göttingen kam um zu ſtudiren, wußte er keinen Landsmann in der Nähe, jetzt reiſen und wohnen allein im Königreich Sachſen gegen dreihundert.

Herr Achmet kam und brachte mir ein großes Paket; Bettina von Arnim ſandte mir den Reſt Sophie Mereau'ſcher Papiere.

Die in Brüſſel erſcheinende ruſſiſche Zeitung le Nord ſchlägt unſrer armen Kreuzzeitung ſtark auf's Maul, verwirft deren ruſſiſchen Eifer und ſtellt Rußlands Politik auf ganz andre Grundlagen, die wenn auch nicht ganz freiſinnig, doch keineswegs die der Kreuzzeitung ſind. Das arme Blatt jammert und wehklagt ganz entſetzlich, und meint, das wahre ruſſiſche Prinzip, das des herrlichen Nikolaus, könne in Rußland verkannt werden, die Neue Preußiſche Zeitung aber werde es feſthalten. Zu dieſer ſchimpflichen Verläugnung und Verſtoßung des Schandblattes kann ich mich rühmen etwas beigetragen zu haben! —

Donnerstag, den 18. September 1856.

Bettina kam Nachmittags. — Sie ſprach von ihren für den Druck tauglichen Papieren, und klagte über Herrn Achmet, der ſtatt Ordnung nur neue Verwirrung verurſacht habe. Sie hat noch ein Pack Mereau'ſcher Sachen gefunden. — Von Ratti und ſeiner Tizianкopie iſt es jetzt ganz ſtill, auch vom Goethedenkmal. Bettina hat häusliche Sorgen und Verdrüſſe, und hat ſich genugſam erholt, um ſie zu empfinden, zu verarbeiten. Sie fuhr, da es dunkel geworden, in einer Droſchke nach Hauſe.

In Frankreich iſt große Beſorgniß in der Bonapartiſten-Bande; der Geſundheitszuſtand ihres Kaiſers iſt ſehr erſchüttert und bedenklich, der Aufenthalt in Biarritz iſt nur

ein Deckmantel, um jenen Zuſtand etwas zu verbergen, zu welchem Behuf auch die Zeitungen allerlei Geſchichten lügen müſſen. —

Freitag, den 19. September 1856.

Fleißig gearbeitet, im Nachſuchen, Vergleichen, Ordnen. Bedenken und Zweifel. Trübe Weltanſichten, Haß im Leben, Vergeſſenſein nach dem Tode, das iſt das allgemeine Schickſal. —

Nachrichten aus Rußland. Die größten Auszeichnungen ſind für den franzöſiſchen Botſchafter. Dem öſterreichiſchen Botſchafter Fürſten Paul Eſterhazy hat der Kaiſer zwar den Andreasorden in Brillanten gegeben, aber mit den herben Worten: „C'est à l'ancien ami de la maison que je le donne, pas à l'ambassadeur. Dites à votre gouvernement que j'attends des faits, que c'est assez de paroles, de démonstrations, je veux des faits, entendez-vous, des faits!“ Der Fürſt, ſehr betroffen, ſtammelte einige Worte, blieb am nächſten Tage weg, fand ſich am darauf folgenden aber wieder ein. Die Preußen wurden nicht beſonders freundſchaftlich behandelt, etwas weniger wäre beleidigend geweſen. Rußland und Frankreich ſchließen ſich eng aneinander, und ſtehen gegen Oeſterreich und England; ſie bieten Preußen Theilnahme an dieſer Verbindung, aber in einer kaum annehmbaren Weiſe, ſie laſſen deutlich merken, daß ſeine Stellung eine untergeordnete ſein ſoll. In Paris thut man, als wenn die dortigen Preußen, Offiziere und andre, ein Anhängſel der Ruſſen wären, die freilich viel zahlreicher dort ſind und vornehmeren Ranges.

Nachmittags Geſellſchaft bei uns. Herr Ticknor erzählte viel von amerikaniſchen Verhältniſſen, von Emerſon, von dem

häufigen Wahnſinn in deſſen Familie (Großmutter, drei Tanten, zwei Brüder!), und war überhaupt ſehr unterhaltend und liebenswürdig. Spät noch kam Bettina von Arnim, die wieder einen Pack Papiere brachte. Mit Ticknor fand wohl die freundlichſte Begrüßung, aber keine nähere Anknüpfung Statt. Doch war Bettina ſehr munter und gutartig. Als die Andern gegen 8 Uhr fortgingen, blieb ſie noch bis halb 10 Uhr, und war eifrig und angenehm, wühlte in den Papieren, erzählte Luſtiges, lachte, mitunter auch klagte ſie, und ließ merken, daß ſie zu Hauſe ſelten eine ſo vergnügte Stunde habe! —

Herr von Jasmund, Redakteur des politiſchen Wochenblattes, war der Beleidigung des Bundestages angeklagt und freigeſprochen worden, das Obertribunal hat den Einſpruch des Staatsanwalts abgewieſen, und ausgeſprochen, daß der Bundestag keine preußiſche Staatsbehörde ſei, was jederman ſchon weiß. —

Man erwartete eine Amneſtie. Sie wird nicht erfolgen, wie man höheren Ortes mit Beſtimmtheit verſichert. Ein Provinzialblatt brachte kürzlich folgenden Artikel: „Ewige Verfolgung kann keinen Frieden geben, ſie führt unabweislich wieder zum Krieg. Werft einen Blick in die Feſtungen, in die Zuchthäuſer, und ſeht auch die Männer an, mit den tiefen Furchen der Verzweiflung und des moraliſchen Todes in den bleichen Geſichtern. Ihr ſeht in ihnen die politiſch Verurtheilten der letzten Jahre. Sie ſpulen Wolle, oder arbeiten in der Tretmühle, oder ſchieben, Ketten an den Füßen, die Karre bei der Schanzarbeit. Oder, die es gut haben, ſiechen in den düſtern und feuchten Kaſematten langſam dahin. Tauſenden von Familien iſt der Gatte, der Vater, der Bruder, der Sohn entriſſen.“ Der Staatsanwalt wollte ſchon einen Preßprozeß anheben, wurde aber noch zu rechter Zeit verſtändigt, daß dieſe Worte ſchon am 2. Dezember 1851

im hiesigen Publizisten gestanden, der Urheber derselben, Kammergerichts-Referendarius außer Diensten Gustav Rasch, der selbst 15 Monate in den Kasematten zugebracht, im Januar 1852 angeklagt, aber am Ende Februars vom Berliner Stadtgericht freigesprochen worden. —

Sonnabend, den 20. September 1856.

An Herrn Ticknor geschrieben, im Auftrage Bettinens. Frühe Botschaft von Bettinen durch Herrn Achmet. Zweite Botschaft von Bettinen. Dritte Botschaft von Bettinen.

Antwort von Herrn Ticknor, sehr verbindlich, aber für Bettinens Angelegenheiten nicht eben günstig; er findet es nicht rathsam, daß sie ihre Bücher nach Amerika sende; ihr Briefwechsel eines Kindes ist dort durch einen Nachdruck der englischen Uebersetzung bekannt. —

Herr von Uechtritz besucht uns, und erzählt sehr angenehm von den früheren Verhältnissen in Düsseldorf, von Immermann, von der Gräfin von Ahlefeldt. —

Besuch von Herrn von Burgsdorf. Lob der Familie Radziwill. Klagen über Koterie- und Partheiwesen beim Militair. Die schlechtesten Leute werden oft den besten vorgezogen, weil nicht nur der Kriegsminister, sondern auch der König allerlei Einflüsterungen anhöre, oft ist es die Fürsprache alter Weiber, die durchdringt. Seinen vollen Abscheu trägt die Gräfin von Münster, die fast immer mit beleidigender Schärfe spricht, über alles schnöd aburtheilt, auch den König und die Königin nicht verschont, — sie tadelt z. B. sehr herbe die letztere, daß sie so freundlich gegen Radziwill's ist, sie so viel sieht ꝛc. Ihr Sohn Graf von Münster ist von St. Petersburg abberufen, und tritt in die Garde; seine Stellung am russischen Hofe war nicht mehr haltbar, für einen

andern wäre Ungnade gefolgt, für ihn iſt immer noch Gunſt übrig. —

Hochzeitsfeierlichkeiten, der Großherzog von Baden hier, großes Gepränge. —

Sonntag, den 21. September 1856.

Bei den Hoffeſten ſpielt auch jetzt wieder die ehrwürdige Geſtalt Humboldt's unter den gemeinen Exzellenzen mit; er ſollte es endlich aufgeben, dieſen ſolche Ehre anzuthun und ſich dem Hofpöbel zur Schau zu ſtellen und leider auch zum Geſpött! Zwar wenn es ihm Vergnügen macht, — wie viel andres hat er denn?! —

Montag, den 22. September 1856.

Als ich nach Hauſe kam, hört' ich, daß Humboldt mich hatte beſuchen wollen und folgendes Billet hinterlaſſen: „Der Großherzog von Weimar, der mich eben verläßt, trägt mir auf, Sie, verehrter Freund, zu bitten, dringend zu bitten, morgen Dienstags ihn zwiſchen 9 und 11 Uhr zu erwarten, er will ſchlechterdings Sie ſelbſt beſuchen. Ihr treuer A. v. Humboldt." —

Herr Achmet brachte mir wieder ein Päckchen Papiere von Frau von Arnim, diesmal nur unwichtige. Sie ließ ſich entſchuldigen, daß ſie nicht käme, ſie müſſe ſchon ein paar Tage auf den Arzt warten; nach Achmet's Ausſage hatte ſie jedoch den Arzt weder rufen laſſen noch eigentlich nöthig, ſondern befindet ſich leidlich wohl. Auch iſt es auffallend, daß ſie ſich ausdrücklich entſchuldigen läßt, ſie that das nie und hat auch diesmal keinen Anlaß dazu, hinter ſolchen Ungewöhnlichkeiten

steckt gewöhnlich eine List, sie will etwas verbergen, und thut darin dann zuviel. Ich errathe den Grund ihres Zuhausebleibens, den sie verbergen will, und mir wenigstens ganz getrost sagen könnte, sie denkt, der Großherzog von Sachsen-Weimar könne sie besuchen wollen, und den möchte sie nicht versäumen. Sie war sehr aufgebracht, daß er bei seiner vorigen Anwesenheit sie nicht besucht hat. —

Wieder ein Opfer der rastlosen barbarischen Verfolgungssucht! Der Assessor und Landwehroffizier Karl Ziegel, in Halberstadt beim Gericht angestellt, war angeschuldigt, im Jahr 1848 nicht nur demokratisch thätig gewesen zu sein, sondern auch die Landwehr in ihrer Weigerung sich einkleiden zu lassen bestärkt zu haben. Er floh nach England, ging nach Australien, und kehrte von dort zurück um in Dresden seine Braut ab- und nachzuholen. Dort entdeckte ihn die Polizei, und lieferte ihn nach Preußen aus. Er wird nach Halberstadt gebracht. Möchte das milde Verfahren, das mit Endrulat stattfand, auch ihm zu Gute kommen! —

In Baden große Amnestie! Die am schwersten Verurtheilten dürfen nach Amerika auswandern. In Preußen keine! keine!

Sie wollen hier in den Gefängnissen die strenge Einzelhaft wieder einführen, aus finstrem Eifer, aus menschenfeindlicher Religiosität, aus tückischem Heuchelsinn. Eine wahre Rotte von Bösewichtern, die ihre Verbrechen *mit* den Gefängnissen verübt, *in* denen sie selber sitzen sollten! Welche Nichtswürdigkeit schleicht durch unsre obern Staatsregionen! —

Der König war sehr verwundert und unwillig, daß der Theaterintendant von Hülsen zur Vermählungsoper keinen Prolog angeordnet hatte; „Was! kein Prolog?“ rief er aus. Hülsen meinte, er habe einen für das Schauspielhaus besorgt. „So? wo heute niemand hingeht? Lassen Sie ihn *hier* (im Opernhaus) sprechen.“ — Hülsen sagte verlegen, es sei zu

ſpät, dort ſei er jetzt ſchon geſprochen. — „Eine rechte Dummheit!“ rief der König, „wofür ſind Sie denn da? Nun, wir werden uns hierüber noch ſprechen.“ —

Dienstag, den 23. September 1856.

Ich verbrachte den ganzen Vormittag in Erwartung des Großherzogs von Sachſen-Weimar, der nicht kam. Dergleichen kann einem jeden begegnen, und ſehr zu entſchuldigen ſein, aber der geſtörte Tag war mir äußerſt verdrießlich. —

Beſuch von Herrn Dr. Johann Jacoby aus Königsberg, der morgen dahin zurückreiſt; er iſt mit ſeiner Brunnenkur und Reiſe ſehr zufrieden, auch mit der Stimmung, die er überall gefunden, und die er als Siegesgewißheit der Freiheits- und Volksſache bezeichnet. Der tüchtige, ungebeugte Mann iſt höchſt ehrenwerth. —

Gleich nach meinem Mittageſſen kam Frau Bettina von Arnim, ſie glaubte den Großherzog ſchon abgereiſt, und war ſehr verwundert, daß ich ihn erwartete, ſie lachte mich aus, weil er ausgeblieben, trug mir aber dennoch auf, was ich ihm, wenn er käme, von ihr ſagen ſolle, nämlich daß ich mich wunderte, warum er ſich nicht bemüht, ihr Goethedenkmal zu ſehen, daß es freilich nicht leicht zu ſehen ſei, weil ſie es verſchließe, und dergleichen mehr. —

Gegen Abend ein Billet von Humboldt, dem ein an ihn gerichtetes vom Großherzog beigelegt iſt. — Das Nichtfindenkönnen iſt wirklich unbegreiflich, wenn es nicht auf irgend einen üblen Willen zurückzuführen iſt, der in den Umgebungen der Fürſten immer eine große Rolle ſpielt. Der Großherzog iſt jedenfalls entſchuldigt. —

Mittwoch, den 24. September 1856.

Um 7 Uhr wurde ich im besten Schlafe geweckt, weil ein Jäger des Großherzogs von Weimar anfragte, ob derselbe schon um 8 Uhr kommen könne! Ich stand auf und zog mich an, frühstückte, las die Zeitungen, und um 8 Uhr kam richtig der Großherzog angefahren. Er machte viele Entschuldigungen, sagte mir allerlei Verbindliches, fragte nach meiner Gesundheit, meiner Thätigkeit, es war von Herausgaben die Rede, ich fragte nach dem Briefwechsel zwischen dem Großherzog Karl August und Goethe, er meinte, die Verzögerung sei lediglich den Goethe'schen Enkeln zuzuschreiben, welche die Briefe des Großherzogs zurückhielten, übrigens enthalte der Briefwechsel, einige der frühsten Briefe ausgenommen, wenig Vertrauliches; von größerer Wichtigkeit und lebendigerem Reiz seien die Briefe des Großherzogs an seine Gemahlin, anfangs deutsch, vom Wiener Kongreß an französisch geschrieben, voll scharfer Würze, jedoch fürerst gar nicht mittheilbar. Wir sprachen von der Wartburg, von den dortigen Arbeiten, von München, von den dortigen wissenschaftlichen Bestrebungen, vom Könige von Preußen, dessen sonderbarem Karakter, von unsern Polizeigeschichten — „Hinckeldey war ein gemeiner Mensch" — von politischer Partheiung, dem Ausbleiben hiesiger Amnestie, von Metternich, Denkwürdigkeiten ꝛc. Zuletzt rückte er mit einem Anliegen heraus, er wünscht einen jungen Mann von Bildung und Geist, der sein Sekretair, sein Begleiter, sein Freund sein würde; ich soll ihm einen solchen ermitteln, vorschlagen, Humboldt hat ihn an mich verwiesen. Er war beinah eine Stunde bei mir. Heute noch reist er ab. —

Dr. Kuno Fischer, dem die Vorlesungen in Heidelberg untersagt, hier nicht erlaubt worden, hat in Jena eine Professur bekommen. Das ist doch brav vom Großherzog von Weimar. Ich wollte, es gäbe mehr dergleichen aufzuschreiben. —

Donnerstag, den 25. September 1856.

Schlechte Nacht, mit Schmerzen und vielem Husten. Ich suche über die körperlichen Uebel geistige Oberhand zu behalten, und habe inmitten aller Anfechtungen öfters Augenblicke der besten Art. —

Der Redakteur der Patriotischen Zeitung in Minden, der berüchtigte Lindenberg, der sich bisher wegen angeblicher Krankheit dem hiesigen Gericht entzogen, ist durch Polizeileute abgeholt und hier eingebracht worden. Auch ihn, wie schon den Techen, hat man von seinen Beziehungen zu höheren Personen geschickt abzuschneiden gewußt, so daß er nur als Einzelner vor Gericht stehen wird. Wie schneidet man diese Beziehungen ab? „Nun, man verständigt die Richter, daß sie, wo sie auf solche stoßen, daran vorübergehen.“ —

Der blinde König von Hannover Georg der Fünfte hat bei der Fahnenweihe seiner Garden eine Anrede an diese gehalten, welche das erbärmlichste Gewäsch ist, das je gehört worden; kläglich frömmelnd, armselig ein paar elende Stichworte stets wiederholend. —

In Spanien wird der Verkauf der Kirchengüter eingestellt. Die geschehenen Verkäufe sollen indeß gültig bleiben. Wer kann sich darauf verlassen? Spanien kommt nicht zur Ruhe. —

In Paris neue Verhaftungen, Komplotte gegen den — Louis Bonaparte, Gährung unter den Arbeitern, Unruhe in der höheren Schichte. — Die Scheußlichkeiten von Cayenne kommen mehr und mehr an den Tag, und immer scheußlicher. Der — selber ist darüber betroffen, und will keine Verbannten mehr dorthin schicken. —

Begnadigungen in Rußland. —

Man hat hier das Possenspiel aufgeführt, das ganz gehässige und unschickliche, den Großherzog von Baden durch eine Abordnung Namens derjenigen preußischen Truppen, die

in Baden längere Zeit geſtanden, begrüßen zu laſſen. Der General von Webern hielt bei dieſer Gelegenheit an den Großherzog eine Anrede, die ein ganz erbärmliches Machwerk, eine ſchäbige Großſprecherei iſt. —

Freitag, den 26. September 1856.

Geſchrieben, in meinen Papieren gearbeitet. — Die Volkszeitung führt gegen Frankreich und ſeinen Staatsretter eine kühne Sprache, bei Gelegenheit der franzöſiſch-engliſchen Drohungen gegen Neapel; ſie ſagt, den Italiänern verſchlage es nichts, ob ſie von ihrem rechtmäßigen König oder von dem franzöſiſchen Staatsſtreicher gemaßregelt würden. Mittelbar treffen die Bemerkungen auch unſre Zuſtände, doch würde die Regierung ſich ſelber in's Geſicht ſchlagen, wenn ſie es auf ſich bezöge. Auch die Nationalzeiung iſt gut über dieſen Gegenſtand. —

Von Bettina von Arnim zwei Pakete durch Hrn. Achmet, meiſt gedruckte Sachen, die ich ſchon vor drei Jahren durchgeſehen. —

Der vierzehnte Band des Geſchichtswerkes von Thiers iſt erſchienen; ich empfinde etwas Fröſteln, daran zu gehen! Der Feldzug gegen Rußland vom Jahre 1812 iſt darin behandelt, und mir grauſt vor der kühlen, berechneten, mit Uebertreibungen und Verſchweigungen aller Art verbundenen Darſtellung dieſes Autors. Ich muß aber doch den ſauren Weg antreten, um zu prüfen und zu vergleichen; die Schriften von Ségur und Chambray ſind mir noch nicht fern, die von Beitzke, Wolzogen und Bernhard ganz nah, ſo wie Pfuel's ſchriftliche und mündliche Erinnerungen. Daß Raſtoptſchin der Urheber des Brandes von Moskau geweſen, wird mit Recht beſtimmt angenommen. Die Schlußbemerkung aber, daß der Feldzug

gegen Rußland an ſich ein Fehler geweſen, ein Fehler, aus dem alle andern ſich ableiteten, kann ich nicht gelten laſſen; der Feldzug war ſehr gut auszuführen, und die Urſache des Scheiterns lag hauptſächlich in Napoleon's Unredlichkeit und Willkürherrſchaft, hätte er den Polen Wort gehalten, ihre Volksthümlichkeit und Freiheit ernſtlich beachtet, ſo wäre der ganze Krieg ein andrer geworden, der Aufſtand aller ehmals polniſchen Länder hätte ihm einen ſtarken Halt in der Nähe gegeben ꝛc. Warum gedenkt Thiers dieſes Fehlers nicht? der ein politiſcher eben ſo ſehr als ein moraliſcher war? —

Der Oberpoſtdirektor Albinus in Hirſchberg machte gegen den ſeines Amtes entſetzten Lehrer Wander die Anklage, daß er ſich fortwährend des Titels „Lehrer" unbefugt bediene. Das Gericht hat ihn aber freigeſprochen, weil Lehrer kein Titel, ſondern eine Eigenſchaft ſei. Der elende Ankläger beſtand mit Schanden. —

Der Landrath von Grävenitz iſt wegen Beleidigung Wander's in Strafe genommen worden. Ein ſeltenes Beiſpiel! Doch iſt gleichzeitig Wander wegen Beleidigung des Grävenitz verurtheilt. —

Für den General Leopold von Gerlach ſtellen ſich die Verhältniſſe ſchlimmer und ſchlimmer. Die Gunſt und das Vertrauen des Königs muß er hart büßen. Man hat beim Grafen von Pourtalès in Neuenburg ſehr üble Briefe Gerlach's gefunden, die ein hieſiges Einvernehmen und Anreizen zum verunglückten royaliſtiſchen Putſch klar beweiſen, und alſo die Angaben des preußiſchen Geſandten von Sydow, daß der König der Sache gänzlich fremd geweſen, gradezu Lügen ſtrafen; denn daß Gerlach auf eigne Hand jene Briefe geſchrieben, kann niemand glauben, und aus den Briefen ſelbſt geht das Gegentheil hervor. —

Sonnabend, den 27. September 1856.

Mittags kam Bettina von Arnim, sie wollte wir sollten den Abend zu ihr kommen, weil Geh. Rath von Ringseis mit seinen Töchtern dort sein würde, aber wir waren versagt. Während wir noch zu Tische saßen, wurde mir ein Paket aus Leipzig übergeben, es waren darin die Blätter von Brockhaus, welche Aufsätze von Arnim enthalten, die ich begehrt hatte; Bettina war ganz durchdrungen von Anerkennung meines Eifers und dieses Erfolgs, sie hielt es für die größte That, und sagte in ihrer Weise beschämt und scheltend: „Das thut mir ja schrecklich leid, daß ich Sie so verehren muß!“ Sie las mir auch ein Jugendgedicht Goethe's vor, das ich noch nicht kannte. —

Nachmittags kam Herr Dr. Ring, und brachte mir seinen historischen Roman „John Milton“, den er mir zugeeignet hat. Munter und guter Dinge, erfüllt von litterarischen Absichten und Entwürfen. —

Abends kam Herr Prof. Stahr. Mit Begeisterung erzählte er von seinem Aufenthalt in der Schweiz, von der Freiheit, dem Volksthum daselbst, lebhaft schilderte er das Kadettenfest, dem er beigewohnt, und das in allen Beziehungen herrlich, großartig, bedeutend gewesen sein muß. Er hat auch eine Vorlesung von Vischer besucht, in welcher dieser grade von mir und von Rahel in feiner, sinniger Weise sprach. Mannigfache Lebensschilderungen aus Zürich. Ich erfahre von ihm, daß die Gräfin Plater, deren Gatte einen schönen Landbesitz am Züricher See hat, niemand anders ist als die ehemalige Schauspielerin Karoline Bauer, die ich 1834 in Wien und Berlin gekannt habe. —

Merkwürdiges Verbot der Augsb. Allg. Ztg. in Preußen durch den Minister Herrn von Westphalen; das macht großes Aufsehen! Grade diese Zeitung empfing von hier Regierungsartikel. —

Sonntag, den 28. September 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Durch das Universitätswäldchen nach der Georgenstraße, in der Dorotheenstraße den Logengarten von Royal York besucht, dann die Dorotheenstädtische Kirche. Das Grabdenkmal des Grafen von der Mark besichtigt, ein großes, gegen allen Widerspruch sehr in Ehren zu haltendes Werk von Gottfried Schadow, schöner Jüngling, ernste Parzen, gute Basreliefs, — alles heidnisch, woran kein Mensch Anstoß nahm! Außen an der Kirche nächst dem Eingang ein Grabdenkmal von Frau Therbusch, der Mahlerin, mit überschwänglichem Lobe ihrer Kunst, ihr Profil in Erz, etwas zu hoch angebracht. Grabstein Willdenow's, seine Frau war die letzte hier beigesetzte Leiche, sie starb vor mehreren Jahren. Grabstein der Gräfin von Kalckreuth, der Mutter unsrer Gräfin von Schlabrendorf, und Schwester des Pariser Schlabrendorf. Ich habe sie noch gut gekannt. In der Kirche noch Grabdenkmäler des holländischen Gesandten Varelst und des Staatskanzlers Fürsten von Hardenberg, der aber in Neu-Hardenberg begraben ist. Auf dem Kirchhofe sucht' ich das Grab des Grafen von Rivarol, es war aber nicht zu finden. Der Eingang zum Kirchhof war offen geblieben, eine alte Dame schlüpfte mit raschen Schritten herein und verlor sich zwischen den Gräbern. Nach einer Weile kehrte sie mit eben so raschen Schritten zurück, ich dachte sie könne von den französischen Refugié's sein und hier besser Bescheid wissen als der Kirchendiener, hielt sie an und fragte bescheiden, ob sie vielleicht von dem Grab eines französischen Emigranten hier wisse, des Grafen Rivarol, eines berühmten ... ich wollte ihn ihr näher bezeichnen, aber sie unterbrach mich: „Rivarol? den hab' ich sehr gut gekannt; aber ist der hier begraben?" — Ganz gewiß. Doch können Sie ihn gekannt haben? er starb schon zu Anfang des Jahrhundert? — „Ungefähr 1800 oder 1801 (letzteres ist richtig), sehr gut hab' ich ihn gekannt." — Ich

fragte nun verwundert und erfreut nach ihrem Namen. Sie zauderte etwas, dann ſagte ſie raſch: „Baronin von Bergh, geborne Gräfin Neale," dann, ohne wiſſen zu wollen wer ich ſei, wandte ſie ſich und ging eiligſt fort, offenbar wollte ſie nicht weiter Rede ſtehen, wahrſcheinlich wußte ſie auch, wer ich bin. Das Ganze war ein angenehmes Abentheuer, das nur zu früh abbrach. Die Alte hatte das Grab ihres Vaters beſucht, das ganz in der Nähe war, ein Blumenkranz lag darauf. Auch dieſen hab' ich gut gekannt, er war ein kleiner lächerlicher Mann und großer Hofbeamter. Die Baronin von Bergh iſt die Mutter des Majors von Bergh, geweſenen Adjutanten des Prinzen von Preußen. —

Nachmittags in Ring's Milton geleſen; der Anfang iſt ſehr ſchön und anziehend, weiterhin wird das erörternde Geſpräch etwas zu breit, das Ganze ſcheint ſorgfältig nach den geſchichtlichen Angaben gearbeitet, und iſt durchaus in höherer Tonart gehalten. —

Montag, den 29. September 1856.

Unruhig geſchlafen. Ich lag gegen 9 Uhr noch im Bette und las in Ring's Roman, als unvermuthet in dieſer ganz ungewöhnlichen Stunde Frau Bettina von Arnim bei mir eintrat, ſich vor mein Bett ſetzte, und Karolinen ſagte, ſie ſolle ihr ein Frühſtück machen, Thee oder Kaffee. Sie lud uns zum Abend ein, Ringseis würde ſchon um 7 Uhr kommen. Sie war von beſter Laune. Als der Kaffee kam, fand ſie ihn vortrefflich, forderte zur erſten Semmel eine zweite, und zum Mitnehmen eine dritte. Scherz, Luſtigkeit, Erzählungen. Ich erzählte auch einiges, von unſren geſtrigen Begegniſſen, vom Hofe Ludwig's des Vierzehnten. — Sie fragte nach Ludmilla, die dann hereinkam. Nach einer guten Stunde ging Bettina

vergnügt ab. Sie hat sich in der That bestens erholt, und lebt wieder ganz in ihrer alten Thätigkeit und Munterkeit. —

Gegen 7 Uhr mit Ludmilla nach den Zelten zu Arnim's gegangen, wir trafen gleichzeitig mit der Familie Ringseis — Vater, Mutter und drei Töchter — dort ein. Joachim, Herman Grimm, Graf von Flemming, Hr. Bargiel, Hr. Wendt, der ehemalige Staatsminister Heinrich von Arnim. Bettina und die Töchter sehr vergnügt, und freundlichst thätig. Mit Ringseis leichte Bekanntschaft und heitrer Verkehr; seinen starken Glauben an Uebernatürliches bestritt zu meiner Verwunderung Heinrich von Arnim, als wär' er stets ein Aufklärer, niemals ein Gläubiger gewesen! So sprach er auch mit mir höchst freisinnig und scharf über politische Dinge, den Prinzen Adalbert wollte er vor ein Kriegsgericht gestellt sehen, sprach verächtlich von Stahl, Keller, Gerlach ꝛc. Er ging früh fort. — Gute Gespräche mit Ringseis, seinen artigen Töchtern — Marie, Emilie, Bettina, die mittlere ist die Dichterin, Verfasserin des religiösen Trauerspiels Veronika, das in München vor dem Könige Ludwig von Liebhabern aufgeführt worden. — Joachim, Graf von Flemming und Wendt spielten ein herrliches Trio von Beethoven „die Serenade", meisterhaft, entzückend. — Frl. Armgart zeigte nachher ihre schönen sinnreichen Albumsblätter. — Wir brachten um 11 Uhr den alten Ringseis nach Hause. Die Andern gingen zu Fuß. — Zu Hause noch lange Unterhaltung. —

Dienstag, den 30. September 1856.

Die ganze Nacht geträumt von der gestrigen Gesellschaft. — Der alte Ringseis hat mir im Ganzen recht gut gefallen, und noch mehr seine Frau und Töchter, sie haben feine Bildung, Verstand, sichres freies Benehmen. Ringseis erzählte aus-

führlich — langsam und gewichtig — was Ammianus Marcellinus vom Tischrücken berichtet, Gisela schrie auf, dafür sei sie ganz begeistert, war aber sehr verdutzt, als Ringseis die Sache für durchaus unerlaubt und verwerflich erklärte, auch dabei viel Täuschung und ganz groben Betrug annahm. — Einmal sagte er zu Bettinen, sie müsse wieder nach München kommen, sie versetzte darauf, ach nein, sie wolle nicht reisen, sie bleibe da wo Varnhagen sei! Sie liebt mich in diesen Tagen überhaupt gar sehr, und ich bekomme nur Gutes zu hören, — so lang' es dauert, denn Sicherheit ist dabei nicht! — Alles in allem war doch der gestrige Abend einer der besten und reichsten, die hier in Berlin uns dargeboten werden können.

Die Familie Ringseis geht heute nach Potsdam, morgen reisen sie nach München zurück. Hr. Joachim reist heute nach Hannover ab. —

Der Prozeß gegen Lindenberg ist nach der ersten Sitzung, die geheim war, wieder ausgesetzt, weil der General Leopold von Gerlach als Zeuge vernommen werden soll, der sich mit Krankheit entschuldigt hat. Lindenberg, ein schon oft bestrafter Taugenichts, ist dennoch gegen eine Bürgschaft von 100 Thalern — Behse mußte 2000 stellen — auf freien Fuß gesetzt! — Gerlach soll sich ganz aus dem Staatsdienste zurückziehen wollen; die Geschichte bricht ihm den Hals! —

Der „Publizist" bekämpft mit guten Waffen die Wiedereinführung der strengen Einzelhaft. — Gestern sprach Heinrich von Arnim noch mit scharfer Heftigkeit gegen die kirchlichen Eiferer, den Oberkirchenrath, die Generalsynoden, es käme dabei nichts heraus als neue Spaltung, Beunruhigung, Verwirrung. Früher aber half er bei solchen Werken! —

Mittags kam Frau Bettina von Arnim, sie aß Suppe mit uns, und war wieder in bester Laune, sehr erfreut, daß uns ihr Abend so gut gefallen, — doch seufzt sie, und flüstert

mir zu, daß ſie ſchwer zu tragen habe, daß viel auf ihr liege. — Ich las in dieſen Tagen viele Zeugniſſe von Bettinens vielfacher, eifriger und ſegenvoller Wirkſamkeit für die Armen, was ſie alles erſtrebt und vollbracht iſt zum Erſtaunen, aus eignen Mitteln hat ſie viel geleiſtet, und fremde Mittel zu ſolchen Zwecken geleitet, ohne in die läſtige Unart des Anforderns und Zuſammenbettelns zu verfallen. Heute jedoch gab ſie mir wieder ein Beiſpiel der vorlauten, unbefugten Betriebſamkeit, zu der ſie gereizt iſt, wenn grade der rechte Gegenſtand ihrem Eifer fehlt. Sie zeigte mir einen Brief, den ſie anonym an den Muſiker S. abſchicken will, um dieſen zu warnen, nicht, wie ſein Arzt es will, nach Karlsbad zu gehen, nicht ferner Opium zu nehmen, ſondern zu dem Dr. Lutze in Köthen ſeine Zuflucht zu nehmen! Sie läßt ſich von dergleichen durchaus nicht abhalten, und meint es gewiß gut, vergißt aber, daß ſie ſich unverantwortlich in Dinge miſcht, die ſie nicht verſteht. —

Abends mit Ludmilla geſprochen und geleſen. In Ring's Milton fortgefahren; es iſt ein ernſtes, edles Werk, auf gute Studien gegründet, und den Vorzügen Tieck's näher, als irgend ein andres Buch dieſer Art. —

Die Neue Preußiſche Zeitung berichtet ausführlich über die Verhandlung gegen den Schuft Lindenberg, läßt aber ſeine früheren Verurtheilungen — wegen Erpreſſung, mit Verluſt der Nationalkokarde, wegen Beleidigung ꝛc. — ganz unerwähnt. Recht bezeichnend für das Schandblatt! —

Mittwoch, den 1. Oktober 1856.

Mit Ludmilla in's Theater, Tempeltey's Klytämneſtra, im Schauſpielhauſe. Gute Plätze auf dem Balkon links, uns gegenüber Bettina von Arnim, Fräulein Giſela und Herman Grimm.

In der Königlichen Loge Fräulein v. Kalb und — zum Erſtaunen — Pitt-Arnim, ein abgeſchiedner Geiſt in Hofuniform! Nach und nach kam unſre Geſellſchaft. In unſrer Nähe Prof. Eduard Magnus. Das Haus füllte ſich ganz. Geſpielt wurde im Ganzen gut, von Fräulein Heuſſer vortrefflich, auch von Berndal, Carlowa, leidlich von Deſſoir und Fräulein Fuhr. Es wurde zu viel geheult. Das Stück hat Längen und Schwächen, war aber von kräftiger Wirkung, der Verfaſſer wurde dreimal hervorgerufen, auch die Hauptſpielenden mehrmals. Der Erfolg iſt unbeſtreitbar. Zum erſtenmal ſah ich eine Vorſtellung, der keine Muſik voranging und auch in den Zwiſchenakten fehlte, was mir ſehr mißfällt, die Abſchaffung iſt eine Barbarei und ſchlechte Sparſamkeit, da man doch in andren Sachen übermäßig verſchwendet und prunkendes Außenweſen treibt. — Ich hielt bei großer Hitze vortrefflich aus. —

Der König hat mit Louis Bonaparte eine perſönliche Zuſammenkunft gewünſcht, dieſer aber ſie abgeſchlagen! Man beklagt hier ſehr die Demüthigung, die ſchon in dem Geſuche lag, und noch mehr die, welche durch die Ablehnung auf den König fällt. —

Donnerstag, den 2. Oktober 1856.

Die „Nationalzeitung" bringt einen trefflichen, kühnen und geſchickten Artikel, worin ſie nachweiſt, daß die Neuchateller keine Preußen ſind noch ſein wollen, und daß Neuchatel nicht zum preußiſchen Staate gehört; der Regierung kann dieſe Beweisführung in gewiſſem Sinne nicht unlieb ſein, es wird ihr ein ſchicklicher Ausweg aus ihrer Verlegenheit eröffnet; in Oeſterreich thut man abſichtlich, als ſei Preußen ſchmachvoll beleidigt und müſſe mit ganzer Macht Genugthuung fordern, die, wie man weiß, ihm nicht werden, wenigſtens von ihm nicht erzwungen werden kann. —

Frau Bettina von Arnim kam zu unſrem Mittageſſen; ſie lud uns auf den Abend ein, wir ſollen aber thun, als kämen wir von ſelbſt!

Gegen 8 Uhr mit Ludmilla zu Arnim's gefahren. Der Bediente, der uns melden ſollte, ſagte: „Sie werden wahrſcheinlich ſehr angenehm ſein.“ Wir fanden die Gräfin Luiſe von Keyſerlingk geb. Gräfin von Keyſerlingk, aus Kurland, nebſt zwei Töchtern, Herrn Grimm, Fräulein von Bülow, Herrn Bargiel und Herrn Grafen von Flemming. Die Gräfin erwies ſich als die Schweſter des Grafen von Keyſerlingk, den ich von der Großfürſtin Helene her ſchon kenne, das gab gleich einen guten Anfang des Verkehrs. Ein Zwiſchenbeſuch einer Frau von X. nebſt deren Tochter war Bettinen ſehr widrig. Sie ſelbſt hatte die beſte Laune, war lebhaft, erzählte, ſchien ſehr zufrieden, auch die Töchter bezeigten ſich überaus zuvorkommend. Herr Graf von Flemming begann politiſche Sachen zu beſprechen, er wollte von mir Auskunft und Urtheil über eine Schrift, die ich aber nicht kannte, Bettina litt unſre Abſondrung nicht. Zuletzt ſpielten Graf Flemming und Bargiel ſchöne Sachen von Sebaſtian Bach und von Beethoven. —

Freitag, den 3. Oktober 1856.

Zur Mittagszeit kam Frau Bettina von Arnim, wollte uns wegen der geſtrigen Abendgeſellſchaft bedauern, und war ſehr vergnügt unſre Verſicherung zu hören, daß wir ſie ganz angenehm gefunden. Sie ſprach von ihren Anſtalten zur Fortſetzung des Frühlingskranzes, aber mitunter ſo vermeſſen, daß ich den Kopf dazu ſchütteln mußte! ſie meint, ſie habe ſo viel Vorrath, daß drei Bände gleich erſcheinen können; wenn ein Bändchen zu Stande kommt, will ich froh ſein. Sie will mir noch immer Pakete ſchicken; wenn ſie erſt todt ſei, ſagt

ſie, werden ihre Papiere ganz verwahrloſt, zerſtört, verſchleudert, mißachtet werden. Darin mag ſie Recht haben. —

Meine Tage vergehen leider unter vielfachen Störungen und ſtets erneuten Zerſtreuungen; es iſt ſchwer, ja in manchem Betreff unmöglich, dieſen Zuſchnitt zu ändern. Indeß hab' ich doch meine ſtillen, ich möchte ſagen heimlichen Stunden, die mir zu geweihten werden, durch ernſte, innige Betrachtungen, in denen ich mit mir ſelbſt und mit den Abgeſchiedenen verkehre, die mir nahe und lieb geweſen. Die ſchmerzliche Traurigkeit reinigt ſich zu heitrer, dankbarer Erinnerung, zu geiſtiger Erhebung. Fromme Myſtiker ſchildern das Glück der wortloſen Andacht, des inneren Gebets; wenn das, was ſie meinen, dem ähnlich iſt, was ich erfahre, ſo kann ich ihnen beiſtimmen, daß ein ſolcher Zuſtand innerer Sammlung und Thätigkeit alle Freuden übertrifft, die man ſonſt als ſolche rechnet.

Sonnabend, den 4. Oktober 1856.

Der Vizedirektor der Ober-Rechenkammer Geh. Rath Seiffart iſt vom Disziplinargericht — unter Vorſitz von Uhden — wegen der bekannten Potsdamer Depeſchenſache zur Amtsentſetzung ohne Titel und Penſion verurtheilt worden. Man iſt nun begierig, wie der General Leopold von Gerlach bei der Sache fahren wird; einſtweilen hat er ſich dem Verhör durch Krankheitszeugniſſe entzogen. Er kann auch dem Zivilgericht Rede zu ſtehen verweigern, im ſchlimmſten Fall ſein ſchwaches Gedächtniß geltend machen ꝛc. So viel ſcheint ſicher, daß er ſeine Anſtellung beim Könige nicht behalten wird; man ſagt ſogar, Adolph von Williſen werde ihn erſetzen. —

Sonntag, den 5. Oktober 1856.

In Paris Verhaftungen, zu Hunderten. Vielfache Gerüchte von Verschwörungen, Mordanschlägen. Manche Leute versichern, Louis Bonaparte sei in Wahnsinn verfallen. —

Aus den Drohungen Frankreichs und Englands gegen Neapel wird nicht viel herauskommen. — Schlechte, verworrene politische Verhältnisse, wohin man nur blickt! — Feste Haltung der Schweiz, bisher unbeirrt. —

Montag, den 6. Oktober 1856.

Gegen Abend Besuch von Frau Bettina von Arnim. In ihren Einbildungen und Verkehrtheiten ging sie heute weiter als je vorher, und war durch nichts aufzuhalten; etwas, das gestern geschehen ist, soll die Ursache von etwas sein, das vor drei Wochen geschehen ist! Da hilft kein Einspruch, keine Widerlegung, es soll und muß so sein! Erzählungen von Clemens Brentano's zweiter Frau Auguste Busmann und ihrer Mutter, nachherigen Gräfin Flavigny. — Zuletzt war sie wieder ganz gut, vernünftig und liebenswürdig. Sie fuhr um halb 8 Uhr in einer Droschke nach Hause. —

In Grote gelesen, mit großer Befriedigung. Jedes frühere Geschlecht, und besonders die Griechen, hat schon alles durchgemacht, was den Menschen auferlegt und beschieden ist. Jedes folgende Geschlecht muß sehen, wie es sich durchhilft. —

Bei vielen sogenannten Gebildeten ist das ganze Dasein in dem höheren Geistesgebiete doch nur auf Anleihen gegründet, die sie wiederholt und rechtzeitig im Großen und Kleinen bei den wirklich Vermögenden machen und deren Betrag dann geschickt verausgaben. Das kann eine Zeitlang recht gut gehen, man bewirthet, giebt Feste, hält Pferde und

Wagen, hat Loge im Theater ꝛc. und alles das von erborgten Mitteln. Verſiegen aber einmal die Quellen, oder ſprechen die Darleiher das Geliehene als das Ihrige an, ſo bricht der Bankrott unvermeidlich aus, und die Fabel von den fremden Federn erſcheint als Wahrheit. —

Dienstag, den 7. Oktober 1856.

Herr Achmet brachte mir Pakete Arnim'ſcher Sachen, ich fand ein Blatt von Rahel an Bettinen, das ich küßte, und drei Briefe von mir an Achim von Arnim, unter denen einer, von dem ich gar nichts mehr wußte, ſo wenig wie davon, daß er mich zur Theilnahme an der Zeitung für Einſiedler aufgefordert hatte. —

Donnerstag, den 9. Oktober 1856.

Brief an Herrn Prof. Carriere nach München, im Auftrage Bettinens von Arnim, ſie mache nun, ſeinem Willen und Rath gemäß, den zweiten Band des Frühlingskranzes fertig, nun ſolle er ihr auch den verſprochenen Operntext für Herrn Rubinſtein ſchicken. Wie beides zuſammenhängt und eines das andre bedingt, weiß ich freilich nicht! —

Die Gerichtszeitung iſt mit Beſchlag belegt worden wegen unbefugter Mittheilung über noch nicht geſchloſſene Verhandlung; das Blatt erſchien mit Weglaſſungen, wurde aber deſſen ungeachtet wieder weggenommen. —

Vom Rhein wird eine Begnadigung gemeldet, die als eine größte Seltenheit ſehr auffällt. Der Chemiker Otto, in Köln wegen Kommunismus im Jahr 1852 verurtheilt, iſt vom Könige begnadigt worden. Man fragt im Stillen, wieſo das

geſchehen ſei, welche Bewandtniß es damit habe? denn nichts ſei ungewöhnlicher, dem Sinne des Königs entlegener ꝛc. — (Von 5 Jahren Haft $3^1/_2$ ſchon überſtanden.)

In Mainz hat das darmſtädtiſche Gericht den Prediger Johannes Czerski in Schneidemühl wegen ſeiner Schrift gegen den Biſchof Ketteler zu vier Monaten Gefängniß verurtheilt. Zum Glück iſt er nicht in den Klauen jenes Gerichts. —

In Weimar iſt der Advokat Müller in Apolda, wegen einer Zuſammenſtellung Goethe'ſcher Verſe, in der man eine Gotteslästerung ſehen will, zu zwei Monaten Gefängniß verurtheilt, der Legationsrath Panſe dagegen, der jene Blumenleſe in die weimariſche Zeitung aufgenommen hatte, freigeſprochen worden. —

Freitag, den 10. Oktober 1856.

In Bettinens Briefſchaften geleſen; ich lebe vergangene Zeiten gleichſam in neuen Gängen noch Einmal durch, ſehe ſie unter neuen Geſichtspunkten, mit neuen Aufſchlüſſen. —

Die Urwählerzeitung iſt wegen eines Leitartikels beſchlagen worden, mit deſſen Weglaſſung ſie nun doch erſchienen. Früher ſagte die Polizei gar nicht, welcher Artikel Grund der Beſchlagnahme ſei. —

Aus der Schweiz iſt hier ein Gedicht in vielen Abdrücken unter Kreuzband angelangt, das die Neuenburger Sache grauſam verſpotten und dabei dem Könige heillos mitſpielen ſoll; man ſagt, die Angriffe gegen ihn ſeien die blutigſten und ſchmerzlichſten, die man ſich denken könne, und vermuthet, daß Georg Herwegh der Verfaſſer ſei. Die Polizei ſtellt den Abdrücken eifrigſt nach. —

Der General Leopold von Gerlach hat nun keine Ausſicht mehr auf den Poſten des Generals von Reyher; nach den

vervielfältigten Bloßstellungen bleibt ihm nichts übrig, als einfach den Abschied zu nehmen. Er hat sein Entlassungsgesuch schon eingereicht. Der König fühlt schmerzlich die Nothwendigkeit, ihn opfern zu müssen, und soll noch Mittel suchen, ihn irgendwie zu begünstigen. —

Die Neuenburger Angelegenheit soll in den Pariser Konferenzen verhandelt werden, das heißt, Louis Bonaparte wird Schiedsrichter in der Sache des Königs von Preußen! Und das sucht man, das erbittet man! Die Leute sehen nicht, hören nicht! —

Neue sehr gemessene Polizeivorschriften, nach denen die Polizei nur in den seltensten Fällen und nur mit größter Vorsicht und Klugheit Militairpersonen verhaften darf, Offiziere aber so gut wie gar nicht; wenn ein Offizier den höflichen und bescheidenen Mahnungen eines Polizeibeamten nicht folgt, so darf dieser nichts thun, als daß er Anzeige davon macht. Dieser Schlag auf die Ohren der Polizei thut ihr sehr wehe und bricht den Uebermuth, denn dieser ist auch gegen die andern Klassen nicht mehr der alte, sobald er an Einer Klasse so sehr seine Schranke findet. —

Sonnabend, den 11. Oktober 1856.

Wir waren beim Essen, da kam Bettina, klagte sehr sie sei ernstlich krank. Sie brachte einige Papiere und nahm andre wieder mit; der gedruckte Roman von Arnim „Hollin's Liebeleben" (Göttingen 1802) mit einigen handschriftlichen Nachträgen ist nicht zu brauchen, weil Arnim schon die Hauptsachen daraus in den Roman „Dolores" aufgenommen hat.

Der Prediger Uhlich in Magdeburg, angeklagt in seinem Sonntagsblatte das Christenthum verspottet zu haben — was seiner Denkungsart nach nur eine falsche Beschuldigung

ſein kann — iſt zu vierwöchentlichem Gefängniß verurtheilt worden. —

Die Kreuzzeitung verkündigt triumphirend, daß der General von Gerlach bei ſeinem Dienſtjubiläum den Abſchied verlangt, aber der König dieſen entſchieden verweigert habe; jedoch ſind ſeitdem die Umſtände für Gerlach bedeutend ſchlimmer geworden. —

Der Brüſſeler Nord haut noch immer tüchtig auf die Kreuzzeitung los, die unter den Hieben ganz erbärmlich ſeufzt! —

Die — ganz unnöthigen — Veränderungen im Zellengefängniß zu Moabit werden zu mehr als 60,000 Thaler veranſchlagt. Man wirft mit dem Geld, als hätte man's im Ueberfluß, und mittlerweile muß man eifrig an neue Steuern und Aushülfen denken. Der Staatshaushalt wird mit jedem Jahre koſtbarer, das Leben theurer und ſchwieriger. Im tiefſten Frieden ſind die Finanzen geſpannt, wie ſie es bei drohendem Kriege ſein dürften. Kommt einmal ein ernſter Krieg, da wird man ſehen, was alles zuſammenbricht!

Cayenne wird fortdauernd in engliſchen Blättern beſprochen, auch in unſrer Volkszeitung recht tapfer. Der — Louis Bonaparte will den König von Neapel Menſchlichkeit lehren! Die Engländer ſagen, er hätte lieber die Guillotine gebrauchen ſollen, als Cayenne. Den Engländern giebt Dr. Bucher in der Nationalzeitung ihr gebührendes Theil. —

Sonntag, den 12. Oktober 1856.

Nachmittags Beſuch vom Fürſten von Pückler. Er ſieht gut aus, und bewegt ſich rüſtig und raſch. Einladung nach Branitz, wo er einen neuen Park geſchaffen, Hügel aufgeſchüttet, Seen gegraben hat. Auch eine Erdpyramide hat

er dort errichtet, von 50 Fuß Höhe, und sehr breiter Seitenbasis, — wenn man will, möge man ihn dort begraben, sagt er. —

In Briefschaften gelesen, in Grote. — Wenn ich die Griechen lese, ihre Kunstwerke betrachte, fühl' ich mich stets erquickt, erhoben, das Gemüth wie gereinigt, den Geist erhellt! Es ist denn doch leider nicht möglich, sich der einen Richtung ganz hinzugeben, sonst thät ich weiter nichts, als immerfort Homer und Herodot, Thukydides, Platon, Pindar und Sophokles lesen. —

Die Kreuzzeitungspartei schreit jetzt nach Preßfreiheit, und schreit gegen neue Steuern, weil diese nothwendig nun auch auf sie mitfallen. Sie will alles für sich allein, nicht für die Andern mit! —

Ein Herr von Pochhammer treibt als Irvingianer in Magdeburg ungestraft und ungehindert sein Unwesen, predigt, theilt das Abendmahl aus, hält Versammlungen, — die Behörden schweigen; regt sich etwas von freier Gemeinde, gleich sind sie flink bei der Hand, hemmen, verfolgen, bestrafen! —

Montag, den 13. Oktober 1856.

Nachmittags kamen zugleich Frau Bettina von Arnim und Frau Elise von Hohenhausen, die erstere wünschte der letztern auszuweichen, konnte es aber nicht, und benahm sich dann herb und unangenehm gegen sie, indem sie ihr zugleich eine nicht freundliche Bestellung an Fräulein Funk in Frankfurt an der Oder auflud; den Besuch der Frau von Hohenhausen lehnte sie dergestalt ab, daß diese gleich auf ihn verzichtete. — Herr Achmet brachte mir neue Päcke, und nahm Abschied, er geht morgen zu seiner Bestimmung nach Leipzig ab. Die Päcke sind diesmal nur Gedrucktes. —

„Mittheilungen aus dem Leben der Herzoge zu Sachsen-Meiningen und deren Beziehungen zu Männern der Wissenschaft. Von Ludwig Bechstein. Halle, 1856.“ In Betreff Goethe's und Schiller's mancherlei Bemerkenswerthes. —

Preußen bringt die Neuenburger Sache an den Deutschen Bundestag. Ich bin begierig zu sehen, was die äußerste Sophisterei oder Dummheit wohl ausklügeln wird, um auch nur den Schein eines Rechtsgrundes zu schaffen, vermöge dessen der Deutsche Bund sich mit jener Sache zu beschäftigen haben soll! „Der Bund soll seinem Mitgliede, dem Könige von Preußen, zu seinem Recht verhelfen, ihm Neuenburg mit Kriegsgewalt wieder verschaffen.“ Aber der König ist nicht einmal für Ost- und Westpreußen, nicht für Posen, Mitglied des Bundes, noch weniger als Fürst von Neuenburg! —

Der Schauspieler Hofrath Schneider, Vorleser des Königs, kam im Sommer von einer Reise zurück, auf der er auch besonders Neuchatel besucht hatte, — man glaubt sogar, in geheimen Aufträgen! Nun ja, wie die Werke so die Werkzeuge, und umgekehrt! Bei seiner Rückkehr versicherte er, ganz Neuchatel ohne Ausnahme sei royalistisch, man brauche nur die Hand auszustrecken, und es sei wieder preußisch, die republikanische Parthei sei eine fremde, eingedrungene, ein Hauch nur sei nöthig, um sie wegzublasen. Solchen blinden Schmeichlern glaubt man dann allzugern, und das Unheil bleibt nicht aus. —

Dienstag, den 14. Oktober 1856.

Brief aus München von Herrn Prof. Carriere, der keinen Operntext geschrieben hat, und wenn er etwa noch einen solchen schreibt, ihn, wie Bettina sehr wohl wisse, dem Musiker Hauser geben muß, dem Freunde Joachim's, der ihn darum

gebeten hat; Bettinens liebenswürdig despotiſche Art wolle das gern umſtellen, aber es ſei eine moraliſche Unmöglichkeit für ihn, ihr hierin zu willfahren. —

Der Generaladjutant Leopold von Gerlach hat ſich ſchon wieder an der Seite des Königs gezeigt! Der Prozeß gegen den Schuft Lindenberg iſt geſtern in Potsdam nicht verhandelt, ſondern über acht Tage ausgeſetzt worden. Gerlach will ſich als Zeuge nur vom Militairgericht verhören laſſen. Das giebt ſchon Zeitgewinn! —

Der König ſoll ganz außer ſich ſein über das Fehlſchlagen des Neuenburger Putſches, und beſonders über ſeine Machtloſigkeit, für ſeine dortigen, in's Pech gerathenen Anhänger etwas zu thun; die fremden Mächte hiefür anrufen zu müſſen, ſoll ihm die größte Pein verurſachen, und ob durch dieſes Mittel der Zweck erreicht wird, iſt ſogar noch zweifelhaft. In Schweizer Blättern las man ſchon die Frage, mit welchem Rechte der König erwarten könne, daß die Schweiz die offenbaren Rebellen begnadige, da er die Freiſinnigen ſeines Landes, die ſein Beiſpiel recht eigentlich verführt habe, in Zuchthäuſern und auf Feſtungen ſchmachten laſſe? —

Zum Geburtstage des Königs morgen iſt wieder die Aufführung der Oper La clemenza di Tito angeſetzt. Die Leute fragen, ob Herr von Hülſen damit eine Schmeichelei oder eine Aufforderung beabſichtige? Uebrigens hat der König Kirchenfeier, Kanonendonner ꝛc. anbefohlen, was den ſonſt wohl ſchauluſtigen und prunkliebenden Berlinern noch immer wenig gefallen will, da der vorige König ſeinen Geburtstag zu feiern ganz allein dem Volk überließ, und für ſich Einfachheit und Stille liebte. —

Das Hinaufſchrauben unſres Staatshaushaltes zu immer wachſender Höhe, die blinde Verſchwendung und die Zunahme der Steuerlaſt iſt eine wahre Schwächung des Staates; er verzehrt ſeine Macht im tiefſten Frieden unnützerweiſe, und

wird schwach erscheinen, wenn er seine Macht am nothwendigsten zeigen und brauchen soll. Gesetzt, Preußen müßte einen schweren Krieg führen, woher sollen da die Hülfsquellen kommen? Welche Erhöhung der Steuern wird da möglich sein? welche Anleihen wird man machen können? — Die unnöthigsten Ausgaben werden gemacht, als ob sie die nothwendigsten wären, müßige Gedankenlosigkeit ist erfinderisch in kostbaren Vorschlägen. Für die schreienden Bedürfnisse des armen Volkes hat man kein Ohr, denen abzuhelfen wird nicht gedacht, da ist gleich alles menschenfreundlicher Wahn, unpraktisch, unmöglich. Die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ist einer der heillosen Einfälle, denen in Preußen nicht leicht ein Widerspruch entgegengesetzt wird. —

Mittwoch, den 15. Oktober 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. Die Kaufleute schmücken ihre Laden und den Bürgersteig mit Laubgewinden und Fahnen, das Beispiel erregt Wetteifer, doch ist daraus nicht im geringsten auf Gesinnung zu schließen, nur das Geschäft wird dabei bedacht. —

Zu gleicher Zeit empfang' ich zwei Bücher, die mir sehr willkommene Erscheinungen sind: „Voltaire und Rousseau. Von Jürgen Bona Meyer, Berlin, 1856." und „Geschichte der französischen Nationallitteratur. Von Eduard Arnd. Berlin, 1856. Erster Band." In beiden wird die französische Litteratur endlich einmal wieder mit Kenntniß und Gerechtigkeit behandelt, und in der erstern Schrift namentlich Voltaire als Menschenfreund und Wahrheitsfreund anerkannt. Mir sehr unerwartet, und sehr erfreulich! Die unwissende Anmaßlichkeit im Verurtheilen und Verwerfen dieser auch uns heilsam gewordenen und grade jetzt wieder sehr be-

achtungwerthen französischen Größen hat mich lange genug geärgert. —

Abends mit Ludmilla etwas früher als gewöhnlich weggegangen, um die Straßenbeleuchtung zu sehen, die freilich nur theilweise nnter den Linden und in der Behrenstraße, bei Gerson's Kaufladen und einigen andern Handlungen und Gasthöfen stattfindet, bei einigen sehr prächtig und geschmackvoll. Die Leute sehen diese Beleuchtung wie empfehlende Anzeigen ihres Geschäfts an; bekannte Demokraten zünden Lichter an, bekannte Royalisten unterlassen es. —

Große Beförderung im Kriegsheer; unter andern ist General Adolph von Willisen Generallieutenant geworden, und zugleich Generaladjutant des Königs; er war bisher General à la suite. —

Für die englische Prinzessin, die der Sohn des Prinzen von Preußen heirathen wird, sollen die Hofdamen bereits so gut wie bestimmt sein, Fräulein von Luck und vielleicht Fräulein von Griesheim; der König stellt die Wahl ganz der Prinzessin von Preußen anheim. Jedenfalls will man ganz junge Hofdamen, 25 Jahre wären schon zu viel! Uebergroßer Zudrang zu solchen Stellen. —

Der König hat den Güterbesitz des Grafen von Arnim-Boytzenburg zur „Grafschaft Boytzenburg" erhoben. Dergleichen Alterthümlichkeiten sind eine große Liebhaberei des Königs. —

Reumont hat in einem Aufsatz über die Familie Bonaparte nachgewiesen, daß sie ihren Ursprung bis in das neunte Jahrhundert zurückleitet. Der König spricht davon mit Wohlgefallen und legt großes Gewicht darauf, obschon die Geschichtskritik dergleichen Nachweisungen verwirft. Daß der jetzige Machthaber in Frankreich ein ächter Bonaparte sei, hat Reumont nicht nachgewiesen. Dafür hat ihm jener auch den Orden der Ehrenlegion gegeben. —

Donnerstag, den 16. Oktober 1856.

Ausgegangen mit Ludmilla. In der Rotunde des alten Museums das neue Bild von Biefve gesehen, der Kriegsrath Farnese's vor Antwerpen; ein prächtiges, ansprechendes Bild. Erzbildsäule des Königs Friedrich Wilhelms des Dritten in der Tracht eines römischen Imperators; herrlich gearbeitet, aber lächerlich und ärgerlich; der König, wachte er auf, würde wüthen über die Maskerade, würde das Erz einschmelzen lassen. Herrn Dr. Parthei gesprochen, er sagt mir, daß Kaulbach als sechstes Wandgemählde im Treppenhause des Neuen Museums den Columbus und den Dr. Luther mahlen wolle, der König aber dies weigre, wenigstens den letztern nicht gestatte. Und doch begünstigt er das aus der Union ausscheidende starre Lutherthum! Oder ist hier die Vorliebe für das Katholische maßgebend? Die Leute machen dazu bedenkliche Gesichter. —

Frau Bettina von Arnim kam um 2 Uhr und setzte sich mit uns zu Tisch. Sie klagte sehr, sie habe ein leises Nervenfieber gehabt, durch stündliches Einnehmen von Aconit (homöopathisch) sei aber ihr Puls von 84 Schlägen auf 64 herabgebracht. Sie war gestern in der Oper und von ihr entzückt. Ich theilte ihr den Brief Carriere's mit; sie schalt lachend auf ihn. Sie fragte nach Pückler, ich sagte ihr, er sei zum Kaffee gekommen und sehr liebenswürdig gewesen, das verdroß sie, aber schon weniger, als sie hörte, daß Frau von Hohenhausen nicht dabei gewesen; dann fuhr sie auf: „Und weiß denn der Flotz gar nicht, daß ich noch in der Welt bin? Warum läßt er sich nicht sehen? Doch mir ist nichts an ihm gelegen, ich hab' ihn verbannt. Sagen Sie ihm doch, ich hätte nach ihm gefragt.“ Nun kommt aber eine Geschichte, die in ihrer Art einzig ist! Vor längerer Zeit hatte mir Bettina einen Brief an sie von Sismondi geschenkt, aber eine Abschrift davon verlangt, die von Ludmilla hereitwilligst angefertigt und Bettinen eingehändigt wurde. Heute bringt mir

Bettina triumphirend ein Blatt, ich ſoll es leſen, aber noch nicht ſehen, von wem es iſt. Beim erſten Blick erkenn' ich Ludmilla's Hand, und rufe dies wiederholt aus. Bettina verweiſt mir das, und ſagt, ich ſolle nur leſen, laut leſen, ich thue es, und ſage nochmals, aber wie kommt Ludmilla's Schrift in Ihre Hand? Beim Leſen erkenn' ich alsbald, daß es die Abſchrift jenes Briefes iſt; als ich ihn zu Ende geleſen, ſagt mir Bettina von dem ſchmeichleriſchen Inhalt ſehr befriedigt: „Nun, behalten Sie nur den Brief, es wird Ihnen doch lieb ſein, die Handſchrift eines ſo berühmten Mannes wie Sismondi in Ihrer Sammlung zu haben!" Bis dahin wäre noch alles leicht erklärlich, ſie kann die Abſchrift für Sismondi's Autograph gehalten, alles Frühere vergeſſen, und meine Ausrufe wegen Ludmilla's Handſchrift für irrig gehalten haben; aber oben am Rande der Abſchrift ſtand Copie geſchrieben, dies eine Wort iſt vorſichtig abgeriſſen, nur der Strich darunter noch ſtehen geblieben. Wer hat das abgeriſſen? Wenn Bettina, ſo war ſie alſo nicht getäuſcht, wollte aber mich täuſchen, und nur das Eine, daß die Abſchrift von Ludmilla ſei, war ihr ganz entfallen, ganz undenkbar. Ich begehrte von ihr keinen Aufſchluß, ich befürchtete ihre zu große Beſchämung, ihre zu heftige Verwirrung. —

Freitag, den 17. Oktober 1856.

Beſuch von Herrn Dr. Schleiden, ehmals ſchleswig-holſteiniſcher Bevollmächtigter hier und in Paris, jetzt bremiſchem Handelsagenten in Waſhington. Erinnerungen aus den Jahren 1848 bis 1850. Jetzige Zuſtände in Deutſchland, in Frankreich, in Nordamerika. Die Deutſchen gedeihen in letzterem Lande. Großer Aufſchwung Bremens, allgemeine Wohlhaben-

heit. Schleiden reist nach Königsberg, seines Vaters Schwester die verwittwete Professorin Horkel dort zu besuchen. (Prof. Schleiden in Jena auch ein Verwandter.)

Gegen Abend Besuch von der Gräfin Klothilde von Kalckreuth, witzige Unterhaltung, unerschöpflich gute Laune. —

Daß Preußen seine Neuenburger Geschichten an den Deutschen Bund bringt, erscheint immer lächerlicher. Der Bürgermeister Smidt in Bremen hat gesagt, nun könne nächstens auch Oesterreich den Bund auffordern ihm zum Königreich Jerusalem zu verhelfen, von dem der Kaiser den Titel führe, den ihm niemand bestreite. Lärm genug wird gemacht; in Paris, bei der europäischen Konferenz, in Frankfurt am Main bei der Bundesversammlung, in Berlin beim zu erwartenden allgemeinen Landtage, in der Schweiz beim Bundesrath. „Wie wär's, man brächte die Sache auch beim Kongreß der Vereinigten Staaten an?" — Die haben ja gar nichts mit der Neuenburger Sache zu thun! — „Ja eben deßwegen." Auswärtige Blätter decken die Schwäche der preußischen Politik schonungslos auf, und das Verbot der Augsburger Allgemeinen Zeitung hat die andern mehr erbittert als erschreckt, sie haben auch wenig von ähnlichen Maßregeln zu fürchten, da ihre Verbreitung in Preußen nur gering ist. Am Rhein wird die Allgemeine Zeitung trotz des Verbotes doch noch viel gelesen, die Gränzen sind überall so nah und der Verkehr so lebhaft! Hunderte von Preußen berühren täglich andre deutsche Länder, wo jene Zeitung noch erlaubt ist, sie nehmen die Blätter mit oder doch den Inhalt des Gelesenen. —

„Englische Dichter. Eine Auswahl englischer Dichtungen mit deutscher Uebersetzung von O. L. H . . . . . r. Leipzig, Georg Wigand, 1856." Das Englische ist zur Seite beigefügt. Der Uebersetzer ist der unglückliche Heubner im Zuchthause zu Waldheim. Es ist Pflicht, dies Büchlein zu kaufen,

das übrigens, auch abgesehen von den Umständen seiner Entstehung, verdienstlich und werthvoll ist. —

Das Leben hier geht rasch und geräuschvoll weiter, in hundert sich durchkreuzenden Richtungen, deren jede sich nur um sich selbst bekümmert, Eigensucht, Habgier, Ehrgeiz, Eitelkeit, Pracht und Genuß scheinen die alleinigen Triebfedern der Menschen zu sein. Dem Anscheine nach sind die heutigen Lebensströmungen gänzlich abgeschnitten von denen des Jahres 1848, sichtbar besteht kaum noch ein Zusammenhang, obgleich seit jenem Jahr unsre Staatswelt eine ganz neue Gestalt bekommen hat. So sieht es von der Oberfläche betrachtet aus. Aber zuverlässig gehen in der Tiefe unsichtbare Fäden aus jener Zeit durch die unsrige stark und fest in die Zukunft hinüber, und ein großer Theil des Inhalts, des tiefern Inhalts unsrer Tage wird sich erst erkennen lassen, wenn eine neue Erschütterung die hüllenden Decken zerreißt, unter denen er verborgen lebt und wirkt. —

Sonnabend, den 18. Oktober 1856.

Besuch von Fräulein Johanna Beyer aus Halle, der Tochter des Wirthes, bei dem ich 1806 dort als Student gewohnt habe. Sie hat ein Anliegen hier, bei welchem der Oberhofprediger Strauß sie bestens unterstützt. Beim Angriff der Franzosen auf Halle, wo man in den Straßen focht, eilte der damalige Student Strauß die Straße entlang, alle Hausthüren waren verschlossen und nirgends eine Zuflucht, der alte Beyer, mein Wirth, sah ihn kommen, ließ ihn ein, und schloß dann gleich die Thüre ebenfalls. Unmittelbar darauf schlug eine Kanonenkugel vor der Thüre auf das Pflaster, und würde den Strauß zerschmettert haben, wäre er nicht in das Haus aufgenommen worden. Dafür bezeigt er sich nun nach fünfzig

Jahren dankbar, und wird den Miniſter von Raumer dem Fräulein günſtig zu ſtimmen ſuchen. —

Die Schrift von Jürgen Bona Meyer über Voltaire und Rouſſeau iſt eine erfreuende Erſcheinung, allein im Ganzen doch nicht ſo frei und kühn, als es der Gegenſtand erforderte. Daſſelbe gilt auch von dem Werke Eduards Arnd, der nichts in ſchneidender Schärfe friſch herausſagt, ſondern leiſe auftritt, ſehr viel zugiebt, wenig behauptet, immer vermittelt und bedingt, und in ſeiner Wirkung daher auch den engen litterariſchen Kreis kaum überſchreiten, hier aber ſeine laue Wärme auf den Bücherbrettern bald abkühlen wird. Eduard Arnd hat ſeine Behandlung und Schreibart ſehr nach Friedrich Schlegel gebildet, ich glaube manchmal Stellen von dieſem zu leſen, nämlich aus ſeiner ſpätern Zeit, wo er nicht mehr berliniſch und jugendlich ſtürmend, ſondern katholiſch, öſterreichiſch und weltklug-ſchleichend geworden war. Doch iſt Arnd weſentlich proteſtantiſch und freigeſinnt. —

Der Hamburger Korreſpondent enthält einen Artikel über Neuenburg, der die preußiſche Anſicht und Führung dieſer Angelegenheit einer ſcharfen Kritik unterzieht. Ein ſcheinbar günſtiger Artikel des Pariſer Constitutionnel enthält ebenfalls Bemerkungen, die ziemlich einſchneiden. Frankreich iſt zufrieden, wieder einmal zu Gericht zu ſitzen in einer Sache, die man europäiſch nennt, und die den König von Preußen betrifft. Der Constitutionnel beruft ſich gegen die Schweiz auch auf die Wiener Verträge von 1815; nach dieſen Verträgen darf auch kein Bonaparte in Frankreich regieren, der Schweiz iſt ſonach die Antwort leicht gemacht. —

Nachrichten aus Paris ſagen, die angebliche Krankheit Louis Bonaparte's ſei eine leere Erfindung, er befinde ſich vollkommen geſund. Dagegen bezweifeln ſie das Zuſtandekommen der Pariſer Konferenzen. Da fiele die Neuenburger Sache denn wieder zu Boden! —

Es war die Rede davon, daß Preußen noch immer in ſich geſpalten ſei, daß kein verſöhntes, kein einträchtiges Streben walte, daß die Regierung gehäſſig als Parthei verfahre, und daher Haß und Unzufriedenheit errege, daß keine Amneſtie erfolge, und dergleichen mehr. Ein angeſehener Mann beklagte dieſen Zuſtand gleichfalls, meinte aber, der Zwieſpalt könne nicht aufhören, ſo lange die Verfaſſung daure, der König fühle ſich unter dieſem Zwang ganz unſelig, der allgemeine Landtag mit ſeinen beiden Häuſern ſei ihm unleidlich, auch in der jetzigen Geſtalt, die er doch ſelber ſo beſtimmt habe. Einheit und Eintracht ſeien erſt dann möglich, wenn dies Unweſen abgeſchafft ſei. Der König aber werde eine ſolche That nicht auf ſich nehmen. — Daher wird jener Zuſtand bleiben. —

Sonntag, den 19. Oktober 1856.

Geſchrieben. Ordnen der Papiere von Bettina von Arnim, nach ſtundenlangem Arbeiten und Mühen wenig Erfolg! Das ſchon Geordnete ſchickt ſie mir durcheinandergeworfen wieder als noch Aufgefundenes zu, manches zur Ergänzung Nöthige behält ſie zurück, andres kommt in kleinen Gaben, gemiſcht mit einem Wuſt unnützer werthloſer Blätter. Bisweilen iſt das Papier, worin Blätter eingewickelt worden, bewahrenswerther als das Eingewickelte! —

— Als wir nach Hauſe kamen, fanden wir Bettina von Arnim, die ſchon zum zweitenmale nach uns fragte. Sie erzählte eine verworrene Geſchichte vom Fürſten von Pückler, den ich ihr geſchickt haben ſoll, der zu Pferde vor ihre Thüre herangeſprengt ſei, aber nur mit Fräulein Armgart ein paar Worte gewechſelt habe, und ohne abzuſteigen weiter geritten ſei; was an der Sache wahr iſt, und wie es geſchehen ſei, wollte nicht

klar werden. — Einſtweilen iſt die Signora Riſtori von Bettinen zum Abgott erhoben, nichts ſteht über ihr, nichts ihr zur Seite; die Rachel heißt kurzweg „ein Luder“. Auch der Mahler Biefve wird niedergetreten in Schmach und Hohn, warum iſt ſein Bild an dem Ort aufgeſtellt, wo nach Bettinens Willen die Tizianiſche Kopie von Ratti ſtehen und bewundert werden ſollte! —

Beſuch vom Generallieutenant Adolph von Williſen. Ueber die Lage der Dinge in der Türkei, in den Donaufürſtenthümern, alles in Zweifel, in Verwirrung; der Einfluß Frankreichs übergroß, aber in ſeinen Zwecken dunkel, in ſeinen Wandlungen unberechenbar. Die Neuenburger Geſchichte eine dumme Geſchichte! Warum an den Bundestag, warum an die Pariſer Konferenz? Beides nutzlos! Mancherlei Mittheilungen, vom Hof, aus der Geſellſchaft. —

Montag, den 20. Oktober 1856.

Abends mit Ludmilla im Opernhauſe die Medea der Signora Riſtori angeſehen. Im vollen Hauſe, bei größter Hitze, auf umdrängten Sitzen, war mir etwas ängſtlich, doch überwand ich alles und hielt bis zuletzt aus. Das Spiel der Künſtlerin iſt meiſterhaft, doch hab' ich Beſſeres geſehen, namentlich auch als Medea die große Sophie Schröder, dann Mlle. Raucourt, Mlle. Georges, von der Rachel kann ich nicht reden, aber Ludmilla ſetzt dieſe weit über die Riſtori, und mich dünkt mit größtem Recht. Bewundern muß ich die Riſtori, doch erſchüttert, im Innerſten durchſchauert, hat mich ihr Spiel keinen Augenblick. Sie ſpielt ganz in franzöſiſcher Weiſe, Tonwechſel, Akzente, Schreie, Gebärden, Händezittern ꝛc. ganz wie bei den Franzoſen. Sie wurde nach jedem Akt wiederholt gerufen, allein der Beifall war im Ganzen nicht

allzugroß, keine allgemeine Hingerissenheit, kein übereinstimmendes Bewältigtsein zeigte sich. Das Entzücken Bettina's scheint mir sehr willkürlich und launenhaft, es ist wie ein gewaltsamer Vorsatz, dem sich die Aussicht gesellt, der eignen Eitelkeit und Ruhmsucht durch den Namen der Ristori reiche Ernten zu bereiten, — wie es mit Liszt und Ole Bull war, und früher mit vielen andern. Und wie lange wird es dauern, so wird die Ristori bei diesen Arnim's nicht besser stehen, als jetzt Liszt, der nichts mehr gelten soll, der geschimpft und verachtet wird. Bettina und Gisela hatten Orchesterplätze und hörten mit andächtiger Spannung zu. —

Nachdem der Boden ziemlich fest und zum Auftreten haltbar gemacht war, fand heute die Schlußverhandlung der Lindenberg'schen Sache in Potsdam unter beschränkter Oeffentlichkeit Statt. Der General von Gerlach hatte sich als Zeuge gestellt, und den fraglichen Brief des Halunken an ihn im Allgemeinen anerkannt. Lindenberg ist zu 9 Monaten Gefängniß und einjährigem Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte verurtheilt worden. Es scheint, man hat dem Prinzen von Preußen diese Genugthuung nicht versagen können, und auch der General von Gerlach würde sich durch weitere Weigerung vor Gericht zu erscheinen allzusehr dem Unwillen des Prinzen bloßgestellt haben. Sonst hat der Lindenberg genug Gunst und Schonung erfahren, und man wird ihn auch ferner trösten und möglichst entschädigen. Das Hauptärgerniß hofft man nun abgethan zu haben, der eigentliche Schaden aber besteht fort. —

Die Rückkehr zum System der Einzelhaft und die Entfernung des Direktors Bormann vom Zellengefängniß in Moabit ist eine Reaktion der höfischen Frömmelei gegen die segenvollen Anordnungen des Präsidenten Wentzel, der die Arbeit im Freien für die Sträflinge durchgesetzt hatte. Die hartherzigste Bosheit zeigt sich in dieser Reaktion schamlos. —

Der Feldmarschall von Wrangel schmeichelt sich sehr mit der Hoffnung, er werde in den Fürstenstand erhoben werden. Mit solchen Albernheiten ist man nur zu sehr beschäftigt. Seine eigne Parthei spricht ihm alles Verdienst, alle Würdigkeit ab, und der König treibt seinen Spaß mit ihm. —

Noch immer ist der gemeinsame Begräbnißplatz der Berliner Todten vom 18. März 1848 dem Hof und der Regierung ein Dorn im Auge, man hat ihn längst unzugänglich gemacht durch dichtverwachsenes Gebüsch, aber nun soll beschlossen sein, ihn ganz aufzuheben, und die Leichen in ihre betreffenden Kirchhofsprengel zu vertheilen. Die Kosten, gegen 18,000 Thaler, will der Magistrat auf die Reste der für die Hinterbliebenen dieser Todten gemachten Sammlungen anweisen! —

Dienstag, den 21. Oktober 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, ganz erfüllt von der gestrigen Vorstellung, sie sagte, sie sei aus dem Weinen gar nicht heraus gekommen, habe gar nicht sprechen können, die Begeisterung Gisela's war nicht zu schildern. — Als ich gestand, Größeres gesehen zu haben, war Bettina wohl etwas verdutzt aber keineswegs empört, im Gegentheil zeigte sie einige Befriedigung darüber, und sagte unter andern: „Auch der Herman Grimm ist ganz außer sich vor Entzücken, das könnte er ganz gut bleiben lassen, ich weiß gar nicht, wie er dazu kommt." Ich sah schon, daß auch Gisela's Begeisterung Bettinen etwas zu viel wurde. Große Mängel gab sie zu, Umschlagen der gewaltsamsten Momente, Unzulänglichkeit des dämonischen Ausdrucks, gänzliche Nachahmung der Franzosen, vor allem gründliche Schlechtigkeit des Legouvé'schen Stückes. Sie wußte übrigens nicht, und bestritt es anfangs, daß Medea am Schluß ihre Kinder tödtet! Bettina war von der besten

Laune, sah vortrefflich aus, wir hatten die lustigsten Gespräche voll Uebermuth und Lachen, dreimal war sie im Weggehen und kehrte stets wieder um, es war ein Feuerwerk, zu dessen letzten Blitzen und Schlägen glücklicherweise Ludmilla noch kam. —

Es heißt, der König habe ein Gebet eigenhändig verfaßt, das künftig bei jedem evangelischen Gottesdienste von dem Prediger gesprochen werden soll. Der Inhalt und Ausdruck sollen denen der katholischen Messe fast gleichkommen. Ein Superintendent hat schon gesagt, wenn das eingeführt würde, bliebe allen protestantischen Geistlichen nur die Wahl, entweder sich als Katholiken zu bekennen, oder ihr Amt aufzugeben. Auch der Oberkirchenrath soll hierin mit dem Könige gar nicht einverstanden sein.

Lindenberg, so wird versichert, war nahe daran freigesprochen zu werden, in manchen Kreisen erwartete man es mit Gewißheit, weil man auf getroffene Verabredungen rechnete. Die Richter sollen in der That sehr nachsichtig gestimmt gewesen sein und einige wichtige Punkte nicht zur Sprache gebracht haben. Hierauf gestützt, meinte der General Leopold von Gerlach mit den Richtern wenig Umstände machen zu dürfen, benahm sich barsch und spöttisch, nannte die Aktenstücke wiederholt „Wische", behandelte die ihm gestellten Fragen als lächerliche Dummheiten, und zwang auf diese Weise die Richter, auf diejenigen Punkte zurückzugehen, die sie bisher unerörtert gelassen, wodurch die Verurtheilung des Gerlach'schen Freundes unvermeidlich wurde. Die eignen Partheigenossen Gerlach's tadeln ihn hart, daß er das Spiel durch sein Betragen à la Hinckeldey verdorben habe. — Den Schmutzfleck, mit einem solchen Elenden, wie Lindenberg, in den traulichsten Verhältnissen gestanden zu haben, wäscht ihm nichts mehr ab. In solchen traulichsten Verhältnissen stand er auch mit dem Schullehrer Gericke in der Jägerstraße, der sich nach dem 18. März

1848 fälschlich rühmte, er sei es gewesen, der den Soldaten vor dem Bankgebäude ermordet habe! —

Die früheren Begnadigungen Lindenberg's in Königsberg werden damit erklärt (und entschuldigt?), daß er von höchsten Behörden aufgefordert worden, nur keck in aller Weise gegen die Demokraten loszuziehen, denn wenn er auch von den Gerichten etwa müsse verurtheilt werden, von Seiten des Königs könne man ihm Begnadigung zusichern. —

Mittwoch, den 22. Oktober 1856.

Nachmittag kam Frau Bettina von Arnim, sie war eilig und verkündete mir nur mit raschen Worten, ich werde von allen Seiten wie von wilder Jagd gehetzt werden, die Gisela sei wüthig, daß ich bessres gesehen haben wolle, wie die Ristori, ganz wüthig, ich solle mich in Acht nehmen, man könne mir ja manches anthun, ich solle mich bekehren. Eben werde hier bei Schneider eine Kritik über die Ristori gedruckt, der Aufsatz sei auch schon in's Französische übersetzt und mehrmals zitirt worden, mehrmals zitirt, — wie und wo wird nicht gesagt, — den soll Schneider mir schicken, sie habe es ihm schon gesagt. Wahrscheinlich ist es Gisela's Aufsatz, der in der Allgemeinen Zeitung stand. Ich habe nichts dagegen! Mögen sie doch sehen, wie sie mit ihrem Treiben durchkommen, mit ihrem Psychographen und ihrer Ristori-Trunkenheit! — Bettina war eilig, sie mußte nach Hause, denn sie hatte der Ristori einen Besuch gemacht, sie aber nicht getroffen, nun wäre es doch möglich, daß die Ristori zu ihr käme, und da müsse sie doch bereit sein sie aufzunehmen. Nun ja, sie wissen ihre Sache zu betreiben, mit Opfern und Selbstverläugnungen, mit Demüthigungen, nur um nachher desto mehr zu prahlen! Bettina hat ihren Namen und Eigenschaften durch Teichmann der Ristori hoch erklingen lassen, ist aber des Erfolgs noch gar

nicht ſicher. — Seltſam, daß Grimm die Riſtori preiſt und bewundert, ſoll gar nichts gelten, nur daß Giſela ſie rühmt, ſoll Werth haben! —

Frl. *, die früher von Bettinen gerühmt und erhoben wurde, erfährt jetzt die äußerſte Ungunſt, und wird geſcholten, denn ſie will nicht länger alle mühſamen Modellirungen machen, die Bettina von ihr verlangt. Bettina klagt mit Verdruß: „Ich habe ſo lange Zeit der Perſon immerfort ſchmeicheln und ſie willig erhalten müſſen, und nun iſt's doch nichts mit ihr!" —

Donnerstag, den 23. Oktober 1856.

Zu Mittag kam Bettina von Arnim und ſetzte ſich mit zu Tiſch. Neue Vorwürfe, daß ich nicht für die Riſtori ſchwärme; Bekenntniß, daß auch Andre urtheilten wie ich, namentlich Rauch, daß der Beifall nicht der rechte, nicht allgemein geweſen, — heute werde alles beſſer ſein, man müſſe nicht nur Beifall klatſchen, ſondern auch brava rufen. Wiederholte Erzählung vom Blumenſtrauß, vom verfehlten Beſuch, von Giſela's Zorn. — Uebrigens macht ſich Bettina noch ſonſt viel zu thun. Frl. * iſt in Ungnade, eine andre Gehülfin modellirt den Genius der Preßfreiheit (Preßbengel nennt ihn Bettina) für das Goethedenkmal, an dem immerfort verändert, gediſtelt und geflickt wird. Rezenſionen über die Geſpräche mit Dämonen ſollen zuſammengedruckt werden; bis jetzt iſt kein einziges Exemplar dieſes Buches verkauft worden! Carriere ſoll die Oper Prometheus flugs fertig machen, und ſie nicht, wie er verſprochen, dem Komponiſten Hauſer, ſondern dem jungen Rubinſtein geben, der „jetzt der größte Komponiſt auf der Welt" ſei! Fragen wegen Arnim's naturwiſſenſchaftlichen Papieren, wiederholte Antwort, daß es gewöhnliche Studien-

notizen seien, völlig werthlos. Im Weggehen giebt mir Bettina die Hand, und sagt, wie es auch mit der Ristori sein möge, gute Freunde bleiben wir doch! Ihr mißfällt es, daß Grimm von ihr entzückt ist! —

Die Zeitungen geben den Inhalt der preußischen Eröffnungen an den Deutschen Bundestag in Betreff Neuenburgs. Etwas Schlechteres kann schwerlich gedacht werden. Ohne Logik und Folgerung. Die Erklärungen von München, Stuttgart, Hannover ꝛc. sind schon eingegangen, sämmtlich ablehnend. —.

Es heißt, die Schweizerregierung erbiete sich, die Gefangenen, an denen dem Könige so viel gelegen, laufen zu lassen, wenn er dafür das Recht Neuenburgs förmlich anerkenne. —

Freitag, den 24. Oktober 1856.

Bettina von Arnim kam heute nicht; vielleicht ist die Ristori bei ihr gewesen, dann hat sie vollauf zu thun, und vergißt einstweilen alles andre, Goethedenkmal, Frühlingskranz, Rubinstein, Ratti u. s. w.

Am 22. starb hier Siegfried Julius Josephy, Buchhändler und seit 1822 Buchhalter und Kassenverwalter der Spener'schen Zeitung. Er war von jüdischer Geburt, scharfsinnig, heiter, gutmüthig und gefällig in seltenem Grade. Mit Lommatsch befreundet und mit Holtei, Verleger des Origenes von ersterm und der Monatshefte des letztern. Ich verdank' ihm viele schöne Autographen. —

Der Oberst Graf Oriola, bisher Befehlshaber des Husarenregiments in Bonn, ist als Befehlshaber einer Brigade nach Frankfurt an der Oder versetzt worden. Seine Unfähigkeit, von Obern, Gleichen und Untergebnen anerkannt, ist seiner

Beförderung nicht hinderlich gewesen, und wird es auch künftig nicht sein. —

Nachsicht, Milde! Wir bedürfen ihrer Alle! Hamlet hat schon Recht! Im Behandeln der Menschen übte Rahel sie stets aus angeborner Güte, und oft im Uebermaß. Im Urtheilen aber dürfen wir der Wahrheit nichts vergeben, ja wir können es nicht, ohne völlige Bethörung und Verschwächung unser selbst. Auch mir ist Haß als persönlicher Zug fremd, ich empfinde ihn gegen Personen nur, insofern diese noch in Verbindung mit haßwürdigen Thaten stehen, getrennt von solchen sind sie mir Menschen wie Andre, und das Zeugniß kann ich mir geben, daß Rachsucht wegen erlittener Kränkungen und Bosheiten mich nie vergiftet, am wenigsten geleitet hat. —

Sonnabend, den 25. Oktober 1856.

Weil es ein so guter Gebtag, in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Wir finden Mutter und Töchter und den Grafen von Flemming beim Kaminfeuer zum Theefrühstück versammelt, und werden von Allen freundlichst empfangen. Nach einigen muntern Wechselreden kam das Gespräch auf die Ristori. Fräulein Gisela bekannte ihre Leidenschaft für die Frau, jedoch gar nicht „wüthend", sondern unbefangen und liebenswürdig, dabei hat sie gleich der Mutter schon gleich die zweite Vorstellung (Maria Stuart) versäumt, was keinen „wüthenden" Eifer verräth. Fräulein Armgart versäumt mit Vorsatz alle Vorstellungen. Beim Weggehen begleitete uns Bettina die Treppe hinunter, und gestand mir unter dem Siegel der Verschwiegenheit, die Ristori langweile sie schon, sie sei ihrer schon müde, Ristorimüde! Das war überraschend, so schnell hatte ich diese Wandlung doch nicht erwartet! Wir

besprachen auf dem Rückwege das Wunder; zum Theil erklärt es sich wohl aus dem Umstande, daß die Signora auf die Arnim'sche Zuvorkommenheit bisher nichts erwiedert hat. —

Abends mit Ludmilla in das Opernhaus. Francesca da Rimini von Silvio Pellico, und i gelosi fortunati von Giraud, wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzt. Die Signora Ristori spielte in beiden Stücken vortrefflich, und hatte große Momente, doch reichte sie im Trauerspiel nicht an Sophie Schröder, im Lustspiel nicht an Mlle. Mars, und übertraf nicht Auguste Brede, nicht Amalie Neumann. Der Beifall war allgemein und groß genug, aber nicht stürmisch. Im Orchester waren Bettina und ihre Tochter.

Sonntag, den 26. Oktober 1856.

Besuch von Frau Bertha von Marenholtz, die ich seit einigen Jahren nicht gesehen, sie war inzwischen in England und Frankreich, in der Schweiz, und hat überall ihre Fröbel'sche Sache mit Erfolg betrieben und verbreitet, besonders in Paris, wo sie achtzehn Monate war, die Minister und mehrere Geistliche, besonders den Kardinal von Tours, dann aber auch reiche Protestanten für die Sache gewonnen hat; die Kindergärten gedeihen aller Orten, nur hier nicht! —

Nach dem Essen, als ich mich eben ausruhen wollte, kam Frau Bettina von Arnim. Sie fragte nach der gestrigen Vorstellung und war mit meiner mäßigen Zufriedenheit genug zufrieden, sie selber fand manches an der Ristori zu tadeln. Sie klagt, daß ihr das Gesicht immer schwächer, das Lesen schwerer werde, lesen aber müsse sie in schlaflosen Nächten, sonst würde sie toll, denn ihre Gedanken quälen sie nur, und reiben sie durch Aufregung und Unruhe völlig auf. Zum Beispiel, in vergangner Nacht, was hat sich ihr da alles vor

die Seele gestellt? Vor allem die Sorge für ihr Goethedenkmal, der Genius der Preßfreiheit soll beinahe fertig sein und ein Meisterstück werden, sie selber hat aber das Gebild noch nicht gesehen. Für die Ausführung des Ganzen die nöthigen Summen zu gewinnen, denkt sie an verschiedene Mittel. Herr Joachim könnte herumreisen und Konzerte geben zum Besten des Denkmals, doch scheint er dazu keine Lust zu haben, wie auch Liszt sie nicht hatte. Fräulein Gisela hat für die Ristori ein eignes Stück geschrieben, Salvotti hat ihre Prosa in italiänische Verse übersetzt, Gisela diese Uebersetzung der Ristori zugeschickt, die auch freundlich dafür gedankt habe — ob an Gisela geschrieben, ist zweifelhaft —, aber hier scheint sie die Sache vergessen zu haben; könnte man sie nicht veranlassen, zum Schluß dieses Stück für das Goethedenkmal zu spielen? nur daß es so hieße, das Geld möchte sie immerhin für sich behalten! Ferner, der Generalkonsul von Meusebach soll dem Sultan Abdul Medschid die „Gespräche mit Dämonen" übergeben, dafür bekommt er gewiß einen Orden! Dann aber soll seine Mutter das Ehrenlegionskreuz des alten Napoleon, das Gneisenau als Siegesbeute von Bellealliance einst seinem Freunde Meusebach geschenkt, dafür Bettinen geben, die es dem Kaiser der Franzosen schicken will, der dann nicht umhin kann, etwas Außerordentliches für sie zu thun! Ferner, der Sohn des Banquiers von Magnus hat einen würtembergischen Orden bekommen, da wird der Vater in freudiger Stimmung sein, und Bettina will ihm schreiben, er soll die große Geldsammlung für das Goethedenkmal beginnen, der König könne nicht anfangen, wünsche aber, daß jener vorangehe! Mit solchen Phantasieen quält sich die arme, ruhelose Frau! Ich suche sie zu beschwichtigen, und sie geht ziemlich befriedigt fort. —

Montag, den 27. Oktober 1856.

Nachmittags kam Bettina von Arnim, sie zeigte mir ein Sonett von Goethe, das ich noch nicht kannte, auch zwei andre schon gedruckte, zu denen sie einen Wirrwarr von Erklärungen gab, die alle zu ihrer Verherrlichung dienen sollten, aber meist nicht gelangen, daher sie selber zuletzt alles Gesagte einen Wirrwarr nannte, und sich über ihr Gedächtniß, ihren Kopf beklagte. — Dann sprach sie von Herrn und Frau von * mit großem Mißfallen, nannte sie klatschiges Volk und falsch, mir thäten sie vor den Augen ganz freundlich, hinterrucks aber sprächen sie garstige Dinge von mir, die sie mir nie wiedersagen werde, besonders sei die Frau sehr widrig, und habe ihr neulich im Opernhause Fragen gethan, die kein ordentlicher Mensch mache. Während Bettina dies erzählte, sah sie recht bös aus, und merkte scharf auf die Wirkung, die das Gift in mir etwa machte, da sie sah, daß ihre Arglist — denn ich halte ihr Gerede für eine leere Erfindung, — gar nichts bei mir verfing, wurde sie unwillig und schalt in's Blaue hinein auf die Menschen, die ihrer nicht werth seien. Dann sprach sie plötzlich von Rubinstein, er sei nach Nizza zur Kaiserin von Rußland berufen, er solle und müsse einen Operntext bekommen, ich soll wieder an Carriere nach München schreiben, oder noch besser, wir zwei, sie und ich, könnten einen zusammen ausarbeiten, ich sei ganz der Mann dazu! Zuletzt war auch wieder von Ratti die Rede, und die früher gewagte Vermuthung, der König habe Ratti's Tizianische Kopie sehr schön gefunden — denn wie wäre es anders möglich? — war nun schon die feste Thatsache, er sei vor Bewunderung ganz außer sich gewesen, habe jedoch gefühlt, daß tausend Dukaten kein Preis für das herrliche Werk sei, und habe sich daher geschämt, nur so viel dafür zu bieten, und so sei aus der Geschichte nichts geworden! Die armen Schlucker wären allzu glücklich gewesen, nur die Hälfte zu bekommen! — Bettina war heute recht

widerwärtig, voll Unluſt, die ſich in Ränken und Bosheiten äußerte, voll fieberhafter Geſchäftigkeit, die den fabelhafteſten Unſinn zu Tage brachte. Wenn ſie in dieſer Art fortfährt ſich zu ſteigern und zu ſpannen, ſo kann ein Riß nicht lange ausbleiben. Entweder ſie wird krank, oder erzürnt ſich mit mir, welches immer ganz nahe ſteht, ſo ſehr ſie mich jetzt überſchwänglich lobt und rühmt, als ihren wahren einſichtigen Freund, als ihren zuverläſſigen Rathgeber und Gehülfen bei ihren Arbeiten und Unternehmungen. —

Der Intendant von Hülſen, beauftragt vom Könige, der Signora Riſtori deſſen Beifall und Dank auszuſprechen, wußte nicht ſo viel Franzöſiſch, um ſich dieſes Auftrags zu entledigen, der Hofrath Teichmann mußte es thun. —

Dienstag, den 28. Oktober 1856.

Der Verbrecher Lindenberg hat einen übermüthig frechen Artikel in die Zeitungen einrücken laſſen, worin er das Urtheil des Kreisgerichts in Potsdam geringſchätzt und verdächtigt, und ſich hoher trefflicher Gönner rühmt; er rechnet auf Freiſprechung durch das Kammergericht. — Der ehmalige Landrath und freiſinnige Abgeordnete Reuter in Königsberg hatte dort eine Kreditgeſellſchaft errichtet, die Polizei deren Verſammlung verboten; Reuter behauptete, keiner beſondern Erlaubniß der Polizei zu bedürfen und durch drei Gerichtsinſtanzen wurde dies beſtätigt. Die Zeiten ſind denn doch vorüber, wo Hinckeldey wähnen konnte, die Polizei ſowohl über die Juſtiz als über das Militair zu ſtellen! —

Zu unſrem Mittageſſen kam Frau von *, und war äußerſt freundlich und geſprächig, ſie verhandelte mit Ludmilla viel über die Signora Riſtori, unbefangen und ohne Eigenſinn. Sie war geſtern Bettinen von Arnim auf der Treppe begegnet

als dieſe zu mir ging, und hatte ihr geſagt, ſie möchte mich ſchön grüßen und mir ihren baldigen Beſuch ankündigen, worauf Bettina erwiedert hatte, nein, das werde ſie nicht thun. Sie hat es auch nicht gethan, und ſtatt eines Grußes von Frau von * deren Verdächtigungen angebracht! Sie war, nach Frau von *'s Bericht, allerdings unfreundlich und barſch gegen dieſe. —

Die Zeitungen kündigen heut Abend an, daß die Signora Riſtori übermorgen auf vieles Begehren nun doch als letzte Gaſtvorſtellung die Mirra des Alfieri geben wird. Herr von Kleiſt war ſchwerlich falſch berichtet, als er geſtern ſagte, der König habe das Stück verboten, es iſt eher anzunehmen, daß das Verbot zurückgenommen worden. —

Bei dem Jubiläum der Univerſität Greifswalde ſind die üblichen Ehrenpromotionen ſehr zahlreich geweſen, unter andern ſind auch der Graf von Schwerin, der Präſident Lette und der Präſident Wentzel zu Doktoren kreirt worden. Das fällt ungemein auf, beſonders weil der König perſönlich dort war und Reden gehalten hat. —

Der König brachte in Greifswald auch die Geſundheit der Abweſenden aus, man deutete dies ganz richtig auf die Abgeordneten der Kieler Univerſität, denen die däniſche Regierung die Theilnahme am Greifswalder Jubiläum verboten hatte. Alſo ein Toaſt gegen eine fremde Regierung! —

Mittwoch, den 29. Oktober 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Ich erzählte ihr ſcherzend, daß geſtern Frau von * bei mir geweſen, und liebreich von ihr geſprochen habe, auch daß Bettina ſich geweigert, mir Grüße und ihren baldigſten Beſuch anzuſagen, worauf aber Bettina ſehr zornig wurde und heftig ausrief, die Leute

lügen, lügen immer, sie machen Geschichten wie sie ihre Theaterstücke machen, alles greifen sie aus der Luft. Sie behauptete auf's neue, sie sagten garstige Dinge von mir; ich lachte nur. Dann sagte Bettina, man habe keine besten Freunde, überhaupt keine, alles was man so nenne, löse sich in selbstsüchtiges Streben auf, kein Mensch sei des andern Freund! Ich fürchte, sie spricht in Wahrheit aus, was von ihr selbst gilt! Sie erzählte dann, die Signora Ristori habe ihr durch Teichmann sagen lassen, sie könne nicht zu ihr kommen, wolle sie aber empfangen; so war sie denn mit Fräulein Gisela gestern Nachmittag bei ihr, mußte ein halbe Stunde warten, und wurde dann vorgelassen. Alles ging sehr artig her, Bettina mußte französisch reden, selbst Gisela versuchte es, und versprach der Ristori, ein Stück für sie zu schreiben. „Ich denke, das ist längst geschehen und ihr schon übersandt worden?" Ach was! erwiederte Bettina, das ist ein andres gewesen, auch für sie, aber das rechte soll erst kommen! (Ein mittelbares Geständniß, die erste Angabe sei eine Erfindung gewesen.) Der Besuch fiel im Ganzen doch wenig befriedigend aus. Bettina klagte, die Ristori habe keine Lebensart, sei im Grunde eine rechte Komödiantin, von großem Talent, aber ohne eigentliches Genie, Ludwig Devrient sei ein Genie gewesen, das Feuer aber, das in ihm geglüht, fehle der Frau. „Sie hätte recht gut zu mir kommen, wenigstens vorfahren und eine Karte abgeben können, die Entschuldigungen sind nur Larifari. Wenn sie weg ist, dann will ich Ihnen sagen, was ich von ihr halte, — aber auch dann nur insgeheim, denn die Gisel ist noch wie verliebt in sie." Schließlich fordert Bettina von mir, wenn Carriere säumt, ihr eine Oper Prometheus zu schreiben, so soll ich sie schreiben, und eigentlich soll ich gleich anfangen! Ich lache und sie geht lachend ab. Sie hatte mich im Laufe des Gespräches auch gefragt, ob ich sie unter meine besten Freunde zähle? Ich antwortete aus-

weichend, nur frühe Jugendfreunde nenne ich mit jener Bezeichnung. Es wäre eine seltsame Einbildung, wenn sie glaubte bei ihrem unzuverlässigen, wandelbaren Wesen könne sie im höchsten Sinne des Wortes jemanden eine Freundin sein! —

Signora Ristori spielte heute die Pia de Tolomei, ein schlechtes Trauerspiel von Marenco, mit großer Meisterschaft, sie hat weiche Töne, schöne Stellungen, aber auch einige wiederkehrende Aushülfen, die mich an Iffland erinnerten, und dieselben Töne und Gebärden kehren zu oft wieder. Das Sterben war mit großer Kunst ausgeführt, aber nur um so widerlicher, das Sterben am Sumpffieber! —

„Les nièces de Mazarin, études de mœurs et de caractères au dix-septième siècle, par Amédée Renée. Paris, 1856.“ Ein starker Oktavband. Schönes Zeugniß der eifrigen Pflege, welche die Franzosen ihren eignen Angelegenheiten widmen, den Gebilden ihres eignen Lebens, des vergangenen. Wie behandeln wir unsre Vergangenheit! Bei jedem neuen Buch oder Aufsatz dieser Art, bei jeder neuen Briefsammlung schreien hundert rohe Kehlen, es sei genug, es sei zu viel! —

Donnerstag, den 30. Oktober 1856.

Frau Bettina von Arnim kam heute früher als sonst, sie war bei der Signora Ristori, hat sie mit Lob überschüttet, ihr den Rath gegeben, von St. Petersburg nach Bukarest zu reisen, wo man ihr die glänzendste Aufnahme und den reichsten Ertrag gewährleiste, jeden Platz mit sechs Dukaten! Da soll denn der Generalkonsul von Meusebach das Seine thun! Daß Fräulein Gisela für sie ein Stück schreiben wird, steht fest. Uebrigens hat Bettina Lust, die Genoveva von Mahler Müller

für sie in's Italiänische zu übersetzen, obwohl sie die Sprache nur nothdürftig versteht! Ich soll dabei helfen. „Was wir zwei für große Dinge machen!“ Ja, und Carriere dazu! „Ach was, Carriere! der macht gar nichts!“ — Im Laufe des Gesprächs kam auch zufällig der Name Louis Bonaparte vor, ich verwarf ihn mit Unwillen, Bettina jedoch sagte dem entgegen: „Mir ist der grad recht!“ — Pfui, schämen Sie sich! war mein letztes Wort. — Es ist mir schon längst klar, sie hat keine politische Gesinnung, es ist nur Täuschung, wenn sie solche zu haben scheint, sie huldigt der Macht, der Geltung, und irrt sich nur bisweilen, wo diese Macht und Geltung sitzt, im Jahr 1848 glaubte sie solche unwiderruflich beim Volke, beim Freisinn. —

Abends mit Ludmilla im Opernhause, letzte Vorstellung der Signora Ristori, die Mirra von Alfieri. Von allen ihren Rollen, die ich gesehen, die beste. Das Haus wieder besser besetzt, der Beifall groß, doch keine Kränze oder Sträuße von Blumen. — Bettina mit Gisela wieder an den gewohnten Plätzen. — Herr Joachim war diesmal auch da. —

Die Morgennummer der Nationalzeitung ist heute von der Polizei weggenommen worden, wegen des Artikels über die Politik Frankreichs. Ich habe das Blatt glücklicherweise noch bekommen. Die Sprache ist nicht kühner, als sie schon öfters gewesen, die Polizei verfährt sehr willkürlich. —

Die infame Kreuzzeitung bringt einen hämischen Verdächtigungsartikel gegen die Greifswalder Doktorkreirungen, und verdreht die Augen in gewohnter Art. —

Wegen Greifswald ist am Hof alles außer sich; selbst Leute, denen man sonst Verstand und Einsicht nicht absprechen kann, jammern über die Unschicklichkeit, die Taktlosigkeit, daß der elende Minister von Raumer — Humboldt giebt ihm stets jenes Beiwort — nicht Doktor geworden. Was will der Schächer von der ihm verhaßten Wissenschaft? Diese hat

ehrenwerthe Männer geehrt, wie es ihr Recht und ihre Pflicht ist. —

Der König hat auf die Vorstellung der philosophischen Fakultät der hiesigen Universität nur gegen den Minister von Raumer die Zulassung des Dozenten Kuno Fischer anbefohlen. —

Der König schickt der Kaiserin Eugenie ein Gespann von vier prächtigen Trakehner Hengsten zum Geschenk. —

Freitag, den 31. Oktober 1856.

Brief und Sendung aus Köln, von Herrn Prof. Düntzer; drei Bände „Aus Herders Nachlaß" schön gebunden.

Der König, über die Greifswalder Doktorpromotionen erbittert, hat dem Prinzen Adalbert befohlen, sein Ehrendiplom zurückzuschicken. Der Hauptärger ist der des Ministers von Raumer, der kein Diplom erhielt, weil die Statuten Einstimmigkeit der Verleihenden in diesem Fall erfordern, und er diese nicht erlangen konnte. —

Pfuel erklärte, die Rachel stehe hoch über der Ristori, er hat beide in Paris gesehen, und war der erstern abgeneigt, aber sie besiegte die vorgefaßte Meinung und zwang ihn zur Anerkennung. —

In der Politik sieht es trüb aus, der Bund zwischen Frankreich und England löst sich; im Orient die größte Verwirrung, in Paris Verhaftungen, Gährung, Phosphorschriften an Mauern ꝛc. Revolutionairer Geist aller Orten! —

Pfuel nennt den Neuenburger Royalistenaufruhr gradezu ein Verbrechen, und ruft Wehe denen, die es auf dem Gewissen haben. —

Die Times sind gestern hier wegen eines Artikels gegen Louis Bonaparte's Politik polizeilich weggenommen worden.

Bisher hatte man dergleichen eher gern gesehen; aber die thörichte Hoffnung, die man auf den Staatsstreicher in Betreff Neuenburgs setzt, zwingt zur dienstwilligen Beeiferung für ihn. —

Sonnabend, den 1. November 1856.

Mittags Besuch von Bettina von Arnim. Sie berichtet von ihrem letzten Besuch bei der Signora Ristori, die gar keine höheren Ansichten hat, ja nicht einmal aufzufassen fähig sei, alles Antike als kalt verwirft, auch von neuern Sachen nichts hören wolle, ihr genüge der kleine Rollenkreis, den sie habe. Auf den Vorschlag, die Genoveva des Mahler Müller für sich übersetzen zu lassen, erwiedert sie, Maffei sei der einzige Uebersetzer, den Italien habe, und der sei alt. Von Gisela's Aufsatz hat sie gar keine Erwähnung gethan! Sie verstehe ja auch kein Deutsch, meinte Bettina. „Ist es denn nicht in's Italiänische übersetzt worden?" Was weiß ich! sagte Bettina, ob sie sich ihn hat übersetzen lassen, die Gisel hat ihn ihr bloß Deutsch überschickt. (Vor wenig Tagen sagte sie bestimmt, Gisela habe den Aufsatz in's Italiänische übersetzen lassen, und zwar durch Salvotti!) — Ich bespreche mit ihr die menschenfeindlichen Ansichten, die sie über Freunde hat, sie erklärt alles Freundschaftswesen für Lug und Trug, alle die sich ihr Freunde nennen, seien keinen Schuß Pulver werth, alles sei nur Egoismus. „Das ist ein schwarzer Fleck in Ihnen, den müssen Sie von der Sonne erst grau bleichen lassen, dann weiß." O so lange, erwiederte sie, stell' ich mich gar nicht an die Sonn'!! — Bettina sah bei mir Herder's Nachlaß, der erste Band, worin Briefe von Goethe, reizte sie, ich sagte ihr aber, ich sei mitten drin, und müsse ihn schnell durchlesen, der Anzeige wegen, dann solle sie ihn gleich

bekommen. Nach einer Weile ging sie mit Ludmilla in die Kunstausstellung, und lachte beim Weggehen so besonders. Als ich nun zu meinem Buche greifen will, fehlt es, sie hat es heimlich mitgenommen! Das soll nun ein lustiger Streich sein, aber der alten Frau steht dergleichen nicht mehr, ich finde das Stück sehr ungebührlich, und werd' es ihr ernst verweisen. —

Daß mir Bettina mein Buch weggenommen, war mir am späten Abend besonders ärgerlich. —

Der Prinz Adalbert hat wirklich das Greifswalder Doktordiplom abgelehnt. Man spricht davon, die sämmtlichen Promotionen sollen für ungültig erklärt werden. „Der König hatte dort durch sein freies herzliches Benehmen alle Herzen gewonnen, alles schwärmte für ihn, das ist nun alles wieder dahin, verloren und vernichtet!" —

Sonntag, den 2. November 1856.

Die Zeitungen melden, daß gestern ein Ausschuß des Bundestages den Antrag Preußens wegen Neuenburg erwogen, und sich dafür erklärt habe, sowohl das Recht des Königs auf Neuenburg sei anzuerkennen, als auch die unmittelbare Freigebung der royalistischen Gefangenen zu verlangen. Keines der Bundesglieder wollte dem Könige offenbar entgegen sein, heimlich sind sie es alle. Daß der Bundestag sich verfängt und bloßstellt, macht ihnen nichts, dazu ist er da, daß man ihm alles aufpackt. Sie verlassen sich darauf, daß doch nichts zur That wird, und die Neuenburger Sache hängen bleibt wie sie hängt. —

Die Nationalzeitung bringt heute eine ausführliche Schilderung der Greifswalder dreitägigen Feste, so wie die

Aufzählung aller bei dieſer Gelegenheit Promovirten, gegen fünfzig. Von dem Aergerniß kein Wort. —

Bettina von Arnim ſandte Mittags das geſtern von ihr heimlich mitgenommene Buch durch einen Diener zurück, der es dem meinen mit der Weiſung übergab, es mir unbemerkt wieder auf meinen Tiſch zu legen. Damit mag denn die Sache diesmal hingehen! —

Abends, in für ſie ungewöhnlicher Stunde, zwiſchen 6 und 7 Uhr, kam ſie ſelber, warf ſich ermüdet in den Seſſel, und ſagte, ſie komme in der Verzweiflung ihres Herzens und verlange Rath und Hülfe. Sie zog ein Papier hervor, das den Entwurf eines Briefes an den Banquier Martin von Magnus enthielt, ſchlecht geſchrieben, lückenhaft, unausgeführt, ſie habe ſich damit, ſagte ſie, die ganze vorige Nacht und den ganzen Tag gequält, aber doch nichts Rechtes zu Stande gebracht, ſie könne nichts mehr, es ſtrenge ſie alles an, ſie halte ihre Gedanken nicht zuſammen, indem ſie das eine thue, habe ſie das andre vergeſſen, ſie fühle, daß es die höchſte Zeit ſei ihre Sache zu betreiben, ſpäter würde es ihr gar nicht mehr möglich ſein. Ich hatte gehofft, ſie würde dieſen Brief, deſſen Inhalt ſie mir früher ſchon einmal vorgetragen und gegen den ich ihr die triftigſten Einwendungen gemacht, völlig aufgeben, aber mit nichten! Sie achtet keiner Gründe, ſondern folgt ungeirrt dem Abſehen, das ſie einmal gefaßt hat. Alles Einreden wäre rein umſonſt geweſen, ich ging daher mit ihr den Entwurf durch, und half ihn ihr verbeſſern, ausfüllen, in leidliche Form bringen, wobei natürlich der Grundirrthum ihres Betreibens und deſſen weſentlicher Ausdruck ſtehen bleiben mußte. Nachdem dies halsbrechende Werk nicht ohne viele Zweifel und Schwierigkeiten gethan war, klagte ſie, ſie könne ſich in das Geſchriebene mit den vielen Ausſtrichen und Einſchiebungen nicht mehr finden, ſie müſſe eine Reinſchrift davon haben, die ich ihr ſogleich anfertigte, während ſie einen

Besuch bei Ludmilla machte. Ueberaus zufrieden und dankbar ging sie nach halb 8 Uhr fort, ganz allein, bei Nacht und Nebel, sie wollte durchaus keine Droschke noch Begleitung. Von der Ristori war nur nebenher die Rede, nicht nur gleichgültig, sondern beinahe feindlich, kein höherer Geist, keine feine Welt, Komödiantenwesen ꝛc. —

Montag, den 3. November 1856.

Auch der Graf von Arnim-Boytzenburg hat sein Greifswalder Diplom abgelehnt. Ein rechtes Heldenstück, meint er wohl? Der Tropf! —

Eine hohe Militairperson hat hier gesagt: „Ne, das sollte der König man lassen, die Gelüste nach andere Titel, als dem eines Königs von Preußen, taugen nichts! Kaiser von Deutschland, Fürst von Neuchatel, das sind man lauter Blamagen!“ —

Vor kurzem war hier eine Rechtsanwaltstelle beim Stadtgericht erledigt, und es meldeten sich mehrere Bewerber, die Behörde jedoch erklärte, die Stelle könne erledigt bleiben, es sei kein Bedürfniß vorhanden sie wiederzubesetzen. Aber der Justizminister Simons wünschte bald nachher einen Günstling — ich glaube er hieß Riem — zu befördern, und der Präsident des Stadtgerichts wurde daher veranlaßt zu erklären, es sei doch ein Bedürfniß da. Nun sollte der Günstling einrücken, aber siehe da! ein Schreiben des Prinzen von Preußen empfahl einen Andern zur Berücksichtigung, und dieser bekam die Stelle. Eine traurig-lustige Geschichte! —

Dienstag, den 4. November 1856.

Die Nationalzeitung theilt aus dem Schweizerblatt „Der Bund" einen Brief mit, den der Untersuchungsrichter Duplan-Veillon aus Neuenburg am 24. September an Humboldt geschrieben hat, und worin der König aufgefordert wird, seine verhafteten Anhänger durch Verzicht auf sein Anrecht zu retten: „Wenn der König kein Mitleid fühlt für die Unglücklichen, die für ihn leiden, und wenn sein Herz sich nicht öffnet beim Gedanken an die Strafe, welche dieselben nothwendig treffen muß, so wird ihr Loos keineswegs zweifelhaft sein." Dem Könige muß diese Veröffentlichung sehr ärgerlich sein. Ihm kann der Vorschlag nicht gefallen, eher will er die gesammte Schweiz bekriegen, was aber ungeheure Opfer fordert, große Schwierigkeiten hat, und schließlich übel ausfallen kann. —

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim. Ihr Brief an Magnus ist geschrieben und gesiegelt, aber noch nicht abgegeben, sie glaubt ihn umschreiben zu müssen, so schwer ihr dies auch wird, weil Augen und Hand nicht recht mehr dienen wollen. Sie meint, es sei unrichtig, daß sie ihn an den Kaufmann Jakob in Potsdam und an Frau von Hertringen in Bonn verwiesen habe, sie selbst müsse deren Beiträge in Empfang nehmen, die sie dann an Magnus abliefern werde, was er darauf in den Zeitungen mit seinem Namen ruhmvoll anzeigen könne; letzteres müsse man ihm sagen, das werde seinen Ehrgeiz reizen! sein guter Wille sei ohnehin nur schwach und müsse gestärkt werden, damals, wie er ihn ausgesprochen habe, sei solcher von einer Absicht begleitet gewesen, die nie Boden gehabt und nun auch gänzlich erloschen sei, welche dies gewesen, wolle sie nicht sagen, ließ aber doch kleine Andeutungen fallen und machte dabei solche Mienen, daß unzweifelhaft erschien, er habe eine ihrer Töchter heirathen wollen! (Ich halte dies für leere Einbildung!) Ich sagte, wenn der gute Wille schwach und nur von einer Absicht

getragen war, die nicht mehr ſtattfindet, ſo iſt wenig Hoffnung, daß er ſich der Sache unterziehen werde. „Eben drum," verſetzte Bettina, „muß man ihn deſto mehr bei der Eitelkeit packen." Uebrigens meinte ſie heute, Herr Joachim werde es ſich zur Ehre rechnen, Konzerte für das Goethedenkmal zu geben, die einkommenden Gelder würden ſich durch Zinſen mehren, nach den Beiſteuern des Publikums werde ſie die Könige in Anſpruch nehmen, aber den König von Preußen zuletzt, dieſe Beſchämung habe er verdient. So geht es von einer Phantaſie zur andern, lauter Luftſchlöſſer, lauter Worte ohne Boden! Sie ſprach mir auch von den Arbeiten des Bildhauers Albert Wolff, bei dem ſie geweſen, fürchtete aber gleich, daß auch ich zu ihm hingehen würde, und redete mir ernſtlich davon ab, er zeige ſeine Sachen in der Regel nicht, er würde es ihr übelnehmen, wenn er vermuthen könne, daß ich auf ihre Anregung käme! Die Hauptſache iſt, ſie will nicht, daß ich durch ihn erfahre, was ſie ihm vorgeredet hat, ſie denkt ohne Zweifel jetzt an ihn für ihren Zweck, wie früher an Steinhäuſer. — Von der Riſtori, von Ratti's Tizianкopie kein Wort. Nur beim Weggehen eine Erinnerung an Carriere, er ſoll den Operntext für Rubinſtein liefern, damit dieſer auch Konzerte für das Denkmal gebe. — Erfüllt von all dieſen Wolkengebilden ging ſie vergnügt fort. —

Mittwoch, den 5. November 1856.

Abends kam Frau Bettina von Arnim, ganz erſchöpft, ganz durchkältet. Sie beſprach ihren großen Gegenſtand. Der Bildhauer Albert Wolff war am Nachmittage bei ihr, hat ihr Denkmal geſehen, es für gut erklärt, und will es ausführen, es ſei eine Aufgabe, meinte er, der man mit Liebe ſein ganzes Leben zu widmen habe. So berichtet Bettina; vielleicht aber

leiht sie ihm Worte, die er nicht gesagt oder anders gestellt hat. Der Brief an Magnus ist noch nicht abgegeben, er wird auf's neue bedacht, jeder Ausdruck überlegt, wobei die ganze Sache sich wieder neuer Prüfung unterziehen muß. Mit dem Anfang möchte Bettina gleich das Ende verbinden, ja dieses schon vor dem Anfang haben! Es kommt zu keinem Beschluß. Sie möchte sich bei Magnus auf die Frau von Hertringen, den Kaufmann Jakob, den Konzertmeister Joachim, bei diesen sich wieder auf Magnus berufen; im Hintergrunde stehen ihr der Sultan, der Kaiser Bonaparte, der König von Preußen. Sie ist in großer Aufregung und dabei entsetzlich müde. — Sie ging in der Dunkelheit allein fort, wollte durchaus nicht, daß ich sie auch nur bis zu einer Droschke begleitete. —

Der Bundestag hat sich über die Neuenburger Sache noch nicht ausgesprochen, die Nachricht war verfrüht. Sachsen macht dem preußischen Antrage Schwierigkeiten, doch ist die Mehrheit der Stimmen schon im voraus durch besondre Unterhandlungen gesichert. —

Gerücht, daß Franz Löher seine Stellung in München wieder aufgebe. Verfluchte Hof- und Pfaffenränke dort! —

Von Verpflichtungen hat Bettina keinen Begriff, sonst müßte sie wissen, daß sie durch die Erklärung, der Ertrag ihres Briefwechsels Goethe's mit einem Kinde sei für das Denkmal Goethe's bestimmt, sich gegen jeden Käufer des Buches verpflichtet hat, das Geld nicht für andre Zwecke auszugeben. Sie nahm aber die eingegangenen 5000 Thaler unbedenklich für sich selber! — Mit eingesammelten Beiträgen, wenn solche in ihren Händen blieben, würde sie es eben so machen, — sie läßt das schon in manchen Aeußerungen durchschimmern. —

Donnerstag, den 6. November 1856.

Bettina von Arnim kam gegen 7 Uhr und ließ mich hinausrufen, der Gesellschaft wollte sie sich um keinen Preis zeigen. Ich ging mit ihr auf mein Zimmer, und wir lasen den umgeänderten Brief an Herrn von Magnus. Bettina, der das Schreiben eine Qual ist, wollte doch einige neue Abänderungen machen, durch die eine abermalige Abschrift nöthig geworden wäre. Ich redete es ihr um so mehr aus, als sie meist nur Ungehöriges, die Sachen Verwickelndes, hineinbringen wollte. Sie lud uns dringend ein, doch baldigst wieder einen Abend sie zu besuchen. Ihr Sohn Freimund ist zum Provinziallandtag hier, von welchem sie abentheuerliche Sachen erzählt, sie kann keine thatsächlichen Verhältnisse rein auffassen, zwei Millionen oder zweihundert machen ihr keinen Unterschied! — Bettina ist auf ihren Geschäftsführer Kühn in Weimar jetzt eben so ergrimmt, wie früher auf M.; sie will ihn verklagen, weil er kein Geld schickt. Es wird wohl keines eingehen, denn weder Arnim's Schriften noch Bettinens werden begehrt; die Blüthezeit der letztern ist ganz vorüber, und der erstere hat nie eine gehabt. —

Freitag, den 7. November 1856.

Abends kam Bettina von Arnim, ganz erhitzt und ermüdet, aber in größter Lebhaftigkeit. Ihr hoffährtiger Schwindel war heute auf seiner höchsten Höhe. Sie hat ihren Brief jetzt bei Magnus abgeben lassen, und schwelgt im voraus in dessen Erfolgen. „Wenn nur Magnus nicht zu mir kommt, denn dann erfahren's die Kinder, und die machen gleich Spektakel davon! Ach, Sie wissen nicht, was so Kinder einem für Ungelegenheit machen! Ich hätt' ihm schreiben sollen, daß er mir schriftlich antworten soll." Sie sagt, sie schlafe keine Nacht,

aus Begeisterung, aus Lust und Freude, daß nun ihr großes Werk zur Ausführung kommt, daß sie vor der ganzen Welt triumphiren wird. Tausend Gedanken gingen ihr durch den Kopf. Sie sei ihr ganzes Leben hindurch ziemlich glücklich gewesen, aber jetzt sei ihre glücklichste Zeit, weil alles so gut gelingt! Sie spricht alles durcheinander, will nicht unterbrochen sein, schimpft, daß ich ihr Einwendungen mache. Der Sultan Abdul Medschid, wenn er ihr Buch bekommt, wird fragen was er für sie thun kann, man soll ihm zu verstehen geben, er soll zum Goethedenkmal beitragen. Der Kaiser der Franzosen, dem sie das Ordenskreuz wieder zuschicken will — ich sage, sie soll keinem Menschen sagen, daß ihr so was Schändliches je eingefallen. Sie will den Briefwechsel Clemens Brentano's mit seinem Universitätsfreund Wrangl herausgeben, und dem Feldmarschall von Wrangel zueignen, der dafür gut blechen soll! Ich sag' ihr, sie soll sich nicht lächerlich machen; überdies hat sie keinen solchen Briefwechsel. Sie hat gelesen, die Universität Greifswald sei so reich, daher soll auch die ein gut Stück Geld geben. Neue Bücher von Arnim sollen gedruckt werden, — der Ertrag deckt nicht die Kosten! Sie möchte den König gleich angeben, er soll die Sache betreiben, die andern Könige dann auch. Sie wird nach Carrara oder Rom reisen müssen, dann wird sie dem Könige zwei Pensionen vermachen, eine von 200 Thalern an den alten Achmet, die zweite fiel ihr nicht gleich ein, — „das kann er mir nicht abschlagen!" Und hundert andre solche Stücke! Liste von Reichen und Vornehmen, die beisteuern sollen, Veranschlagungen, wahre Brandschatzungen. Es kommt ungeheures Geld zusammen! Zuletzt, als sie, nach zwei Stunden eines für mich diesmal martervollen Besuchs, weggehen wollte, mit stolzer Befriedigung: „Nun, bald werd' ich denn meine Lumpen endlich wegwerfen, und im größten Reichthum nach Italien ziehen!" Als wenn das Geld, falls es zusammenkäme,

ihr persönlich gehörte! Das war eine abscheuliche Enthüllung! Sie ist von wüthender Selbstsucht, Hoffahrt und Habgier getrieben, und hat alle Scham und Gewissenhaftigkeit verloren. Ich fürchte nun ernstlich, daß sie überschnappt; sie ging erst gegen 8 Uhr, und ließ mich in äußerstem Mißvergnügen zurück. —

Von Bettinens Eindrücken konnt' ich mich gar nicht befreien! —

Sonnabend, den 8. November 1856.

Ich träumte von Bettinens Schwindeleien, von widrigen Auftritten. Sie sprach gestern wirklich schon wie in halbem Wahnsinn, ohne Zusammenhang, und doch mit fixen Vorstellungen. Ein größerer Mißbrauch der Worte kann nicht gedacht werden; z. B. Herr von Meusebach wird von ihr mit der Botschaft betraut, dem Sultan ihr Buch zu übergeben, dadurch wird er ein Botschafter! Ueberall will sie Listen und Ränke gebrauchen, den Leuten was einreden, ihre schwachen Seiten erspähen und benutzen; wenn manche auch nur zum Schein unterzeichnen, andre folgen dem Beispiel und thun es in Wahrheit. Magnus soll mit den ersten Summen, die eingehen, Börsenspekulationen machen! Bald sind ihr hundert Thaler eine große Summe, bald zehntausend ein Bettel! Dabei schimpft sie auf alle Menschen, auf alle Künstler, Albert Wolff ausgenommen, auf G., auf Frau von M.; auch gegen mich läßt sie viele Bosheiten spielen, weil ich ihr nicht immer beistimme; sie lügt in's Ungeheure, selbst wo sie weiß, daß ich die Wahrheit kenne, wie z. B. in Betreff des Briefwechsels zwischen Brentano und Wrangl; sie spekulirt auf alle Schlechtigkeit der Menschen, und will Nutzen davon ziehen. Die gestrigen Bekenntnisse und ihre neuliche Aeußerung, daß alles

in der Welt nur Selbstsucht sei, haben mich schaudervoll in ihr Inneres blicken lassen, das furchtbar zerrüttet ist. Zu dem Mangel sittlichen Halts kommen nun noch die Faseleien und Erbärmlichkeiten vom Tischrücken, vom Psychographen, mit denen sie auch gestern wieder anfing, und mit größter Frechheit Angaben behauptete, die schon als falsch und erlogen von Zeugen erhärtet sind. Auch wollte sie mir einen Eindruck damit machen, daß sie mir vertraute, was noch kein Mensch von ihr erfahren habe, die Günderrode sei ihr in Bärwalde im Rittersaal erschienen, und darauf erst sei die Herausgabe der Briefe erfolgt! sie habe Verkehr mit der Geisterwelt! Unglückliche Frau! Wie soll das enden? Im Gelingen und im Mißlingen steht der Wahnsinn in Aussicht! —

In Rostock harte Verurtheilungen zu längeren Zuchthausstrafen wegen Hochverraths des Advokaten Wiggers, des gleichnamigen Professors und vieler andern. Sie standen in Verbindung mit den hier verurtheilten Gercke, Falkenthal, Levy ꝛc. und waren viertehalb Jahr in Untersuchungshaft! Sie können noch appelliren, aber was wird's helfen! —

Die Volkszeitung kämpft mit Kühnheit und Geschicklichkeit gegen die hiesigen geistlichen Berathungen, und zeigt den Leuten, wie viele heutige Lebenseinrichtungen dem Buchstaben des Christenthums schnurstracks widersprechen; der Eid, das viele Beten, die Strafe der Beleidigung, ja die des Diebstahls und des Raubes. —

Gegen 8 Uhr zu Arnim's in den Thiergarten gefahren. Erst waren wir mit Bettinen allein, sie war voll Ungeduld noch keinen Brief oder Besuch von Magnus erhalten zu haben, sie fand ihn unartig, eine Dame warten zu lassen, schalt auf ihn; sie meint, sie müsse nun die nächsten Tage zu Hause bleiben, um ihn ja nicht zu verfehlen, wenn er kommt. Ich fürchte, er kommt gar nicht! Die Kinder wissen noch nichts von dem neuangeknüpften Verkehr. Nach und nach kamen

Fräulein Armgart, Fräulein Giſela, Herman Grimm. Alle ſehr artig, verbindlich, angenehm. Bettina ſehr ſtill, wie faſt immer in Gegenwart der Töchter. Der Abend war belebt, ſehr gut, von allen Seiten. — Gegen 11 Uhr fuhren wir nach Hauſe, und Grimm mit uns. —

Der Bundestag hat am 6. in der Neuenburger Sache ſich ganz im Sinne des preußiſchen Antrags ausgeſprochen; die erſte Nachricht war verfrüht, aber ſachlich wahr, natürlich war ſie im voraus beſprochen und abgeredet, und der Beſchluß auch ſchon bekannt, eh er förmlich geſchah. —

Sonntag, den 9. November 1856.

Brief und Sendung aus Halberſtadt, von Herrn Dr. Hermann Maſius, der mir die zweite Sammlung ſeiner „Naturſtudien“ ſchickt, eine treffliche, angenehme, ſehr willkommene Schrift. —

Anzeige vom Ableben des Generalauditeurs Friccius, im 78ſten Jahr, ſchnell am Schlagfluß. Er war ein tapfrer und freiſinniger Mann. Ich begegnete ihm noch vor wenig Tagen; er ging munter einher und grüßte freundlichſt. —

Gute lateiniſche Diſtichen zu Ehren des Präſidenten Wentzel, deſſen Greifswalder Doktorpromotion in Ratibor von den Gerichtsverwandten durch ein Gaſtmahl feſtlich gefeiert worden. Die Kreuzzeitung ärgert ſich darüber heftigſt, das macht die Sache noch ſchöner. —

„Aus dem Nachlaſſe von Johann Friedrich Heinrich Schloſſer. Herausgegeben von Sophie Schloſſer. Erſter Band. Wanderfrüchte. Mainz, 1856.“ 12. Dieſer Theil enthält lauter Ueberſetzungen, zum Theil recht gute, aus alten und neuern Sprachen. Der katholiſche Eiferer war dies doch nicht immer, gab ſich mit griechiſchen und lateiniſchen

Klaſſikern ab, mit Lord Byron, Lamartine ꝛc. In früherer Zeit würde ein ſolcher Strauß von Ueberſetzungen eine bedeutende Erſcheinung geweſen ſein, heutiges Tages geht das Büchlein wie eine Privatbildungsſache kaum bemerkt vorüber. —

In Goethe's Eugenie geleſen. Welch ein edles, großartiges, durch Gehalt und Geſtalt bezauberndes Gedicht! Wie elend erſcheinen die ſtumpfſinnigen Tadler deſſelben, Ludwig Tieck und Friedrich Schlegel! Sie haben das Werk nicht verſtanden, und nicht einmal den goldnen Redefluß empfunden, in welchem das Ganze ſtrahlend hinſtrömt! — Der geſellſchaftliche Zuſtand Frankreichs, die Nothwendigkeit der drohenden Revolution, das Geſchick des Einzelnen, mit dem Allgemeinen unauflöslich verflochten, — alles iſt darin von Meiſterhand abgebildet. —

- - - - - -

Montag, den 10. November 1856.

Ein großer, aber ſchwer zu leſender Brief von Humboldt, aus Potsdam von geſtern. Er ſchenkt mir einen ſchönen Brief des Fürſten von Metternich. Der Großherzog von Weimar hat noch nicht geantwortet. Den König von Neapel nennt Humboldt den Nudelkönig, und ſpottet bitter über den rohen Volksbedrücker. —

Man klagt ſehr über den Oberhofmarſchall Grafen von Keller, daß derſelbe den Zutritt von Perſonen beim Könige, die der Kreuzzeitungspartei mißfallen, ſehr erſchwere, ja ganz unmöglich mache. Daraus entſtehe dem Könige der Nachtheil, daß er manche Sachen gar nicht erfahre und von andern immer nur die eine Seite zu ſehen bekomme. Der Graf übe darin, ſagt man, eine Willkür und Härte, die ganz unglaublich ſeien für den, der ſie nicht erlebt habe. Wenn

der König davon eine Ahnung hätte, meint man, würde er sehr zornig werden, und den schlechten Diener von seiner Person entfernen. —

Dienstag, den 11. November 1856.

Besuch von Frau von Marenholtz, die mir Hefte, Zeitungsblätter und Briefschaften bringt, Zeugnisse ihrer wirklich außerordentlichen Erfolge, besonders in Frankreich. Nachher kam Bettina von Arnim, sehr ungehalten Frau von Marenholtz hier zu treffen, sagte mir nur eilig, Herr von Magnus sei gar nicht in Berlin, und ging mit ihr weg. —

In dem Leben August Lafontaine's von J. H. Gruber finde ich S. 67 unerwartet unter den Universitätsfreunden Lafontaine's in Helmstedt einen Achmet genannt, „einen gebornen Türken, der als vierjähriger Knabe auf einem griechischen Schiffe war gefangen und — ich weiß nicht mehr wie — nach Braunschweig gebracht worden war." Dies ist der Achmet, mit dem Frau Bettina von Arnim sich so viel zu schaffen gemacht, der Großvater des Achmet, der ihr bei ihren Büchersachen noch kürzlich Gehülfe war. —

Unsre Ritterschaften wehren sich gegen die Uebernahme der ihnen vom Staate zugesprochenen Polizeigewalt, sie wollen diese nur, wenn ihnen auch die richterliche Gewalt verliehen wird, und auch nicht die Gutsbesitzer, sondern der Staat die Kosten trägt. Sie wollen nicht, daß von ihren Aussprüchen an die Gerichte appellirt werden darf, daß fremde Eindringlinge — das heißt Königliche Beamte — sich in ihre Herrschaft einmischen, ihre Schlösser, Höfe, Ställe betreten ꝛc. — Wie lange werden diese frechen Junker es noch treiben? —

Unter dem deutschen Litteratenpöbel — leider gehören zu ihm auch manche sonst gute Namen — ist es Gebrauch, den

zweiten Theil des Goethe'schen Faust mit Geringschätzung anzusehen, ihn für ein Werk des Alters auszugeben, für ein Zeugniß der schon ermatteten Dichterkraft. Diese Armseligen sind nicht fähig den Werth des Ganzen noch den der einzelnen Bestandtheile aufzufassen, sie ahnden nichts von der bildenden Kraft, von der beherrschenden Macht, die in dieser Dichtung sich offenbaren. Ein Fremder, ein Amerikaner, muß sie beschämen, und das Werk in seiner Gebühr anerkennen. Emerson thut es. —

Mittwoch, den 12. November 1856.

Nachmittags kam Frau Bettina von Arnim, sehr matt und gedrückt, die Schwester ihrer Schwiegertochter ist in Frankfurt am Main erkrankt, ihr Sohn Freimund ist mit seiner Frau schleunigst hingereist; das ist es aber nicht, was sie beugt und bekümmert, sondern das Ausbleiben der Antwort von Magnus; sie hat schon mehrmals hingeschickt, ihr Brief ist ihm nachgesendet worden auf's Land, er hat ihn längst, was zögert er zu antworten? Sie ist jetzt eben so niedergeschlagen, als vorher begeistert, sie glaubt alle ihre Hoffnungen vernichtet. Von der Ristori will sie nichts mehr hören; „Ach, Varnhagen! Sie glauben gar nicht, was mir alle solche Leute, wie die Ristori, zuwider sind! es ist doch nichts Rechtes an ihnen, sie haben keinen Sinn für Poesie, was für elende Stücke führen sie auf! nur ihrer Rollen wegen, nur um des gemeinen Beifalls willen, wie andre Komödianten auch!" Gestern war Herr Hofrath Teichmann dort, und hat sie schrecklich gelangweilt. Heute ist der Oberst Graf Oriola von Bonn gekommen, mit dessen Versetzung nach Frankfurt an der Oder es doch nun Ernst geworden; auch der langweilt sie schrecklich. Arme Bettina! —

Die Wahlen zu Stadtverordneten in Magdeburg fallen freisinnig aus, auf Mitglieder der freien Gemeinde, den Prediger Sachse ꝛc. In Danzig ist der ehmalige Stadtrath Behrendt mit großer Stimmenmehrheit zum Stadtverordneten gewählt worden. In Berlin zeigen die Wähler wenig Eifer, das Gefühl ist vorherrschend, daß hier doch alles Bemühen vergeblich sei, daß man nur von großen Ereignissen eine Besserung der faulen, lügenhaften, gleißnerischen Zustände zu erwarten habe, unter denen das ganze Land seufzt. —

„Was klagt Ihr denn? Glaubt Ihr nicht an eine Weltregierung, eine Vorsehung, die alles zum Besten lenkt? die auch aus der Bosheit, der Schwäche, der Unvernunft ihre Vortheile zieht? Lasset doch kommen, was da kommt! Denkt doch, daß die Vorsehung solche Fürsten, solche Minister, solche Reaktionsmenschen nöthig hat, um alles vorwärts zu schieben. Blickt in die Zukunft, und Ihr habt schon jetzt Eure Freude daran." So hört man reden, und es liegt viel Wahres in dieser Sprache. Allein der Mensch fühlt, daß er zeitlich beschränkt ist, daß auch der Augenblick sein Recht hat, und nicht verurtheilt sein will, bloß eine Stufe für künftige zu sein. —

Freitag, den 14. November 1856.

Beim Mittagessen erschien Bettina von Arnim. Sie brachte einen Brief des Banquiers Martin von Magnus, der ausweichend antwortet, es sei jetzt eine Zeit großer Handelskrisis, man müsse ruhigere Zeit abwarten, bei seiner Rückkehr nach Berlin, die er nicht allzu fern in Aussicht stellt, wird er mit Bettinen die Sache mündlich „beplaudern". Dies mißfällt ihr sehr, sie wollte gleich wieder an ihn schreiben, wird es aber auf mein dringendes Abrathen wohl unterlassen. Sie läßt

erkennen, daß ihr Plan sei, das Denkmal in einzelnen Theilen durch verschiedene Bildhauer ausführen zu lassen, es würde dann um so mehr das Ihrige bleiben, sie würde das Ganze leiten und besorgen, die eingehenden Gelder nach jedesmaligem Bedarf und ihrem Sinn verwenden, das große Publikum einerseits, andrerseits „die Könige" müßten die Mittel schaffen, nach der Verwaltung und Anwendung hätten sie nicht zu fragen! Unter solcher Voraussetzung läßt sich nichts zu Stande bringen, nichts beginnen. Ich sag' es ihr aufrichtig. Sie geht ungläubig doch ziemlich heiter fort. —

Es geht die Rede, daß Lindenberg, gleich nach seiner Verurtheilung so patzig, und vom Präsidenten von Kleist laut für unschuldig erklärt, nun doch kleinmüthig geworden sei, seine Appellation zurücknehmen und die Gnade des Prinzen von Preußen anrufen wolle. Die Kreuzzeitungsparthei hofft diesem auf solche Weise eine nicht geringe Verlegenheit zu bereiten. —

Sonnabend, den 15. November 1856.

Der Publizist war gestern von der Polizei weggenommen worden, heute ist er wieder freigegeben. Dagegen wurde heute das preußische Wochenblatt mit Beschlag belegt. —

Man fühlt hier in den obern Kreisen, daß Preußen wenig politisches Ansehn hat, nichts gilt, und beschuldigt mit einer Gehässigkeit, die seit 1848 unter allen partheisüchtigen Heucheleien nicht erloschen ist, den König, diese Mißachtung herbeigeführt zu haben, und noch immer herbeizuführen. Es heißt, der Prinz Friedrich Wilhelm soll, nach seinem Besuch in London, dem Kaiser der Franzosen in Paris die Aufwartung machen! Dem König ist wegen Neuchatel jetzt alles an Louis Bonaparte's Freundschaft gelegen, und man fürchtet,

der werde ihn erſt recht „in die Patſche“ führen. Der König ſoll ſchon unter der Hand die Zuſicherung gegeben haben, auf Neuchatel zu verzichten, wenn man dafür nur eine gute Form findet, die es ihm als Großmuth anrechnen läßt; dafür wird ſchon geſorgt werden! —

Sonntag, den 16. November 1856.

Nachrichten aus Wien ſind voll ſchnöden Hohns gegen Preußen, man verlacht uns wegen der Neuenburger Geſchichte, wegen der Anrufung des Bundestages, wegen der Beeiferung bei Louis Bonaparte; alles im ſchreienden Widerſpruch gegen die für Preußen günſtige Abſtimmung Oeſterreichs am Bundestage. Man ſieht, welches die wahre Meinung iſt! In allen Kreiſen dort wird das Spottlied, welches Herwegh zugeſchrieben wird, mit Vergnügen herumgetragen. Und Preußen verläßt ſich auf Oeſterreich und auf Louis Bonaparte! — Der Genfer James Fazy hat in einer eignen Schrift das Recht des Königs auf Neuenburg gänzlich verneint, ihm jeden Anſpruch rund abgeſprochen. —

Hier macht man den Witz, Preußen werde zum Angriff gegen die Schweiz ſeine Flotte verwenden, man werde ſie auf Wagen nach dem Neuenburger See ſchaffen, der ſei grade groß genug für ſie. Das Volk und die wahren Altpreußen legen nicht den geringſten Werth auf Neuchatel, und daß dem Könige die Sache ſo empfindlich iſt, erweckt nur Schadenfreude. —

In Paris bedrohliche Mißſtimmung; Louis Bonaparte fängt an zu wanken und fühlt es. Seine Abweſenheit von Paris, und ſeine verſchwenderiſchen Feſte in Compiègne haben das Volk aufgebracht. Maueranſchläge, heimliche Druckſchriften, Verhaftungen. Er hat den Aufenthalt in Fontaine-

bleau, wo wieder große Festlichkeiten sein sollten, aufgegeben, die Einladungen zurückgenommen. Seine Hinneigung zu Rußland mißfällt auch, besonders den Soldaten. Er hat sich wieder mehr zu England hingewendet. — Die Umstände sind von der Art, daß seine Herrschaft noch längere Zeit dauern kann. Aber ἔσσεται ἦμας! und den begrüß' ich, sei er auch noch fern! —

Montag, den 17. November 1856.

In meinen Papieren gearbeitet. Allerlei gelesen, auch das Buch von Alexander Dumas Sohn: „La dame aux camélias", die Geschichte der Marie Duplessis. Widerwärtiger Stoff, durch die mitgetheilten Einzelheiten und den das Buch begleitenden Schimmer von sittlichem Zweck erst recht widerwärtig. Wie ganz anders ist Diderot! —

Man versichert, der König sei in einer wahren Wuth wegen Neuchatel, tobe und schimpfe, wolle vor allem die Freilassung der gefangenen Royalisten, und drohe, wenn es nicht bald geschähe, mit seiner gesammten Kriegsmacht gegen die Schweiz vorzugehen. Dem Minister von Manteuffel wird bitter vorgeworfen, daß er die Sache Neuchatels bei den Pariser Berathungen nur schüchtern erwähnt und sich begnügt habe, daß die andern Bevollmächtigten gar nichts geantwortet. Dem Könige macht man den Vorwurf, daß er die Gelegenheit versäumt habe, als Baden von seinen Truppen besetzt und diese an der schweizerischen Gränze waren. Aber damals gab es dringendere Sorgen, und man weiß wie plötzlich die Truppen wieder abzogen. —

Aergerniß. Der fromme Glaubenseiferer Prediger Knak hat bei einem Hochzeitsmahl, vom Wein erhitzt, die Gesundheit des lieben Gottes ausgebracht, einen Psalm angestimmt,

und allerlei Wunderlichkeiten verübt, den Damen sich aufgedrängt ꝛc. —

Man erzählt vom Könige maßlose Heftigkeiten, die er gegen den Kultusminister von Raumer ausgesprudelt und ihm bitter vorgeworfen haben soll, daß Humboldt ihn verachte! Dem Generaladjutanten von Neumann hat er in's Gesicht gesagt, er sei ein Esel! Und die Herren bleiben im Dienst, und der König behält sie! —

Dienstag, den 18. November 1856.

In Rodenberg's Pariser Bilderbuch gelesen, mit großem Vergnügen; er giebt anmuthige, frische Schilderungen.

Nun steht es auch in den Zeitungen, daß der König gegen den Minister von Raumer entschieden habe, der Dr. Kuno Fischer solle hier an der Universität Vorlesungen halten; zugleich aber wird gesagt, er habe den Ruf nach Jena schon angenommen. —

Die preußische Regierung sagt jetzt der dänischen scharfe Dinge; aber nicht, weil sie das Volk in Schleswig-Holstein unterdrückt, dem sieht man seit sechs Jahren gemüthlich zu, sondern weil sie die Domainen angreift — das sieht das alte Vorurtheil als ein gefährliches Verbrechen gegen ein Heiligthum der Königsherrschaft an, — und weil das ganze dänische Staatsgrundgesetz ihr zu demokratisch ist. —

Louis Bonaparte soll das Schiedsrichteramt zwischen Preußen und der Schweiz übernehmen. Das thut er gern! Aber daß Preußen dazu willigt, ist unbegreiflich. —

Guizot ist mir als Staatsmann und als Geschichtschreiber gleich widerwärtig. Er taugte nur, als er noch unter den Bourbons Opposition machte. Er hat Kenntnisse, Scharfsinn, Beredsamkeit, aber alles umsonst; seine Engherzigkeit,

ſein unglaublich beſchränkter Blick, ſeine doktrinairen Vorurtheile, ſeine proteſtantiſche Pedanterei, machen alles zunichte, was er Gutes hat. Und dann die Schwäche, die ihn zum untergeordneten Günſtling der Fürſtin von Lieven machte! —

Mittwoch, den 19. November 1856.

Mitten im Gedränge von Büchern, die ich leſen will oder ſoll, wandelte mich die Luſt an, wieder einmal den Schleiermacher'ſchen Platon zu leſen. Vor fünfzig Jahren, in Halle, wollt' ich mit Gewalt mir einbilden, hier ſei das Höchſte von Weisheit, das Anmuthigſte von Sprache, wiewohl innerlich mein Sinn widerſprach; es wollte mir nie gelingen, anhaltend dieſe Bände, ſo oft ich ſie auch zur Hand nahm, durchzuarbeiten, wie dies Harſcher, Marwitz und Andre thaten, mit wahrem Vergnügen darin zu leſen; ich ſuchte bisweilen dieſe Schreibart — natürlich die Schleiermacher'ſche, denn die Platoniſche lag verſteckt unter ihr — nachzubilden, was mir beſſer gelang als gefiel. Später verlor ſich dieſe Beſchäftigung, und ſelbſt Friedrich Auguſt Wolf's Eifer für den Platon führte mich nicht auf dieſen zurück. Heute nahm ich nun den Sophiſten, das Sympoſion und den Staatsmann wieder vor, las die Einleitungen und hin und wieder im Text. Es kann mir nicht einfallen, die große weltgeſchichtliche Bedeutung des Platon zu verneinen, die Tiefe und Schönheit dieſes außerordentlichen Geiſtes zu läugnen, aber das war mir vollkommen klar, daß ſeine Darſtellung, ſeine dialogiſche Beweisführung und ſein ganzer Vortrag uns in keiner Weiſe mehr genügt, daß wir einer andern Art und Führung bedürfen, und in der That weiter ſind, im Fordern nicht nur, ſondern auch im Leiſten. Auch haben die Nachahmungen Platoniſcher Dia-

logen bei uns nie Glück gemacht, die Schleiermacher'schen sind — wie jetzt allgemein gefunden wird — geziert und schwächlich, die Delbrück'schen ermüdend, die Solger'schen todtlangweilig; auch Jacobi und Fichte haben sich in dieser Gattung versucht, aber nur mäßig und daher mit geringerem Schaden. Schleiermacher's Verdienst bei seiner Uebersetzung liegt im dialektischen Scharfsinn und in der philologischen Kenntniß und Sorgfalt, in Betreff der Sprachbildung ist ihr Werth gering, der Ausdruck oft schwerfällig, ungeschickt grade da wo er geschickt sein wollte. Zu diesem vollen Bekenntniß bin ich nun gelangt; ich erinnere mich, daß schon Rahel weder die Dialogen Platon's noch Schleiermacher's Redeweise besonders gelten ließ, zu meiner damaligen großen Empörung! — Heute, während meine Augen auf den alten, so sehr einst verehrten Büchern ruhten, erwehrt' ich mich nicht eines Schauers jener Zeit, aber mein Urtheil wurde von diesem Gefühl nicht bestochen. —

Donnerstag, den 20. November 1856.

Die Volkszeitung hat einen unvergleichlichen scharfen Artikel gegen Gerlach, den sie der Regierung als Feind gegenüberstellt, indem sie seine eignen schnöden Worte wiederholt und beleuchtet. Wenn gewissen Leuten hiebei nicht die Augen aufgehen, so haben sie keine, oder keinen Verstand. Aber man wird sorgen, daß gewisse Leute den Artikel nicht zu sehen bekommen. —

Eine bemerkenswerthe Erscheinung ist, daß bei uns jetzt nichts mehr Aufsehen macht. Vom Staat und von der Kirche werden die gräßlichsten Dinge angebahnt, ein Gemisch von mittelalterlich-fanatischen Unterdrückungen, Albernheiten, Nichtswürdigkeiten, Privatbeichte, Prügelstrafe, Einzelhaft,

Standesvorrechte, Ritterakademieen, Abſchaffung des Landrechts, Kirchenzucht ꝛc. ꝛc. Einige Zeitungen ſchreien wohl dagegen, aber eine öffentliche Meinung erhebt ſich nicht, man ſieht ruhig alles kommen und geſchehen, zuckt etwa die Achſeln oder lacht. Woher dieſe Gleichgültigkeit? Weil jeder fühlt, daß im Einzelnen gegen die verkehrte Richtung wenig auszurichten, daß aber im Ganzen einſt über alles das Unweſen Gericht gehalten werden wird. Den Gerichtstag, der nicht beſtimmt noch zu beſchleunigen iſt, wartet man ab. Der nächſte Anſtoß wird von Frankreich kommen. —

Beſuch von Herrn Herman Grimm. — Später kam Bettina von Arnim und ſetzte ſich mit uns an den Mittagstiſch. Sie hat den Bildhauer Albert Wolff wieder aufgegeben und mit einem Namens Fiſcher geſprochen, dem ſie eingebildet hat, der König ſei im Spiel. „Ich hab' ihm geſagt, der König habe zu meinem Sohn geſagt — es iſt aber nicht wahr, ſetzte ſie gleich hinzu — jetzt müſſe die Sache raſch gefördert werden, in fünf Jahren alles fertig ſein. So lange denk' ich noch zu leben." — Ueber Grimm iſt ſie ungehalten, von der Riſtori iſt nicht mehr die Rede. Schinkel und Rauch haben bei ihren Arbeiten Bettina's Angaben benutzt, ſie ihr entlehnt! Unzufriedenheit mit Herrn von Magnus. —

Abends kam Herr von Burgsdorf und blieb zwei Stunden. Schilderung der unglaublichen Heftigkeit des Königs, ſeines maßloſen Tobens und Schimpfens, wobei jedoch kein Groll zurückbleibt. Burgsdorf liebt den König herzlich, und lobt ſeine Liebenswürdigkeit, als Gutsbeſitzer würde er der angenehmſte Nachbar ſein, dem Staatshaupte wünſcht er weniger Phantaſie, mehr Verſtand und Feſtigkeit. Er ſchenkte mir ein denkwürdiges Autographon ſeines Vaters, einſtigen Oberforſtmeiſters in Tegel. —

Freitag, den 21. November 1856.

Mittags erſchien Frau Bettina von Arnim, und aß etwas Suppe mit. Sie brachte mir eine Anzahl Zeitungsblätter, in denen Anzeigen ihrer „Geſpräche mit Dämonen“ ſtehen; wir wählten zuſammen die günſtigſten Stellen aus, die der neuen Anzeige des Buches in Leipzig beigedruckt werden ſollen. Es gab viel zu verhandeln, ſie wollte die Stellen verändern, und erſt gar nicht einſehen, daß dies nicht geſchehen darf! Zuletzt ſagte ſie, dieſe Blätter mit den ausgewählten, angerötheten Stellen werde ſie an Achmet nach Leipzig ſchicken, und ihm ſchreiben, daß *ich* deren Abdruck wünſche, gleichſam als wäre es *meine* Sache! Um ihr nicht immer zu widerſprechen, macht' ich keinen Einwand; den Zweck des Vorgebens ſeh' ich nicht, doch iſt es wohl unſchädlich. Aus dem Prometheus des Aeſchylos einen Operntext machen zu laſſen für Herrn Rubinſtein, hat ſie aufgegeben, dafür aber nun das Auge auf Goethe's Pandora geworfen. —

Sonntag, den 23. November 1856.

Keine gute Nacht, aufgeregt, ſchlaflos, viel Huſten. Erſt um 9 Uhr gefrühſtückt und Zeitungen geleſen. — Geſchrieben, den ganzen Vormittag in mannigfacher Arbeit zugebracht, aber ohne Luſt und Eifer. Dies gräßliche Wetter! Kaum Tageshelle! —

Von außen kommt auch nicht das geringſte Erfreuliche; der Staat liegt danieder, an ihm *kann* man keinen herzlichen Antheil nehmen, das Vaterland vermag im jammervollſten Zuſtande kaum noch zu klagen, Wiſſenſchaft und Kunſt verkümmern unter Druck, unter ſchlechtem Geſchmack, die Geſelligkeit iſt null! Der ganze November! — Mich dünkt alle ſchon erlebten früheren November vereinigen ſich in dieſem! —

Gegen 8 Uhr, im ſtärkſten Regenwetter, ganz durchnäßt, kam unerwartet noch Bettina von Arnim. Sie hatte Fräulein Armgart zu Savigny's gebracht, von Herman Grimm durch grundloſe Wege des Thiergartens geführt, ihr ſelbſt war es bei Savigny's zu langweilig, ſie wollte lieber bei uns ſein. Wir ſorgten dafür, daß ihre Kleider getrocknet wurden, ſie lachte und meinte, ſolch Wetter ſei für ſie nicht ſchädlich. Große Unzufriedenheit mit den Quartett-Franzoſen Sabattier, Maurin, Chevillard und Mas, ſie ſpielten mit Fertigkeit, aber ohne Seele, und machten willkürliche Verzierungen. Die, welche ſie lobten — Dehn ꝛc. — verſtünden Beethoven nicht. Sie ſcherzte ſpöttiſch über G.'s dichteriſche Leiſtungen, „die alte Frau Horn" — Antonie von Horn — ſehe ſchon Goethe'n durch G. verdunkelt, „am End muß ich mein Goethedenkmal noch umſchaffen zu einem Denkmal für G.!" mit höhniſchem Lachen geſagt! — Der Thee kam, Bettina trank indeß nicht mit. Muntres Geſpräch bis gegen 9 Uhr, da kam Herman Grimm und holte Bettina ab, ſie zuſammen wollten dann Fräulein Armgart von Savigny's abholen, und durch Schmutz und Regen den öden Thiergarten wieder durchwandern. Daß Bettina dies alles aushält, iſt wunderbar; denn krank iſt ſie dabei doch wirklich, und fühlt und klagt es. —

Montag, den 24. November 1856.

Ich benutzte die Abendſtille zu einem jetzt mir ungewohnten Vergnügen; ich machte Verſe, mit ziemlicher Leichtigkeit und wirklich großem Vergnügen. Freilich verwarf ich die meiſten wieder.

Wichtige Nachricht. Der Bundesrath in Bern hat die vom Deutſchen Bund im Namen Preußens geforderte be-

dingungsloſe Freigebung der in Neuenburg verhafteten Royaliſten einſtimmig verworfen. Die Schweiz fährt fort in ihren Rüſtungen um auf alle Fälle gefaßt zu ſein. General Dufour in Paris. —

Sehr merkwürdig iſt die hier vorherrſchende Stimmung in Betreff Neuchatels. Amtlich und vor dem Könige ſprechen Alle von dem unzweifelhaften Rechte des Königs, ſchmähen die Demokraten, die Schweizer Staatsbehörde. Aber im Grunde ſcheert man ſich wenig um das Recht, und freut ſich nur, daß der König den Verdruß hat, daß er in ſeiner Vorliebe für die Neuchateller Ariſtokraten, die man hier gar nicht liebt, eine ſo empfindliche Niederlage trägt! Angeſehene Höflinge und Generale laſſen dieſe Denkart deutlich blicken; ja manche hoffen, daß der Anruf des Schutzes der fremden Mächte ihm auch nichts helfen, ſondern nur neue Verlegenheiten ſchaffen werde. —

Dienstag, den 25. November 1856.

Trotz dem Schnee- und Schmutzwetter kam Frau Bettina von Arnim und brachte triumphirend die Voſſiſche Zeitung, in der Schmähverſe gegen die Quartett-Franzoſen ſtehen; ſie legt in dieſe Sache wieder die heftigſte Beeiferung, ohne daß man dafür einen rechten Grund erkennt, und ohne Sicherheit, daß ſie nicht ſelber ihren Eifer am nächſten Tage wieder aufgiebt. Sie ſpricht vom Bildhauer Fiſcher ſchon mit Mißtrauen; er habe ihr die Frage geſtellt, was denn, wenn die Sammlung für das Goethedenkmal weit über den Bedarf eintrüge, mit dem Ueberſchuß geſchehen ſolle? Als ob das für den Künſtler eine Schwierigkeit oder ein Bedenken wäre! Ich glaube faſt, ſie wollte mir dieſe Frage ſtellen, um zu hören was ich meinte. Sie will geantwortet haben, ſie ſelber

werde keinen Anſpruch auf ſolchen Ueberſchuß machen. Plötzlich ſoll nun Goethe's Bildſäule nicht mehr koloſſal werden, nur wenig über Lebensgröße! Der nackte König, hinten am Waſſer angebracht, ſoll aber bleiben, „pudelnackt". Täglich fallen ihr andre Sachen ein, und käme es zur Ausführung, die Verwirrung würde gränzenlos ſein. Bettina ging bald wieder. —

Die verwittwete Herzogin von * hat Troſt für ihren Wittwenſtand in einer Liebſchaft mit einem Offizier geſucht und ſo ergiebig gefunden, daß man froh ſein mußte, ſie noch eiligſt mit ihm verheirathen zu können. Die Königin iſt ganz untröſtlich, daß dies mit ihrer Nichte, der ſie vorzugsweiſe zugethan war, hat geſchehen können. —

Mittwoch, den 26. September 1856.

Die Zeitungen bringen die Nachricht, daß Dr. Falkenthal, angeklagt des Meineids und der Beihülfe zur Flucht Kinkel's, von den Geſchwornen geſtern Mittag freigeſprochen worden. Leider iſt er in der mehrjährigen Unterſuchungshaft ſo krank geworden, daß man ſeinen Tod nicht mehr fern glaubt. Der Gefangenwärter in Spandau, der wegen Mitwirkung zur Flucht Kinkel's dreijährige Haft erlitten, läugnet, daß er 3500 Thaler oder überhaupt Geld bekommen. —

In Paul Heyſe's „Braut von Cypern" geleſen. Schönes Talent, leichte Sprachgewandtheit bei ſchwierigen Reimworten. Er ſagt es ſelbſt, daß er Uhland's „Fortunat" zum Vorbild habe; doch iſt des Letztern Humor mehr gehalten, daher ſtärker; Heyſe legt den ſeinen etwas zu weit aus; — friſch und anmuthig! —

„Freiſchärler-Reminiscenzen. Zwölf Gedichte von Louiſe Aſton. Leipzig, Verlag von E. O. Weller. 1850.“ 28 S. in 12. Dieſe Gedichte ſind nicht von Louiſe Aſton, ſondern von zwei jungen Männern, die ihr dieſelben überlaſſen haben. Es herrſcht darin große Kühnheit, ja Verwegenheit, und es erſcheint fabelhaft, daß dergleichen noch im Jahre 1850, nachdem ſchon anderthalb Jahre die Reaktion im vollen Gange war, in Leipzig öffentlich erſcheinen konnte. Wenn man dergleichen jetzt wieder lieſt, ſo glaubt man zu träumen, und begreift nicht, daß vor ſo kurzer Zeit — vor ſechs Jahren — ſolche Aeußerungen ganz gewöhnlich waren; jetzt ſcheinen ſie um ein Menſchenalter hinter uns zu liegen. Die Aeußerungen dieſer Art ſind völlig unterdrückt, das iſt gewiß; wie es aber mit den Geſinnungen und Urtheilen ſteht, welche jetzt von den Menſchen gehegt werden, das wird einſt unter andern Umſtänden offenbar werden, und vielleicht furchtbarer, als man es jetzt denken will. —

Durch die Revolution hat der Bauernſtand in Frankreich ſich bedeutend gehoben, Freiheit, Beſitz und Wohlfahrt erlangt; nach und nach hat ſich eine neue Unterdrückung eingefunden, die des kleinen Beſitzes durch die Geldmacht, und man ſchildert den jetzigen Bauer in Frankreich als ſehr unglücklich. Er bearbeitet ſeinen eignen Boden faſt nur noch als Tagelöhner für den Kapitaliſten, der ihm Geld vorgeſchoſſen hat. Gewiß, die unendliche Theilung und Wiedertheilung des Bodens iſt nicht heilſam; aber iſt es das Zuſammenlegen großer Güter? und die Untheilbarkeit des Grundbeſitzes, die man bei uns anſtrebt? —

Donnerstag, den 27. November 1856.

Herr von Hammer-Purgstall in Wien gestorben. Ich kannte ihn 1810 in Paris, sah ihn 1811 in Wien beim Fürsten von Metternich wieder ꝛc. —

Abends Besuch von Herrn Dr. Pröhle. Angenehme Erzählungen von Gleim; von Philipp Nathusius, der mit dem Mahler Krola und einem Prediger eine Fußreise auf den Brocken macht, alle drei heftige Frömmler; es tritt starker Regen ein, Nathusius zieht ein Regenhemd an, Krola findet das wider Gottes Ordnung, schilt den Nathusius einen Sybariten, bricht mit ihm, sieht ihn nie wieder! —

Herr Prof. Prutz aus Leipzig ausgewiesen wegen einer im Schillerverein gehaltenen freimüthigen Rede, deren Ton an das Jahr 1848 erinnert haben soll. —

Der — Goedsche hatte dem — Lindenberg in Minden für dessen Zeitung einen Angriff auf den — Stieber in Berlin gesendet, und jener den Artikel aufgenommen, darüber hat Stieber jene beiden verklagt, das Kreisgericht zu Minden aber nun beide freigesprochen. Bei der Gerichtsverhandlung kam an den Tag, daß der neue Polizeipräsident von Zedlitz den — Stieber wegen der Uebergriffe, die er sich erlaubt hatte, schon hart getadelt hat. Wäre der Ausgang der entgegengesetzte gewesen, wären beide verurtheilt worden, — nun, es wäre auch nicht übel.

Freitag, den 28. November 1856.

Daß das Jahr 1848 mit seinen Freiheitsbestrebungen in dem Kern der Berliner Einwohnerschaft noch unvergessen ist, davon zeugen mancherlei Wahrnehmungen; die Zeitungen, Plakate, Flugschriften und Bilder aus jener Zeit werden von

vielen Bürgern sorgsam aufbewahrt, hin und wieder in stillen Abendvereinen vorgelesen. Ein schon bejahrter Handwerksmeister wollte kürzlich die von ihm sorgfältig abgeschriebenen Inschriften der Gräber im Friedrichshain mit biographischen Angaben drucken lassen, fand aber keinen Drucker, der das Wagniß bestehen mochte; er soll sich nun nach Hamburg gewendet haben. Der Prozeß gegen Dr. Falkenthal hat mit seinen genauen Erörterungen der Flucht Kinkel's wieder viel politische Leidenschaft aufgeregt. In dem Prozeß wird auch eine Gräfin von Arnim genannt, die sich für Kinkel sehr bemüht habe, und jederman hält sich überzeugt, daß Bettina von Arnim gemeint sei. Sie hat allerdings beim Könige die Begnadigung Kinkel's zu erwirken gesucht, daß sie aber dessen Flucht befördert oder gewußt, ist mindestens zweifelhaft. Mit der Baronin von Bruiningk, geb. Fürstin von Lieven, war sie jedoch in Verbindung. —

Herr Prof. Prutz erklärt in der Neuen Preußischen Zeitung, die Erzählung, er sei in Leipzig wegen seiner Rede am Schillerfest ausgewiesen worden, für ungegründet, auch sei seine Rede durchaus nicht von der Art gewesen, um Anlaß zum Aergerniß zu geben. —

Der König nimmt es sehr übel, wenn man sagt Neuchatel oder gar Neufchatel, man soll Neuenburg sagen. Aber im Orte selbst kennt man kein Neuenburg, sondern nur Neuchatel, und auch hier in Berlin ist nur der letztere Name dem Volke geläufig, gewöhnlich Nöffchandel ausgesprochen? In allen französischen Verhandlungen muß der König selber Neuchatel sagen. —

Sonnabend, den 29. November 1856.

Mittags kam Frau von Arnim, sie brachte mir das Briefchen von Klemm an sie mit vielem Lachen für meine Sammlung. Sie klagte sehr über Störungen oder Unruhen, die Krankheit der Schwester ihrer Schwiegertochter setzt das ganze Haus in Bewegung. — Bettina erzählte dieselben Geschichten am Anfange des Besuchs, und dann als ganz etwas Neues nochmals am Schlusse, mit einigen auffallenden Veränderungen; eine große Gedächtnißschwäche! Dann kam sie wieder auf die Thorheit zurück, daß Kertbeny's Bildniß eigentlich Petöfi's sei, und Kertbeny nur deßhalb den eignen Namen darunter geschrieben, weil Petöfi's Namen nicht genannt werden durfte, auf diese Weise sei geschickt angedeutet, daß Petöfi noch lebe! — Sie war sehr munter, überaus gesprächig, und schien ganz gesund. —

Erzählung wie es dem Landschaftsmahler Schirmer ergangen. Der König hatte eine Landschaft bei ihm bestellt nach ganz bestimmten Angaben. Schirmer wollte sein Gemählde halbvollendet dem Könige zeigen, um sicher zu sein, des Königs Genehmigung zu haben; er wurde aber abgewiesen, das zweitemal mit dem zornigen Bescheid des Grafen von Keller, es sei gar nicht daran zu denken, daß der König das Gemählde bestellt habe. Schirmer antwortete, er habe zwar darüber die Unterschrift des Königs, aber wenn der sein Gemählde nicht mehr wolle, so werde er es anderweitig anbringen, und verkaufte es auf der Stelle für das Doppelte des bedungenen Preises. Auf der Ausstellung sah der König das Bild, es gefiel ihm außerordentlich — die Spuren seiner eignen Angaben mochten in seiner Erinnerung wieder aufwachen — und er wünschte es zu kaufen! Doch zu spät. —

Heute hat der König auf dem Schlosse den Allgemeinen Landtag mit einer abgelesenen Thronrede selbst eröffnet. Neue Steuern werden angekündigt, erhöhte Ausgaben für das

Kriegsheer, ein neues Ehescheidungsgesetz, die Neuenburger Sache wird berührt und die bekannten Redensarten von Ehre und Treue erwecken lauten Beifallruf, — der nichts kostet! — In der Stadt war keine Spur von Theilnahme oder Spannung, man weiß woran man ist, daß von diesem Verfassungswesen nichts zu hoffen ist. Minderheitswahlen, nach einem willkürlich aufgedrungenen, sinnlosen Wahlgesetz, Uebergewicht der Beamten im Abgeordnetenhause, aristokratischen Knechtsinns im Herrenhause; Stockung alles Vereinswesens, Lähmung der Preßfreiheit, Herrschaft der Frömmelei und der Polizeiwillkür — was kann dabei herauskommen? — Ich habe den ganzen Tag gar nicht daran gedacht, daß heute der 29. ist, an dem der Landtag eröffnet werden sollte, niemand hat daran erinnert, der Sache wurde nirgends erwähnt, erst am späten Abend in den Zeitungen las ich das Geschehene. —

(Späterhin hat ein vornehmer Herr, der in seiner Eigenschaft dabei zu sein verpflichtet war, als Augenzeuge mir erzählt, daß dem Könige in seiner Rede bei der Stelle, wo von Neuchatel zu sprechen war, die Stimme versagt hat, es war, als ob Thränen sie erstickten. Diese Stockung, und der Mangel an Haltung dabei, sollen auf die Mehrzahl der Anwesenden, besonders auf die Leute aus den Provinzen, einen peinlichen Eindruck gemacht haben, einen Eindruck weinerlicher Schwäche, die gegen die nachfolgenden starken Worte höchst unangenehm abstachen. Um dieses Peinliche zu beseitigen, um den König gleichsam wieder aufzurichten, und den Moment zu verhüllen, zu diesem Zweck und aus diesem Gefühl sei von einigen Seiten lauter Zuruf erfolgt, in den alsdann die ganze Versammlung gern eingestimmt habe. —)

Sonntag, den 30. November 1856.

Nachmittags langer Beſuch von Frau Bettina von Arnim; wie gern ſie hilft und giebt, erweiſt ſich wieder auf's ſchönſte an einem armen Litteraten, der ſich in ſeiner Noth an ſie gewendet, und dem ſie das letzte Baare ſchickt, was ihr im Augenblicke verfügbar iſt. Sie hat vergeſſen, daß ſie geſtern bei uns war, und entſchuldigt ſich, daß ſie nicht habe kommen können. Von Savigny's, die wieder hier ſind, allerlei, vom Grafen Oriola, der ihr läſtig wird, und von der Gräfin ihrer Tochter. — Sie klagt ſehr über ihre Geſundheit, ſie ſei matt und hinfällig, ſie wage nur immer, da ſcheine ſie — ſo lang es geht — rüſtig. —

Geſtern ſtarb in Dresden, beinah 86 Jahr alt, der niederländiſche General und Geſandte Graf von Perponcher-Sedlnitzki. Er hat bei Bellealliance tapfer gekämpft. Ich ſah ihn zuletzt in Homburg, wo wir gute Geſpräche hatten. Seine Frau war Adelaide von Reede, Tochter eines holländiſchen Geſandten, der eine geb. von Kruſemark geheirathet hatte. —

Montag, den 1. Dezember 1856.

Nach dem Mittagseſſen kam Bettina von Arnim, etwas abgeſpannt von häuslichen Sachen und Familiengetreibe. Man hat ihr geſagt, daß ihr Name in der Anklageſchrift gegen Falkenthal vorkomme, — zwar als Gräfin Arnim, aber gemeint iſt ohne Zweifel Bettina, — ſie habe, heißt es, dem Studenten Schurz, der ihr ſeine Abſicht Kinkel zu befreien vertraut, daß man die alten Geſchichten wieder aufwärmt, hiezu Unterſtützungen gegeben. Bettina findet es abgeſchmackt, und zwar ganz entſtellt. Sie erinnert ſich, daß in jener Zeit einmal mehrere junge Leute vor ihrer Wohnung (im Thiergarten

bei den Zelten) auf und ab gegangen, und immer ſcharf hinaufgeblickt, bis endlich der eine von ihnen eingetreten und ſich als Student Schurz angemeldet, dann auch ſeine Abſicht ihr mitgetheilt habe; ſie will ihm darauf mit Unwillen geantwortet haben, er ſolle von ihr den Rath annehmen, niemanden mehr etwas der Art zu ſagen, denn jederman werde es machen wie ſie es jetzt unmittelbar vorhabe, nämlich ſein Unternehmen gehörigen Ortes anzeigen. Er ſei darauf erſchrocken weggegangen, und ſie habe ihn nie wiedergeſehen. —

Der Schriftſteller Guſtav Diezel hatte ſich aus Würtemberg nach Wien begeben, wurde jedoch ausgewieſen, man ſagte wegen Verfolgung abſeiten auswärtiger (preußiſcher!) Polizei. Auf ſeine der höheren Behörde in Wien eingereichte Vorſtellung darf er bleiben. —

Prozeß des Majors von Keſſel wegen Wechſelſchulden; ſein Gegner, ein Freiherr von der Recke, iſt freigeſprochen worden. Auffallend war die Verſicherung des Majors, er habe nie einen Wechſel geſehen und nicht gewußt, daß er einen unterſchriebe! —

Preußen bricht alle Verbindung mit dem Bundesrathe der Schweiz ab. Der Geſandte von Sydow hat Bern verlaſſen. — Es giebt hier Leute, die den König wegen Neuchatel ſtets reizen und hetzen, und ihn zu äußerſten Schritten führen möchten. Man darf behaupten, daß es manchen Leuten hiebei nicht ſowohl um die Ehre und das Anſehen des Königs zu thun iſt, als um das Gegentheil, ſie wünſchen ihm Verlegenheit, Mißlingen, Demüthigung. „Es geſchieht ihm ganz Recht, wenn er ſich die Finger verbrennt!“ hört man ſagen, oder auch: „Er hat uns im März 1848 ſchön im Stich gelaſſen, gut in die Patſche gebracht, und thut jetzt noch ganz dicke gegen uns, als hätten nicht wir ihn, ſondern er uns gerettet! mag er einmal wieder recht erfahren, was er kann und nicht kann!“ —

Dienstag, den 2. Dezember 1856.

Von unsern Landtagsverhandlungen erwartet niemand etwas, als nur die Regierung. Wir wissen, daß neue Steuern kommen, neue Beschränkungen, ein elendes Ehegesetz; es ist uns gleichgültig, welches Werkzeug die Regierung zu diesem Zweck anwendet, ob den grünen Tisch der Minister, oder den der gefälschten, nichtsnutzigen Landtagshäuser, die nur ein Afterbild von Volksvertretung sind. Wir haben im Augenblicke kein Mittel uns gegen die Partheiwillkür zu wehren, aber die Folgen des verkehrten Treibens werden nicht ausbleiben, das Leben geht unaufhaltsam fort, es nimmt Wege, auf denen keine Regierung es einholen kann, und mit den Fortschritten wachsen die Ansprüche. —

Die kirchliche Strenge, mit der die Regierung sich zu stärken hofft, wirkt nur dahin, die Gemüther zu verwirren, die Gesinnungen der Freiheit aufzuregen, zu erbittern. Das Königthum hat sich da einen Bundesgenossen gewählt, der ihm verderblich werden muß, denn die Kirche will selber eine weltliche Macht sein. Man betrachte doch die Regierung des französischen Königs Karls des Zehnten! Wie groß war seine Macht! überall Jesuiten, überall Polizei, Soldaten, Beamte, Geld und Ansehn in seinen Händen; in Einer Nacht war alles vorbei, die dreifarbige Fahne wehte in ganz Frankreich. —

Ich glaube dieser unser Staat ist jetzt ein von Gott ganz verlassener, und geht mit großen Schritten neuen Erschütterungen und gewaltigen Prüfungen entgegen. „Keine Luft," von keiner Seite." —

Nachmittags Besuch von Frau Bettina von Arnim. Sie bringt mir homöopathische Streukügelchen — Mercurius vivus — gegen meinen Husten. Daß Savigny's wieder hier sind, giebt ihr viele Beschäftigung, die Familie ist ihr ein nothwendiger Reiz, stachelt sie immerfort zu dem Doppelbemühen, den Verwandten zu dienen und ihnen überlegen zu

ſein, ihnen Hülfe oder Aerger zu bereiten. — Indem Bettina ſich bitterbös über Frau von M. aufhält, iſt ſie doch äußerlich ganz ſorgſam mit ihr, macht ihr Beſuche, iſt ihr gefällig. — Nun ſoll endlich das Widmungsexemplar der „Geſpräche mit Dämonen" an den türkiſchen Sultan abgehen, und zwar durch die hieſige türkiſche Geſandtſchaft, der General von Webern beſorgt es! Wo möglich, ſoll der Sultan veranlaßt werden, dem Herrn Achmet eine Penſion von wenigſtens 200 Thalern auszuwerfen! Von einer Summe für das Goethedenkmal iſt jetzt nicht die Rede. Ich glaube, das Buch wird gar nicht abgeſchickt. —

Der Graf Hermann von Lottum erzählt ergötzliche Hofgeſchichten, auch gepfefferte Späße über die Neuchateller „Schweinerei". Darin ſtimmen ihm viele ſeinesgleichen bei. Dieſe Ariſtokraten kennen kein größeres Feſt, als wenn es über den König hergeht. Gilt es aber Gunſt und Vortheil, dann ſind ſie die Stütze des Thrones, zu jedem Opfer bereit — mit Worten! —

Mittwoch, den 3. Dezember 1856.

Einiges geſchrieben, aber mit großer Unluſt. Ich habe einen ſchlechten Tag, voll Mattigkeit und Ueberdruß, einen der Tage, wo man „ganz in ſich zuſammenſtürzt", wie Friedrich Auguſt Wolf einmal an Rahel ſchrieb, was mir damals einen tiefen Eindruck machte, weil ich gar nicht gedacht hatte, daß Wolf ſolche bedrückte Seelenſtimmung haben könnte. Immer neuer Schnupfen verdüſtert mir den Kopf; er ſinkt mir beim Leſen nieder wie das Buch aus der Hand. Zum Glück beſuchte mich niemand, am wenigſten bin ich zum Sprechen aufgelegt. —

Aufruhr in Sizilien, den Engländern gewiß ganz recht und willkommen, dem Louis Bonaparte jedoch nicht, der vielleicht gar das Verdienſt anſpricht ihn dämpfen zu helfen. —

Die ruſſiſche Zeitung le Nord in Brüſſel hat vor kurzem eine Aufforderung an alle Regierungen erlaſſen, ſie möchten gemeinſame Maßregeln zur Beſchränkung der Preſſe treffen, wobei beſonders die engliſche gemeint war. Nun hat der Nord aber in ſeinen Angriffen gegen Oeſterreich alles Maß überſchritten, und iſt deßhalb jetzt in ganz Oeſterreich verboten worden. Ein guter Anfang in Folge jenes Rathes! —

Donnerstag, den 4. Dezember 1856.

Nachmittags kam Bettina von Arnim, ſie brachte mir eine andre homöopathiſche Arznei; leider war inzwiſchen der Huſten wieder ſtärker geworden; lauter nutzloſe Quängelei! Sie ſelber klagte über gänzliche Ermattung, beſonders verſagen ihr die Kniee, doch macht ſie die weiteſten Wege bei jedem Wetter. Sie klagte auch bitter über häusliches Ungemach. — Trotz aller Unzufriedenheit iſt Bettina doch dabei ganz luſtig, lacht über alles, macht launige Scherze, verſpottet ſich ſelber! Für Ludmilla bringt ſie einen Pack Volkslieder, die ſie leſen und ſichten ſoll, zum Behuf eines Nachtrages zum Wunderhorn. Ich mußte meinen Diener in das Haus des Banquiers von Magnus ſchicken, um nachzufragen, zu welcher Zeit etwa man ſeine Rückkunft erwarte? Die Antwort, er ſei ſchon da, werde aber bald wieder verreiſen, machte auf Bettina doch einen ernſten Eindruck, das ging ihr über den Spaß; „Am Ende denkt der Eſel gar nicht daran, mir einen Beſuch zu machen, wie doch ſeine Schuldigkeit wäre, oder mir eine beſtimmtere Antwort zu geben?“ Und auf dem Eſel beruhen ihre größten

Hoffnungen! Sie ging etwas erſchüttert und mißgeſtimmt fort. —

In Rußland, Polen, Oeſterreich, Neapel, Dänemark, überall Amneſtieen, — in Preußen keine! —.

Freitag, den 5. Dezember 1856.

Staatsſtreich in Luxemburg; erbärmlich! Der König der Niederlande hinkt ſeinen Vorhinkern jämmerlich nach. Das ſind Fürſten! Einer wie der andre. Sie führen bald nun auch gegen ihre eignen Staatsſtreiche neue aus. Fürſtenſtreiche ſollte man dergleichen Wortbrüche und Gewaltthaten nennen. —

Das neue Ehegeſetz iſt nun im Entwurfe dem Landtag hier übergeben. Die Frömmler und Geſetzeiferer glauben Wunder was ſie damit ausrichten! Sie erſchweren das Leben, aber ſie ändern nichts; in katholiſchen Ländern iſt die Ehe unauflöslich, aber deſſen ungeachtet lebt es ſich in Oeſterreich ungefähr eben ſo wie in Preußen. Man weiß ſich zu helfen. — Und was hat man hier vor Augen? Die Eheverhältniſſe des Prinzen Albrecht! —

Hier wollte ſich ein Litterat damit beliebt machen, daß er das Leben der jetzigen Königin ſchriebe; ein vornehmer Hofbeamter, den er mit ſeinem Vorhaben bekannt machte, konnte gar nicht begreifen, was der Mann eigentlich wollte, da ſeiner Meinung nach hier gar kein behandelbarer Stoff vorläge. „Was wollen Sie denn ſagen? Daß die Königin wohlthätig iſt, daß ſie ſchön war? Nun, das verſteht ſich alles von ſelbſt!“ Er rieth ihm ernſtlich ab. —

In Magdeburg iſt der Irvingianer von Pochhammer, angeklagt unbefugter Ausübung gottesdienſtlicher Handlungen,

der Austheilung des Abendmahls ꝛc., gerichtlich freigesprochen worden, weil er in seiner Gemeinde hiezu die Befugniß erhalten habe! Da hätte ein deutsch-katholischer Prediger ein schönes Strafurtheil zu gewärtigen gehabt! Den Fanatikern wird alles nachgesehen. —

Bettina von Arnim kam heute nicht, ich fürchte sie sitzt wieder zu Hause wartend, ob nicht etwa der Banquier von Magnus ihr einen Besuch machen wird! —

Eine Bemerkung über Bettinen! Jemehr sie auf einen Menschen schimpft, ihn lächerlich macht oder herabwürdigt, desto sichrer kann man sein, daß sie selber ihm freundlich und anschmeichelnd begegnet, ihm Aufmerksamkeiten erweist, Vertrauen bezeigt; dadurch entsteht denn das Seltsame, daß dieselben Personen, von denen sie schlecht spricht, von ihr entzückt sind. Liegt hier ein Gefühl begangenen Unrechts zum Grunde, oder eine Scham so freundlich und gütig zu sein? Ich weiß es nicht. Jedenfalls aber entsteht daraus ein Umgang, der die Gefahr großer Verunglimpfung und Enttäuschung mit sich führt. —

Sonnabend, den 6. Dezember 1856.

Gegen die Essenszeit kam Frau Bettina von Arnim. Sie hat allerdings gestern den Banquier von Magnus erwartet, auch ist er, nachdem sie ihm nochmals geschrieben, wirklich gekommen, hat aber mehr mit Fräulein Armgart geschwatzt, als mit ihr gesprochen, und es ist alles im Schweben geblieben. Er wollte wissen, wo denn das Denkmal stehen solle und wieviel es kosten werde? Sie meinte, das erstere werde der König schon bestimmen, sie wünsche Sanssouci, das letztere möge ihn nicht bekümmern, je mehr einkäme, desto besser; übrigens sei

ja nur von dem äußern Umfang die Rede, die Hauptfigur laſſe der König machen. (Kein Gedanke! Der König läßt ſich auf gar nichts ein, hat nichts verſprochen, weiß von nichts! Das iſt rein aus der Luft gegriffen.) Sie war ſehr unzufrieden, und brauchte den verachtenden Ausdruck „So ein alter Jud!“ Dann eiferte ſie gegen den König, der die elendeſten Denkmale errichte, ſo ein Friedrichsdenkmal, wo Friedrich auf dem Pferde ſitzt wie ein beſoffener Schauſpieler, der eben herunter fallen will; warum führ' er nicht das ihrige aus? Sie werde an den Kaiſer Napoleon ſchreiben, der ſoll's machen. „Dann wird's ein Schanddenkmal, das dürfen und werden Sie nie thun!“ Plötzlich fuhr ſie mit heftiger Leidenſchaft auf! „Nun dann zerſchlag' ich alles in kleine Stücke, daß auch nicht eine Spur davon übrig bleibt!“ Sie meint, die Welt ſo am empfindlichſten zu ſtrafen. Sie war ungehalten, daß ich ihr einſprach, und wollte nichts mehr hören. Sie fängt ſich in ihren Phantaſieen und Vorſpiegelungen, und kann nicht wieder heraus. Nebenher klagt ſie bitterlich über Oriola. — Dabei iſt ſie heiſer, und huſtet faſt mehr als ich. Sie iſt ſehr beklagenswerth, aber wenn ſie immerfort unwahre Angaben als Thatſachen anführt, iſt es oft kaum auszuhalten. —

Berlin, den 7. Dezember 1856.

Wenig Schlaf und viel Huſten, der kurze Schlaf durch Träume geſtört, von Bettina und ihrem Bruder Clemens, deſſen Gedichte mit denen Arnim's in einer Art Schachſpiel ſich gegenſeitig vernichteten! Beſorgniß für Bettina! —

Heute habe ich Ludmilla'n alle meine Bücher und litterariſchen Schriften und Sammlungen geſchenkt und übergeben, und ein ſchriftliches Zeugniß über dieſe Schenkung aufgeſetzt.

Ich hegte dieſes Vorhaben ſchon lange, und aus guten Gründen, ich fühlte das Bedürfniß, ihr dieſen Beweis meiner Dankbarkeit zu geben. —

Das neue Ehegeſetz, das dem Landtag vorgelegt worden, iſt ſchrecklich dummes Zeug und wird dem Zweck der Verfertiger nicht entſprechen. Aber ganz unzweifelhaft wird es angenommen. —

Die Sache mit Neuchatel wird immer ernſter, Preußen geräth in die übelſten Verwicklungen, giebt ſich immer mehr an Frankreich hin, entfernt ſich von England. Was wird dieſer kleine Fürſtenthumstitel — denn mehr iſt es ja nicht — noch alles koſten! Und jemehr der König jetzt auf ſein Recht dringt, jemehr er durch fremde Macht es zu verlangen ſtrebt, deſto größerer Schatten fällt auf die frühere Zeit des Duldens und Wartens, auf die eigne Macht. Sollte gar noch Blut fließen um des elenden Titels wegen — das würde zu großem Unheil gereichen. Der Bundesrath in Bern verweigert ſtandhaft die Freilaſſung der Gefangenen, ihr Prozeß nimmt ſeinen Fortgang. Auch die warnende Fürſprache des ruſſiſchen Geſandten hat nichts erwirkt. —

Das von Bettina eifrigſt empfohlene und uns gebrachte Stück von Gozzi „die glücklichen Bettler", in einer alten Ueberſetzung (Bern, 1777) geleſen, aber nicht mit dem heftigen Wohlgefallen, das Bettina daran bezeigt. Ihr litterariſcher Geſchmack und litterariſches Urtheil ſind ſehr oberflächlich und zufällig, jetzt gefällt ihr das Schlüpfrige, ja das derb Unſaubre, was auch in Gozzi nicht fehlt. — In Julian Schmidt geleſen, in Goethe, zuletzt im Tacitus. —

Das „Preußiſche Wochenblatt" (Bethmann-Hollweg) von geſtern iſt von der Polizei weggenommen worden. —

Montag, den 8. Dezember 1856.

An Juſtinus Kerner nach Weinsberg geſchrieben, ſehr mild und freundlich. Ich will der häßlichen politiſchen Sachen nicht gedenken! —

Im Tacitus geleſen, deſſen gewichtige Sprache und ſtarke Geſinnung mir wohlthat und weh! Verruchte Stoffe hat er zu behandeln! —

Die Ritter, welche die Polizeigewalt auf ihren Gütern nicht haben, wenigſtens nicht die Koſten derſelben tragen wollen, werden vom Miniſter des Innern ernſtlich belehrt, ſie müßten beides übernehmen, dabei verweiſt man ſie im Stillen auf künftige weitere Entwicklungen, durch die ihre Macht nur vermehrt und die Koſten verringert werden ſollen. Auch der Präſident von Gerlach hat durch ſolche Einflüſterungen die widerſtrebenden Junker zu beſchwichtigen geſucht, und ihnen dringend gerathen, für erſt nur alles anzunehmen, das Gute werde bleiben, das Läſtige wegfallen. Allein die vorherrſchende Stimmung traut den Verſprechungen nicht. —

Dienstag, den 9. Dezember 1856.

Frau Bettina von Arnim bei unſrem Mittageſſen. Sie war ſehr angegriffen, alle Gelenke ſeien ihr ſchwach, klagte ſie, verurſachten ihr Schmerzen. Dabei hat ſie heftigen Huſten, den ihre Homöopathen nicht bezwingen; daß der meinige auch nicht gewichen iſt, läßt ſie unbemerkt. Sie iſt mit Dr. Behſemeyer unzufrieden, hat abermals einen neuen Arzt zu Rathe gezogen. Heute war nicht vom Goethedenkmal die Rede, nur von Fortſetzung des Wunderhorns, und von den großen Unruhen und Mißlichkeiten, welche dem Hauſe die erwartete An-

kunft der Familie Oriola bewirkt; der Oberſt Schwiegerſohn bekommt bei der Gelegenheit allerlei ſchöne Beiwörter! —

Hier fängt man an doch etwas unruhig zu werden in Betreff der Pariſer neuen Konferenzen; die Regierung läßt durch ihre Blätter die Angabe verbreiten, es ſei keineswegs die Abſicht Preußens, die Neuenburger Sache von der Entſcheidung fremder Mächte abhängig zu machen, man werde das anerkannte Recht ſelbſtſtändig wahren und nichts davon abdingen laſſen. —

Das Herrenhaus wird vor dem Neujahr keine Sitzung mehr haben; die meiſten Mitglieder ſind wieder abgereiſt. „Wozu das Poſſenſpiel?“ fragt man. — Es heißt, man wolle ſyſtematiſch die Geldforderungen an den Landtag jedes Jahr ſteigern, für das Heer, für den Hof (der König will ein paar Millionen mehr zu ſeiner Verwendung), für große Unternehmungen ꝛc. Verweigert der Landtag ſeine Einwilligung, ſo könne man dann die Gelegenheit ergreifen dem ganzen Weſen ein Ende zu machen, es laſſe ſich damit nicht regieren u. ſ. w. Die Rückkehr zur Willkürherrſchaft ſoll das feſte Ziel ſein, das man niemals aus den Augen läßt. Der König ſoll den jetzigen Zuſtand von Scheinkonſtitution nur mit äußerſter Unluſt und Ungeduld ertragen. —

Trotz aller Drohungen Preußens gegen die Schweiz iſt doch noch die preußiſche Geſandtſchaftskanzlei in Bern und der diplomatiſche Verkehr nicht abgebrochen. — In einer ſchweizeriſchen Denkſchrift wird die Thatſache hervorgehoben, daß die Tagſatzung nie mit dem Könige von Preußen als Fürſten von Neuchatel im Verkehr geſtanden hat, ſondern immer nur mit der Regierungsbehörde zu Neuchatel, die ihrerſeits nie Befehle vom Könige annahm. —

Mittwoch, den 10. Dezember 1856.

Wenn ich jetzt geſchichtliche Darſtellungen oder kritiſche Erörterungen unſrer Litteratur, wie ſie ſeit ſechzig, ſiebzig Jahren ſich entwickelt hat, oder Schilderungen der Schriftſteller und ihrer einzelnen Werke leſe, ſo finde ich wohl neue Geſichtspunkte genug, neue Gedankenreihen, denen ſich nachgehen und manches gute Ergebniß entnehmen läßt; aber ich fühle zugleich, daß die Welt dem friſchen Lebensverhältniß zu jenen Gebilden entrückt iſt, ſie nimmt und gebraucht ſie nach ihrem, der Welt eignem Bedürfniß, das ein anderes iſt, als das jener Zeit, in der ſie hervortraten und zuerſt wirkten. Was uns damals der Wilhelm Meiſter, das Athenäum, die Jungfrau von Orleans, Schiller's Kantiſches Philoſophiren, Fichte's und dann Schelling's Erſcheinung, oder auch Tieck's Oktavianus, die Xenien, die lyriſchen Gedichte der Zeit waren, davon hat die Welt wenig Erinnerung und gar kein Gefühl mehr, ſie giebt ihnen andre Stellungen, andres Licht, zerlegt und zerſetzt ſie, und erregt dadurch den traurigen Eindruck, daß ſie wirklich nicht mehr leben, wenigſtens nicht ihr eigenes Leben, ſondern ein fremdes, vom unterſuchenden Geiſt verliehenes. Das klaſſiſche Alterthum der Griechen und Römer, die Litteratur neuerer Zeiten und fremder Völker kennen wir Alle nur auf dieſe Weiſe. Jenes Erlebte giebt mir einen Maßſtab der Abweichungen, der Veränderungen, und damit eine nachdenkliche Beſcheidenheit im Urtheilen, beſonders im Tadeln und Verwerfen. Es geſchieht in dieſer Art dem Beſten immer viel Unrecht, oft himmelſchreiendes! —

Nachmittags beſuchte uns Frau Bettina von Arnim. Sie war ſehr unzufrieden mit dem Bildhauer Fiſcher, der da meinte, von ihrem Goethedenkmal ſei eine neue Skizze erforderlich, die anzufertigen eine bedeutende Summe nöthig ſei. „Was bildet ſich der Einfaltsmenſch ein? Meint er, meine Arbeit ſei nicht genügend, und will ſeine an die Stelle ſetzen?

Alles Nöthige iſt fertig da, man braucht nur die Ausführung anzufangen." Sie klagt fortwährend über die Unruhe und Störung in ihrem Hauſe. — Neue Verhandlungen mit Ludmilla wegen der Volkslieder. —

Vor mehr als dreißig Jahren las ich, durch ein Wort von Rahel angeregt, zum erſtenmal die vielbändige Briefſammlung Voltaire's aufmerkſam durch, mit größtem Vergnügen und reichſten Ertrag. Seitdem hab' ich daſſelbe Leſen zweimal wiederholt, das letztemal in der Beuchot'ſchen Ausgabe, wo die Briefe zwanzig Bände füllen. Unzähligemal hab' ich dieſe Briefe mündlich empfohlen und angeprieſen, als die reinſte und ergiebigſte Quelle zur Erkenntniß Voltaire's, als das friſcheſte Lebensbild des achtzehnten Jahrhunderts, als einen Schatz Voltaire'ſcher Geiſtesfülle, deſſen Werth ſich dem ſeiner beſten Werke gleichſtellt, ja dieſen übertrifft. Nun hab' ich die Genugthuung, dieſen unter Franzoſen und Deutſche reichlich ausgeſtreuten Samen hin und wieder aufgehen zu ſehn, in letzter Zeit ſind mir in der Litteratur wiederholt ſolche Aeußerungen begegnet, die ich dreiſt als die meinigen anſprechen darf. —

Donnerstag, den 11. Dezember 1856.

Der preußiſche Staatshaushalt iſt für das nächſte Jahr zu 120 Millionen Thaler veranſchlagt. Die Nationalzeitung warnt ernſtlich gegen Ueberbürdung der Steuerkraft. Es iſt entſetzlich, wie leichtfertig die Regierung auf Ausgaben eingeht, die wenigſtens dann nicht gemacht werden ſollten, wenn die ſchon ſo hoch geſtiegenen Finanzmittel nicht ausreichen. Im Heer, in der ſogenannten Flotte, werden Millionen nutzlos verſchwendet. —

Ein Soldat, in Neapel, hat bei der Truppenschau den König von Neapel umbringen wollen. Solche Attentate häufen sich in unserer Zeit. Ein bedeutendes Zeichen der Zeit! —

Nachrichten aus Rußland; es bilden sich dort Partheien, die einander feindlich gegenüberstehen; der despotische Druck, der unter Nikolaus alles niederhielt, hat aufgehört, und die Geister regen sich. Eine altrussische Parthei feindet den jetzigen Kaiser an, eine neurussische wirkt im Sinne der Freiheit, und will diese in weitester Ausdehnung. Eine Mittelparthei schließt sich dem Kaiser an, um mit ihm und durch ihn zu freisinniger Ausbildung zu kommen. Die erste dieser drei Partheien soll die meiste Kraft haben, und könnte wohl die erste sein, die zu offnem Ausbruch schreitet. Darüber kann, dünkt mich, viele Zeit hingehen, und inzwischen die ganze Lage der Dinge sich verändern. Hätte Nikolaus länger gelebt, so wäre vielleicht schneller eine Katastrophe eingetreten, Umtriebe gegen ihn waren stets in Thätigkeit, militairische und andre Verschwörungen. —

Die russische Note (das Manifest) an die Mächte, welche den Pariser Friedensverhandlungen beigewohnt haben, bekennt offen und sucht zu entschuldigen, daß die russischen Bevollmächtigten bei jenen Verhandlungen ihre richtige russische Landkarte nicht vorgelegt, sondern ruhig zugesehen haben, daß die andern Bevollmächtigten eine unrichtige Karte gebrauchten, — woraus die Verwirrung wegen Belgrad entstanden. Die Note sagt, die andern Bevollmächtigten würden ja das Russische auf der russischen Karte nicht haben lesen können, eine der jämmerlichsten Ausreden, die je gemacht worden! Dieser große, amtliche, der ganzen Welt offenbare Betrug, diese niedrige Arglist und Tücke, macht nicht den Eindruck, den sie machen sollte. Die Times schimpfen etwas, die Höfe schweigen still. Man sieht, daß es nicht mehr gilt den Schein zu retten! Man

hält alle Diplomatie für spitzbübisch, alle Höfe für falsch und lügenhaft. —

Freitag, den 12. Dezember 1856.

Der Prediger Uhlich in Magdeburg, wegen angeblicher Verspottung der christlichen Religion zu 14 Tagen Haft verurtheilt, ist vom Appellationsgericht freigesprochen und der Beschlag auf eine Nummer seines Sonntagsblattes aufgehoben worden. —

Man glaubt, das bitterböse Ehegesetz werde vom Landtage gründlich verändert werden; es sind Bestimmungen darin, aus denen lediglich Unglück und Qual folgt, und von denen kein Mensch einen Vortheil hat, am wenigsten aber die Sittlichkeit. Die strengen Eiferer sind wahre Bestien. —

Das Verbot, Minorennen Geld zu leihen, ist auch eine solche Maßregel, die ihren Zweck verfehlt. Wer als Gläubiger von einem Minorennen das Ehrenwort fordert, oder nur annimmt, daß dieser künftig seine Schuld zahlen werde, wird hart bestraft. Diese dummen Gesetzklügler vernichten auf diese Weise das Ehrenwort, meinen dasselbe in ihre plumpen Hände zu nehmen! Das Gesetz ist noch nicht angenommen, und schon zeigt man mit Hohn, wie es umgangen werden kann! —

In einer zu Paris erschienenen halbamtlichen Geschichte des dortigen Friedenskongresses wird die Zulassung Preußens zu den Berathungen in wahrhaft beschämender Weise erzählt. Sie fand ausdrücklich erst dann Statt, als alles abgethan, und das Beschlossene nur mit zu unterschreiben war. Preußen aber, heißt es, war nur allzu begierig diese geringe Ehre für sich anzunehmen und sei dadurch l'obligée de la France

geworden! Ueberhaupt behandelt man uns ſchön! Das kommt davon, wenn eine Regierung im Zwieſpalt lebt mit der Geſinnung des Volkes, ſich mit dem Scheine behilft, und in Wahrheit nicht weiß, auf was ſie ſich ſtützen ſoll! —

Sonnabend, den 13. Dezember 1856.

An der Börſe war heute das Gerede, Preußen werde wegen Neuchatel ſechzigtauſend Mann mobil machen. —

Der Prinz Friedrich Wilhelm iſt in Paris angekommen, und glänzend empfangen worden. Man iſt hier ſtolz auf die Ehren, die ihm dort von Louis Bonaparte erwieſen werden; der Geſandte Graf von Hatzfeldt hatte ſie ſchon im voraus gemeldet, man thut ſich was darauf zu gute, daß der Emporkömmling, der Gefangne von Ham, der Staatsſtreicher, den legitimen Thronerben empfängt, man giebt ſich ein Anſehn mit der Freundſchaft und Gunſt, die man in Paris zu haben meint! Vielleicht iſt die Zeit nicht fern, wo man die Schamröthe zu verbergen ſucht, auf dergleichen eitel geweſen zu ſein. Es iſt nicht bloß wegen Neuchatel, daß man ſich ſo eifrig bewirbt, die Macht Bonaparte's imponirt. —

Eine Anzahl katholiſcher Abgeordneten hier haben förmlich den Antrag geſtellt, die Eheſachen ganz an die geiſtliche Gerichtsbarkeit zu verweiſen! Die Proteſtanten werden bald nachfolgen. —

Der däniſche Miniſter von Scheele, ein eifriges Werkzeug der Unterdrücknng in der Hand der däniſchen fanatiſchen Parthei, einer der Schergen in Schleswig-Holſtein, hat an die Landleute in Holſtein eine politiſche Rede von unglaublicher Art gehalten. Er hat die Bauern über die politiſche Lage der Dinge belehrt, und ihnen geſagt, alles Unglück des Landes

komme vom Adel her, von den Junkern. Die Sache macht großes Aufsehn und vielen Spaß. Man sieht darin die Noth und Verzweiflung des elenden Ministers, der sich nicht mehr zu helfen weiß. —

Montag, den 15. Dezember 1856.

Was ein Schriftsteller über sich selber dem Publikum vertraut, das wird sicher gegen ihn auf das schnödeste mißbraucht. Wie ein Verhörrichter lauert das Publikum auf jede leiseste Aeußerung, die wie ein Bekenntniß aussieht, hält sie fest, macht einen Grund der Anklage daraus, folgert die bündigste Verurtheilung aus ihr. Immerfort werden Goethe'n die Dinge vorgeworfen, die er selber als Mängel an sich bezeichnet hat, und die es doch in der Weise gar nicht sind, wie die Feinde es meinen. Daß es ihm in den bildenden Künsten nicht geglückt sei, hätte er nie sagen sollen. Auch der gute Jean Paul Richter hätte seinen Zettelkasten-Witz nie den Leuten offenbaren sollen, Julian Schmidt mißbraucht das Bekenntniß, um Richter's ganzes Dichten als ein mechanisches Zusammenstellen und äußerliches Anordnen zu bezeichnen. —

Man spricht von drei Armeekorps, 120 bis 150,000 Mann, die der König gegen die Schweiz will ausrücken lassen, und von einer Anleihe von 40 Millionen Thalern. Ein Kaufmann, der an der Börse dies hörte, ein junger Weltling, der seinen Heine viel gelesen hat, rief aus: „O König Wismawithra!" Dann stockte er plötzlich und verschluckte den Rest, indem er sich erschrocken umsah. Dadurch wurden die Umstehenden erst recht neugierig, und mancher mag zu Hause im Stillen nachgesehen oder nachgefragt haben, wie die folgenden Zeilen bei Heine lauten. Es giebt hier an der Börse einige namhafte Witzbolde, genannt hat man aber diesmal keinen. —

Dienstag, den 16. Dezember 1856.

Herr Professor Kuno Fischer in Jena hält Vorlesungen mit dem größten Beifall und Zudrang. Die Nationalzeitung berichtet darüber in glänzender Weise. Der König hat für Fischer's Zulassung an hiesige Universität gegen den Minister von Raumer entschieden; aber was hilft's? Fischer ist doch nicht hier, sondern in Jena, und Preußen hat das Nachsehen! —

Neues Buch von Bunsen: „Gott in der Geschichte", der erste Band ist erschienen, zwei andre sollen folgen. Weitläufig, schwerfällig, auf dem Gränzgebiete der Theologie und Philosophie sich herumtummelnd. Nichts für mich! Indeß giebt es Leute genug, denen solches Futter schmeckt. —

Von Bettinen von Arnim traurige Nachricht. Es geht ihr zwar für den Augenblick wieder besser, und die Gefahr ist beseitigt, aber sie hat wirklich wieder eine Art Schlaganfall gehabt, mit Lähmung der einen Seite, und bei ihrem Alter und ihrer Unruhe, die von keiner Schonung und Sorgfalt hören will, hegt man immerfort schlimme Befürchtungen. —

Louis Bonaparte schließt die Neuenburger Sache von den nächsten Pariser Konferenzen aus, die nur die Ausführung des letzten Friedensvertrages zum Gegenstande haben sollen. Preußen, das auf ihn alle Hoffnung setzt, wird ihm zu Gefallen stimmen müssen. Daher wird bis auf weiteres die Hoffnung Preußens warm gehalten, sowohl durch den Moniteur, als durch den hierin mit diesem einverstandenen Nord, der sogar meint, eine Republik wie die Schweiz tauge nicht im monarchischen Europa. Dieser Eifer für Preußen sieht ganz und gar einer Falle gleich, und wie leicht plumpst unsre blinde Politik in eine solche hinein. —

Mittwoch, den 17. Dezember 1856.

Die Ruſſen haben den Tſcherkeſſen eine Feſtung abgenommen, bei dieſem Anlaß aber auch eine Anzahl türkiſcher Schiffe mit Beſchlag belegt, angeblich weil deren Papiere nicht in Ordnung ſeien; einige haben ſich nach Trapezunt geflüchtet. —

Die Engländer haben den Perſern den Krieg erklärt, und gleich die Inſeln Ormus und Karrak in Beſitz genommen. Da giebt es wieder Zündſtoffe genug! Funken fliegen umher! —

Im Königreich Sachſen zu Königsbrück haben achtbare Bürgersleute das Heckerlied öffentlich geſungen, und ſind deßhalb vor Gericht geſtellt worden. Man kann an dieſem Beiſpiel ſehen, welche Geſinnungen unter den Menſchen walten. Hunderttauſende ſängen gern das Heckerlied, ſchafften gern den Adel ab und Könige, möchten die Pfaffenwirthſchaft enden ſehen! Und zwar „achtbare Bürger", „Ehrenmänner", „Leute von Bildung, von Hab und Gut". Und wie Viele, die öffentlich das Gegentheil ſagen, denken ſo! —

Der Telegraph meldet jeden Tag, was der Prinz Friedrich Wilhelm in Paris thut, welche Ehren ihm wiederfahren. Am Hofe hier jubelt man über die Auszeichnungen, iſt auf ſie ſtolz! Dabei läßt man außer Acht, daß die Lage ſelbſt, in der man ſolche Auszeichnungen empfangen und hoch anrechnen muß, keineswegs eine vortheilhafte iſt. —

Donnerstag, den 18. Dezember 1856.

In Kaſſel immerfort Verfaſſungswehen, es will nichts zu Stande kommen. In Hannover ebenfalls trauriger Zuſtand, der Wahleifer iſt bei der aufgedrungenen dummen Abſtimmungsweiſe — mündlich zu Protokoll erklären, wie

bei uns! — sehr erkaltet, und doch fallen viele Wahlen ganz im Sinne der Opposition aus. Ein doppelt blinder König! —

Der Soldat aus Kalabrien, der auf den König von Neapel bei der Parade einen Mordanfall machte, ist gefoltert worden, hat aber keine Bekenntnisse gemacht, sondern nur bedauert, daß der König nur verwundet, nicht getödtet worden. Schon kaum noch lebend nach der Folterqual wurde er an den Galgen gehängt. Das Volk in Neapel bezeigte keine Theilnahme für den König, der allgemeiner verhaßt ist als irgend ein früherer. Die Stadt Neapel wurde, angeblich aus Freude über seine Rettung, Abends festlich erleuchtet, aber auf Befehl der Polizei. Englische Blätter sprechen von dem König als von dem verworfensten Menschen, und nichtswürdigsten Böseswicht. Louis Bonaparte drückt ihn im Augenblick, ist aber gern bereit ihm die Hand zu geben. —

Preußens Verkehr mit der Schweiz ist nun wirklich abgebrochen; die französische Gesandtschaft in Bern übernimmt den Schutz der dortigen Preußen! Mittheilung Preußens am Deutschen Bundestage, daß es „fürerst“ keine Bundeshülfe in Anspruch nehme, mit den Staaten, durch die seine Truppen durchzumarschiren haben, besondere Abkommen treffe ꝛc. —

Freitag, den 19. Dezember 1856.

Briefchen von Fräulein Gisela von Arnim; sie sendet mir einen Brief des Herrn Louis Achmet aus Leipzig an ihre Mutter, worin gewünscht wird, ich möchte eine Rezension über die sämmtlichen Schriften Arnim's und Bettina's schreiben — über etwa vierzig Bände — die dann einer neuen Ausgabe vorgedruckt werden sollte! Gisela war be-

auftragt, mir die Sache recht zu empfehlen, das Wetter aber hält sie ab, selbst zu kommen. — Vom Bedienten hör' ich, daß Bettina niemanden sieht, außer Armgart, selbst Gisela wenig, und Maxe fast gar nicht. Sie wird vom Bett auf das Sopha gebracht, vom Sopha wieder in's Bett. Sie ißt nicht mit den Andern; auch Abends wird niemand angenommen, außer Herrn Herman Grimm. — Das Nöthige gleich an Fräulein Gisela von Arnim geantwortet. —

Nun heißt es gar, die Franzosen würden Neuchatel binnen kurzem im Namen des Königs besetzen! Es giebt doch noch viele Preußen, welche den Schimpf bitter fühlen, daß der König, um zu seinem Rechte zu gelangen, dessen Gegenstand kaum der Rede werth ist, sich einem solchen Schutzherrn anschließen soll. —

Dagegen sagen die Nachrichten aus Paris, daß der Artikel des Moniteurs zu Gunsten Preußens und gegen die Schweiz ein großes Aufsehn macht, für Louis Bonaparte die schlechteste Stimmung erregt, und ihm sogar bei den Truppen schadet. Man glaubt nicht, daß er so verblendet sein wird, in dieser Richtung weiterzugehen, ja man meint sogar, es sei von Anfang nicht sein Ernst gewesen, er habe nur den König dahin bringen wollen, bei ihm Hülfe zu suchen, und werde ihn dann im Stich lassen. — Die Feste für den Prinzen Friedrich Wilhelm dauern in Paris fort. Etwas Bemerkenswerthes von dem Prinzen verlautet nicht.

Sollte bei der gegenwärtigen Krisis die Schweiz im Nachtheil bleiben, oder ganz ihre Selbstständigkeit verlieren, so können wir daraus andre große Folgen erwarten, die für das Allgemeine weit aufwiegen werden, was im Einzelnen dabei verloren gehen mag. Uebrigens ist die Schweiz noch nicht überwunden! Und wird sie es, so kommt es nur daher, daß sie im eignen Innern die ärgsten Feinde hegt, Pfaffen und reiche Knechte. —

Sonnabend, den 20. Dezember 1856.

Die Nationalzeitung hat einen vortrefflichen Artikel über unsre Finanzen und neuen Steuern, zeigt die Nothwendigkeit einer Finanzreform, und erinnert an die noch bestehende Befreiung der Rittergüter von der Grundsteuer in den östlichen Provinzen. —

Im Hause der Abgeordneten hat der Geheimrath Mathis einen Antrag zum Schutz der Preßfreiheit gegen die Schikanen der Polizei gemacht! Mathis, der diese Schikanen unter dem Minister Gustav von Rochow eifrigst ausgeübt hat! —

Auf der Parade hat heute der Prinz Friedrich Karl den Offizieren vorläufig mitgetheilt, daß im Januar von allen Armeekorps bestimmte Truppentheile mobil gemacht werden sollen, man sagt eine Division von jedem, natürlich gegen die Schweiz. — An prahlerischen Generalen und sich kindisch freuenden Offizieren fehlt es nicht. —

Man will beweisen, die Schweiz könne für sich allein keiner der militairischen Großmächte mit Erfolg widerstehen. Wenn es bloß Zahlenverhältnisse gilt, dann ist freilich die Rechnung bald gemacht. Aber wer kann voraussetzen, daß die andern Großmächte ruhig zusehen werden? Und dann giebt es unberechenbare Kräfte, sowohl im einzelnen Mann, als in der Volksmasse, Friedrich der Große, die Franzosen im Revolutionskriege! Und wer bürgt dafür, daß nicht die revolutionairen Elemente sich neu entzünden, sowohl in Frankreich als in Deutschland? Baden, Würtemberg, Baiern, die Rheinlande, sind sie so sicher unterworfen, so ganz alles Revolutionaire dort ausgelöscht? Und in Preußen selbst! Eine militairische Schlappe würde einen Sturm von Unwillen aufregen! —

Sonntag, den 21. Dezember 1856.

Französische Blätter, Siècle und Presse treten für die Schweiz auf, und bestreiten den Moniteur-Artikel. Das dürfen sie also. —

Besuch vom General von Pfuel. Drollige Erzählungen vom gestrigen Kroll'schen Theater. Pfuel glaubt nicht, daß es mit dem Kriegszuge gegen die Schweiz Ernst werden wird. Er, der ehemalige Gouverneur von Neuchatel, verwirft den ganzen Handel, findet ihn Preußens unwürdig, ja schon solchen Besitz wie den von Neuchatel wenig ehrenhaft, da der König dort gar nichts zu sagen hat, keinen Preußen anstellen durfte, außer den Gouverneur, der aber auch nur ein Scheinamt hatte. Die Neuchateller sind keine Preußen, sind es nie gewesen, wollen es nicht sein, sie theilen unsre Verfassung nicht, unsre Gesetze nicht, zahlen nicht unsre Steuern, haben nicht unsern Krieg und unsern Frieden. Es ist ein Verbrechen, dem Könige zu rathen, für dies elende, schon jahrelang aufgegebene Anhängsel das Blut und Geld Preußens zu verwenden. Freilich läßt man die Militairanstalten hoch klingen, 140,000 Mann unter dem General Grafen von der Groeben (dem Helden von Bronzell!), unter ihm die Generale von Bonin, von Wussow, Fürst Radziwill und noch einer. Die ausgewählten Truppen sind solche, die schon Zündnadelgewehre haben. Was Frankreich im letzten Augenblicke sagen wird, weiß niemand. —

Palleske's Drama „Cromwell" gelesen; Walesrode's Mährchen vom Storch; in Thiers vierzehntem Bande. —

„Johann Christian Günther's Gedichte. Fünfte Auflage. Breslau, 1751." 8. Mit dem Anhang über 1400 Seiten. Ich las in ihm wegen der Vergleichung die zwischen ihm und Bürger gemacht worden. Pröhle hat aufmerksam darauf gemacht, daß Günther's Vater aus Aschersleben war, ganz nah bei Wollmerswende, wo Bürger geboren wurde. Die Leichtig-

keit und der Fluß in Günther's Gedichten sind noch heute bewundernswerth, das Ganze dieser Poesie jedoch ist nicht mehr genießbar. Ein reichbegabtes Naturell, das aber schon mit 28 Jahren dem ungebundenen Genußleben und der äußern Noth erlag, man bedauert den jungen Dichter, der als solcher edel und nicht ohne geistigen Aufschwung war. —

Montag, den 22. Dezember 1856.

Unter den Vorwürfen, welche Preußen von der Schweiz hören muß, ist dem Könige besonders der empfindlich, daß gesagt wird — der Wahrheit gemäß — der vorige König habe im Jahre 1806 freiwillig Neuchatel dem Kaiser der Franzosen abgetreten, im Ländertausch, der der Katastrophe im Oktober 1806 vorherging. Die Kreuzzeitung hat den Auftrag erhalten, darauf zu antworten, und thut es in höchst ungeschickter Weise! —

Ein polnischer Gutsbesitzer, angeklagt Mazzini'sche Aufrufe und Geldscheine im Posenschen verbreitet zu haben, ist zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden; ein andrer, desselben Verbrechens angeklagt, hat sich dem Gericht durch die Flucht entzogen. —

Der Telegraph meldet, daß der Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen Paris verlassen hat. Die Nachrichten von den Ehren und Vergnügungen, deren er genoß, wurden schon äußerst langweilig. —

„Matthias Claudius der Wandsbecker Bote. Von Wilhelm Herbst. Gotha, 1857." kl. 8. Weichlich, frömmelnd. Ueber Claudius muß jetzt anders gesprochen werden, kernhaft, derb, oder gar nicht. —

Es fehlt bei dem jetzt lebhaften Weihnachtsverkehr an kleineren Geldstücken, Thalern, Thalerscheinen, nur größere

Zettel von fünf, zehn und fünfundzwanzig Thalern werden angeboten, und die Kaufleute können nicht herausgeben. Dies ist für viele Leute ein unerträgliches Unheil, und allgemein hört man die Regierung deßhalb anschuldigen. Die zahmsten und unterwürfigsten Gemüther sind davon so heftig aufgereizt, daß sie die maßlosesten Aeußerungen wagen und Dinge aussprechen, mit denen der Staatsanwalt ihnen sogleich einen Prozeß wegen Majestätsbeleidigung machen könnte. Man sieht, was im Hintergrunde auch bei den Philistern für Gedanken herrschen. Auch über die Neuenburger Sache wird unter den Bürgern arg geschimpft. „Sie wollen wohl unsre Söhne und Brüder in der Landwehr in's Ausland schicken? Sie haben wieder Lust nach dreißig, vierzig Millionen, damit sie wieder toll wirthschaften können, wie das vorigemal!" Und noch weit ärgere Sachen werden ohne Scheu laut ausgestoßen. Man sollte doch wissen, daß das Volk nicht mehr ist, wie vor 1848, wenn es auch seitdem sich vieles hat gefallen lassen, und noch gefallen lassen wird! —

Die Schweizer rüsten ernstlich. Die Truppen, Auszug und Reserve und Landwehr, fürerst 40,000 Mann, werden in Bereitschaft (auf's Piket, wie sie es nennen) gestellt. —

Der polnische Gutsbesitzer, den der Staatsgerichtshof wegen Mazzini'scher Geldscheine und Aufrufe zu drei Jahren Zuchthaus verurtheilt hat, heißt von Puttkammer-Klescynski. Der Unglückliche war nach Paris geflüchtet, hat sich dann aber gestellt. —

Dienstag, den 23. Dezember 1856.

Eine telegraphische Depesche aus Bern giebt wieder Hoffnung zu friedlicher Ausgleichung. Die Schweizer Blätter führen eine trotzige Sprache. In der Schweiz hat Louis

Bonaparte alle Sympathieen verloren, und in Frankreich auch vielen Unwillen erregt, die französischen Truppen wollen nichts von den Preußen hören; die Erscheinung der letzteren an der französischen Gränze wird seltsame Spannungen erregen. —

Hier sprechen die Leute sehr heftig gegen den König, es sei ein rechter Quark, um den er Land und Volk in heillosen Krieg stürze, Blut und Geld aufopfre, auch habe er, grade er, nicht das Recht so empfindlich zu sein, warum habe er denn acht Jahre gewartet? Gedroht habe er schon oft, aber es sei nie was daraus geworden! Er solle nur an den Feldzug in Jütland denken, herauszahlen habe er die von Wrangel schon erhobenen Kontributionsgelder müssen! — Jetzt scheine ihn alles zu begünstigen, aber im entscheidenden Augenblick werde man plötzlich Halt! rufen u. s. w.

In Thiers gelesen, in Wilhelms von Humboldt Briefen an Friedrich August Wolf, die mir diesmal weniger gefallen als sonst. Es sind viele schwache Seiten darin unwillkürlich bloßgelegt. Die Art, wie Humboldt Wolf's Erklärung gegen Herder tadelt, hätte eine scharfe Abweisung verdient; Wolf antwortete, wie man aus dem Verfolg ersieht, mild und gütig darauf. Humboldt steht zu Wolf ungefähr wie Körner zu Schiller. —

Mittwoch, den 24. Dezember 1856.

Die Volkszeitung ist heute früh von der Polizei weggenommen worden wegen eines Leitartikels in Betreff der Schweiz. Sie ist dann ohne den Leitartikel ausgegeben worden. —

In meinen Papieren gearbeitet. Unaufhörlich giebt es

da zu thun, zu ordnen, zu ergänzen, und nie werd' ich damit ganz fertig! —

Wegen Neuchatel scheinen nun England, Oesterreich und selbst Nordamerika sich zu rühren; besonders scheint Oesterreich einen preußischen Kriegszug wider die Schweiz nicht gestatten zu wollen. Sogar Louis Bonaparte trägt auf eine Entscheidung durch Konferenz der Großmächte an, wobei die Schweiz aber auch vertreten sein würde. Genug, die preußische Kriegslust kommt schon in's Gedränge, und die infame Neue Preußische Zeitung erklärt wiederholt, daß sie den Krieg nicht wünsche! Der Prozeß gegen die Neuchateller Aufständischen geht ununterbrochen seinen Gang, und die Schweizer lassen sich durch die gehäuften Drohungen nicht irre machen; sie rüsten sich zum Kriege. —

Der Abgeordnete von Rosenberg-Lipinsky hat seinen Antrag auf Wiedereinführung der Prügelstrafe wiederholt. Mit ihm haben den Antrag unterschrieben die Abgeordneten Himml, von Keltsch, Hänel, Schopis, Krupka, von Knobloch, von Salsch, Prinz Ferdinand von Schönaich-Carolath, von Knobelsdorff-Brenkenhoff, Koch, von Rauchhaupt, von Tettau, Baron von Korff, Graf von Finckenstein, Graf von Häseler, Freiherr von der Horst, Marcard, von Berg, Graf von der Schulenburg-Altenhausen, Freiherr von Rosenberg. Man wünscht diesen Helden von Herzen, daß ihnen das zu Theil werde, was ihnen gebührt! Ihre Namen wird das Volk sich merken. —

Es heißt jetzt, der König wolle persönlich den Oberbefehl seiner gegen die Schweiz bestimmten Truppen führen; der General von Reyher soll ihm dabei zur Seite stehen. —

Hier wird gar nicht mehr bezweifelt, daß der royalistische Aufstand in Neuchatel von hier ausgegangen und entworfen sei, ganz nach des Königs eignen Gedanken und Angaben, auch soll der Plan nicht übel ersonnen gewesen sein, aber die

Ausführung war ganz erbärmlich. Nun ist es dem Könige eine Gewissenssache, die Leute, die um seinetwillen in's Unglück gekommen sind, aus der Haft zu befreien; aber seine Ansprüche an das Fürstenthum will er dafür doch nicht aufgeben, so gering auch ihr Gegenstand ist, und so lange auch schon ihre Geltung thatsächlich aufgehört hat. —

Man spottet, dem Könige könnten ja zur Entschädigung für Neuchatel die Riff-Piraten überwiesen werden. „Aber die würden sich viel drum kümmern und nie sich für Preußen halten, da würde der König gar nichts zu sagen haben!" Nun das ist ja grade wie in Neuchatel! wird geantwortet. —

Man zitirt jetzt öfters einen Brief Lord Marischall's, einstigen Gouverneurs von Neuchatel, an Friedrich den Großen, worin es heißt, das sei ein unzweifelhaftes Ergebniß seiner längern Amtsführung, ganz bestimmt zu wissen, daß zwei Personen in Neuchatel gar nichts zu sagen hätten, er selbst der Gouverneur sei die eine, Seine Majestät der König die andre. —

Donnerstag, den 25. Dezember 1856.

Besuch vom General von Pfuel. Die Schweizersache besprochen. Die Partheien in der Schweiz verschwinden bei der von außen drohenden Gefahr, alles vereinigt sich gegen den auswärtigen Feind. Die vom Bundesrath ergangene Staatsschrift macht auch hier Eindruck; schwer in's Gewicht fällt besonders der auch Umstand, daß der vorige König das Fürstenthum 1806 freiwillig abgetreten und vertauscht hat, und daß solches in der Wiener Kongreßakte fälschlich unter den Ländern genannt ist, die Preußen im Frieden von Tilsit verloren hat und wieder an sich nimmt. Pfuel hält den Krieg gegen die Schweizer, wenn sie einig sind, für gar nicht

leicht. Der Feldzug kann gelingen, aber auch ganz mißrathen, und selbst im erstern Fall ist eine politische Demüthigung Preußens vorauszusehen. —

In Stahr gelesen. In Overbeck's Pompeji. Schach gespielt. Gute Gespräche mit Ludmilla, über Lebens- und Gesellschaftsverhältnisse, Personen der Gegenwart und der Vergangenheit, besonders auch über Frau Sophie von La Roche, deren Briefe über Mannheim grade zur Hand waren.

Ein gewesener preußischer Gerichtsassessor und Landwehrlieutenant Ziegel widersetzte sich 1850 der Einkleidung der Landwehr, mußte flüchten und ging nach Australien. Kürzlich kam er von dort mit einem englischen Passe zurück, um seine Mutter und Braut nachzuholen, wagte sich aber nicht in's Preußische, sondern beschied jene nach Dresden, wo er sie erwartete. Die Dresdner Polizei entdeckte seine Verhältnisse, verhaftete ihn, und lieferte ihn nach Preußen aus. Diese gehässige und ganz unberufene Dienstfertigkeit der nichtswürdigen Dresdner Polizei hat hier dem Könige sehr mißfallen, und man erwartet, daß der Gefangne wie Endrulat wird straflos entlassen werden. Man wünscht hier die Beispiele, daß Militairpersonen ungehorsam gewesen, möglichst zu unterdrücken, und keinen Lärm davon zu machen. —

Der Großherzog hat einen Theil der Rostocker Verurtheilten mit Begnadigungen bedacht, die aber gar nicht großmüthig sind; bei einigen ist nur die Haft gemildert, die Dauer der Strafzeit etwas gemäßigt. Sonst nichts, erbärmlich. Drei Verurtheilte, die auf Appellation nicht verzichten wollten, haben deßwegen gar keine Milderung erfahren. Elend! —

Freitag, den 26. Dezember 1856.

Bei Ludmilla war Fräulein von Bülow. Nachrichten von Bettina von Arnim, es geht noch nicht viel beſſer, man ſucht ſie durch Vorleſen zu unterhalten, beſonders um zu verhindern, daß ſie nicht an ihre Unternehmungen und Geſchäfte denke, von denen ſie nur Verdruß und Aerger hat. In der Familie faßt man ernſtlich den Gedanken in's Auge, daß man ſie bald verlieren könne. —

Die neueſte Note Preußens an die Großmächte in Betreff der Neuenburger Sache klingt äußerſt matt und kleinmüthig. Dagegen werden die franzöſiſchen, engliſchen und auch die öſterreichiſchen Zeitungen immer unangenehmer für Preußen. In den letztern ſagt man unumwunden, der König trage Bedenken, den Staat Preußen für eine Sache in Krieg zu ſtürzen, die den Staat gar nichts angehe, die nur eine perſönliche des Königs ſei. In Bern ſind die fremden Geſandten ſehr geſchäftig, Ausgleichungswege zu finden, bis jetzt aber noch vergeblich. —

Als Beweis, daß der König um den Putſch in Neuenburg gewußt und ihn erwartet hat, wird angeführt, daß der König, als er im vorigen Sommer den König von Würtemberg beſuchte, mit dieſem ſchon wegen eines Durchmarſches preußiſcher Truppen geſprochen hat, und dieſer geantwortet hat, ſein ganzes Land ſtünde ihm offen, er möge darin thun als wär' er zu Hauſe! Dies wird von Perſonen bezeugt, die es mit eignen Ohren gehört haben. Der König von Würtemberg giebt ſtarke Blößen; wie anders ſprach er vor einigen Jahren in Bregenz! — Wetterfahnen drehen ſich nach jedem Wind! —

Um ſich gegen den Vorwurf zu vertheidigen, der Royaliſten-Putſch in Neuenburg ſei eine Dummheit geweſen, enthüllt man jetzt wie berechnet und klug der Anſchlag geweſen. Die Royaliſten, im Beſitz des Schloſſes, hätten ſich nur zwei

Tage — was kinderleicht war — dort zu halten nöthig gehabt, und die Schweiz würde die neue Regierung anerkannt haben. Die schnelle Kriegsfertigkeit der Neuchateller Demokraten lag außerhalb der Berechnung.

Sonnabend, den 27. Dezember 1856.

Fräulein Gisela von Arnim besucht mich, mir Grüße von ihrer Mutter zu bestellen, und daß sie noch krank sei. Zu Weihnachten war von den Töchtern das Goethedenkmal mit sechs grünen Bäumen umstellt und glänzend erleuchtet, daß schien ihr doch einiges Vergnügen zu machen. —

Die Nationalzeitung bringt heute Abend über die Neuenburger Sache einen sehr zahmen Artikel, als wenn er von obenher befohlen wäre, dem Könige gebühre eine Genugthuung, darüber sei im Lande alles einig, die Schweiz möge ihr Unrecht einsehen u. dgl. m. Diese Art von Einlenkung macht einen kläglichen Eindruck. Seltsam, daß die Kreuzzeitung auch ihrerseits einlenkt, und wiederholt erklärt, sie wünsche den Krieg nicht! Man will wissen, Oesterreich habe vertraulich hier auf's ernstlichste abgemahnt, einen Feldzug gegen die Schweiz zu unternehmen, es sei gegen die Staatsverträge, die Mächte dürften es nicht leiden u. s. w. — Man erklärt daraus die Herabstimmung. —

Wegen des Durchmarsches preußischer Truppen durch südliche und westliche Bundesländer sind noch keine Verträge abgeschlossen, sondern nur vorläufige Anfragen und Zusicherungen geschehen. Am bereitwilligsten hat sich Hessen-Darmstadt gezeigt, dann auch Hessen-Kassel, ungeachtet bei letzterem von Seiten Oesterreichs geheime Ränke sehr thätig waren um Schwierigkeiten zu erheben. —

Vor dem 15. Februar wird kein Marsch preußischer Truppen beabsichtigt, man kann früher, heißt es, in der Schweiz nicht Krieg führen. Bis dahin kann sich viel ändern, auch sagt man, der König sei schon abgekühlt, das Einzelne der Anordnungen langweile ihn schon. Das Schlimmste, was ihm begegnen kann, ist die Beendigung des Prozesses durch Verurtheilung und Begnadigung der Aufrührer, hat man diese laufen lassen, so ist seine eigentliche Forderung erledigt und doch ihm nicht bewilligt. —

Sonntag, den 28. Dezember 1856.

Die Nacht leidlich. In meinen Träumen hab' ich ein Gefühl geistigen und leiblichen Wohlbehagens, wie es mir im Wachen nur selten gegönnt ist, selbst bei unangenehmen Vorgängen und Bildern bleibt im Traum jenes Gefühl meist ungetrübt; ich bin träumend fast immer jung und gesund, und alle mir lieben Menschen, die ich verloren habe, leben noch. —

Generallieutenant Adolph von Willisen bringt mir betrübte Nachrichten von seinem Bruder aus Breslau, der schrecklich leidet. — Ueber die Neuenburger Sache sind wir ziemlich derselben Ansicht. Das Aergste wäre, wenn hunderttausend Mann wirklich bis an die Gränze der Schweiz vorrückten, und dann, durch den Einspruch der andern Mächte gehemmt, ohne Schwertstreich heimkehren müßten. Diesen Fall muß man als sehr möglich anerkennen, und dann „möchte mancher Offizier versucht sein, seinen Degen zu zerbrechen". Nebenher hat mir Willisen einen Auftrag vom Könige zu bestellen, der mir sagen läßt, er habe meine Verse an den Düsseldorfer Karnevalverein in dem Album von Elfriede von

Mühlenfels mit großem Wohlgefallen wiederholt geleſen, aber die letzte Zeile müſſe nicht heißen: „Sind wir doch alle toll!“ ſondern vielmehr: „Sind wir doch alle klug!“ Die Aenderung iſt ſinnreich, und verſtärkt den Abſchluß, allein ich hatte den Refrain des Einladungsgedichtes beizubehalten. —*)

In Würtemberg haben eine Anzahl ſtändiſcher Abgeordneten eine Petition unterzeichnet gegen den Durchmarſch preußiſcher Truppen. In Würtemberg, Baiern und Baden empfindet man ſchon ſehr die Folgen der gegen die Schweiz eingetretenen Spannung, die Handelsverträge ſtocken. —

Montag, den 29. Dezember 1856.

Die Nationalzeitung hat die Schmach von der infamen Neuen Preußiſchen Zeitung wegen des Schweizerartikels ge-

---

*) Das Gedicht von Varnhagen lautet:

An den Düſſeldorfer Karneval-Verein.

(Jede Strophe ſeiner poetiſchen Zuſendung endete mit dem Vers „Und wir ſind Alle toll.“)

Berlin, 17. Januar 1846.

Der Ernſt bedrängt uns mehr und mehr!
Zur Rettung aus der Noth
Ruft Ihr mit Recht die Narrenwehr, —
Ich tret' in's Aufgebot!

Zur Pritſche greif' ich wohlgemuth,
Zur Kappe, die Ihr ſchenkt,
Und freue mich, daß junges Blut
Des alten gern gedenkt.

Dein Anruf, liebes Vaterland,
Iſt mir ein Ehrenzoll
Auch in der Narrheit Scherzgewand, —
Sind wir doch Alle toll!

lobt zu werden. Es ſcheint, die Polizei hat von der Nationalzeitung gebieteriſch verlangt, daß ſie eine Aeußerung zu Gunſten Preußens mache, und ihr und der Volkszeitung entſchieden verboten, etwas zu Gunſten der Schweiz mitzutheilen, bei Androhung der Wegnahme. Was ſollen die Redaktionen machen? wenn ſie ihr Geſchäft nicht aufgeben wollen, müſſen ſie ſich ſolchen Warnungen fügen, denn wiederholte Wegnahme hält keine Zeitung aus, und dieſe Wegnahme ſteht ganz in der Willkür der Polizei. —

Man macht hier die witzige Bemerkung, die Preußen dürften die Schweiz nöthigen, ihnen Neuchatel zu überlaſſen, dieſes ſelbſt aber nicht betreten, dadurch, daß ſie dort einrückten, machten ſie ſich deſſen verluſtig. (Weil der Erwerbungsvertrag verbietet, dort preußiſche Soldaten zu haben.)

Es fällt ſehr auf, daß Louis Bonaparte der Schweiz erklärt hat, wenn man ſeinen Rath nicht annehme, nicht gleich die Gefangenen loslaſſe, ſo werde er nicht hindern, daß eine preußiſche Truppenmacht in Baden an der Gränze ſich aufſtelle. Alſo fürerſt nur das? nur in Baden an der Gränze? alſo das Einrücken in die Schweiz noch nicht erlaubt? Ei, ei! —

Dienstag, den 30. Dezember 1856.

Der nordamerikaniſche Geſandte in Bern, Hr. Fay, iſt hier angelangt, ohne Zweifel in Vermittlungsaufträgen der Schweiz. —

Nun wird ſchon in öffentlichen Blättern geſagt, Louis Bonaparte ſuche das Feuer nur zu ſchüren, um von den Verwicklungen Vortheil zu ziehen, er begünſtige Preußen nur zum Schein, und habe dabei ſchon ſo viel gewonnen, daß Preußen ſich ihm zu Füßen gelegt habe. Die Sprache

Oesterreichs ist seltsam, man will das Souverainetätsrecht des Königs durch keinerlei Vorschlag auch nur auf's leiseste berühren, man erkennt seine Forderungen unbedingt an, man verlangt von der Schweiz unverzügliches Nachgeben, aber das Einrücken preußischer Truppen will man nicht, und bietet alles auf, den Durchmarsch derselben durch Süddeutschland zu verhindern. Man verweist die Frage wegen des Durchmarsches an den Bundestag. Wenn dieser nicht ganz aus seiner Bahn ausweicht, so kann er nicht zugeben, daß dieser vom Bundesgebiet aus einen Nachbarstaat angreife, der mit dem Bunde weder Krieg noch Zwist hat, in einer Sache, die den Bund gar nichts angeht. —

Hier meint man, den Preußen müßten, damit sie einen sichern Rückhalt bei dem Feldzuge gegen die Schweiz hätten, die Bundesfestungen Rastatt und Ulm geöffnet werden; ich bin überzeugt, daß sowohl Oesterreich, als Würtemberg und Baden dazu nicht willigen. —

Der General Dufour ist zum Obergeneral der schweizerischen Kriegsmacht ernannt. Allgemeiner Eifer zu den Waffen, die Partheien schweigen; Konservative, Aristokraten, Sonderbündler, alle fühlen sich als Schweizer. —

Ein alberner Vermittlungsplan, die Schweiz soll dem Großherzog von Oldenburg das Ländchen Birkenfeld abkaufen, und den König damit für Neuenburg entschädigen. Wenn der König Neuenburg abtreten will, so erklärt er sich damit schon Neuenburgs verlustig, er darf es nur aufgeben, nicht alieniren oder vertauschen. —

Der König hat ſeine Miniſter gefragt, ob ſie ihm dafür einſtehen könnten, daß ein Kriegszug gegen die Schweiz keine europäiſche Verwicklung zur Folge haben werde? Der Miniſterpräſident von Manteuffel hat erklärt, dafür könne niemand einſtehen, niemand könne die Folgen berechnen. —

Herr Dr. Peip ſagte zu Humboldt, er werde wohl im Frühjahr wieder nach Berlin kommen: „Nun,“ verſetzte Humboldt, „ſo hoff' ich Sie wiederzuſehen, falls ich ſo unbeſcheiden bin, dann noch zu leben!“ —

1857.

Freitag, den 2. Januar 1857.

Die Schweizersachen scheinen von Frankreich jetzt schon günstiger angesehen zu werden. Die Einstimmigkeit und der Muth der Schweizer sind bewundernswerth. In Würtemberg ist allgemeine Agitation gegen den Durchmarsch der Preußen.

Neuchateller Royalisten bitten nun selbst den König, Neuchatel aufzugeben und mit der Schweiz in Frieden zu bleiben.

Schweizerische diplomatische Sendungen an den Bundestag in Frankfurt, an die süddeutschen Höfe.

Rußland schweigt in höchst auffallender Weise. Oesterreich sucht den preußischen Durchmarsch zu hindern, und räth der Schweiz, den Prozeß zu beschleunigen und dann mit Begnadigungen zu beenden, grade was der König von Preußen nicht will! —

Sonnabend, den 3. Januar 1857.

Die Volkszeitung giebt heute deutlich zu verstehen, daß sie Preußens Verhalten in Betreff Neuenburgs aus Rücksichten nicht besprechen darf; sie bespricht aber doch das Verhalten der andern Mächte, und mit ziemlicher Schärfe. —

Die Zeitungen sind angefüllt mit den Feierlichkeiten zum Jubiläum des Prinzen von Preußen wegen fünfzigjährigen Kriegsdienstes. —

Neue preußische Depesche an die Gesandten zu Paris, Wien, London und St. Petersburg über die Neuenburger Sache. Versöhnung in Aussicht gestellt mit großer Drohung; Freilassung der Gefangenen allem voraus, wird dieser Bedingung nicht genügt oder wird sie durch weitere Umstände nutzlos, so werden weitere Ansprüche gemacht. Worin späterhin die preußische Mäßigung bestehen, ob sie eine völlige Verzichtung auf Neuenburg sein wird, ist weder ausgesprochen noch angedeutet. —

Man ist sehr gespannt, ob Oesterreich nicht beim Bundestag in Frankfurt offen gegen den preußischen Durchmarsch auftreten wird. Wenn es nicht geschieht, so ist es Lüge und Heuchelei; der Bundestag wird gemißbraucht und preisgegeben von allen Seiten; er sinkt immer tiefer in Verachtung! —

In Hannover wird dem Gerichtsassessor Planck auf höheren Befehl kein Urlaub ertheilt, jedes Reisen erschwert, das Betreten der Hauptstadt verboten, alles widerrechtlich! —

Mit Bettinen von Arnim geht es nicht gut. Man sucht sie durch Vorlesen zu beschäftigen. Es ist keine Frage, daß das plötzliche Zusammenfallen ihrer auf's höchste gesteigerten Hoffnungen sie dem Unfall, der sie betroffen, zugeführt hat. Ihre Hoffnungen waren abentheuerlich und thöricht, von ausschweifenden Einbildungen getragen, aber sie lebte ganz in ihnen. Das Ausweichen des Banquiers von Magnus war ihr eine schreckliche Enttäuschung, die sie noch obenein aus Stolz verheimlichen mußte. —

Sonntag, den 4. Januar 1857.

Der Feldmarschall von Wrangel, der noch immer vergeblich darauf wartet in den Fürstenstand erhoben zu werden, empfindet es als tiefste Kränkung, daß nicht er, sondern der Graf von der Groeben zum Obergeneral der gegen die Schweiz bestimmten Kriegsmacht vom König ernannt worden. Er führt die ihn Besuchenden vor ein Bild des Belisarius, das bei ihm hängt, und sagt dabei: „Sehen Sie, das bin ich!“ Gegen Vertraute läßt er es an Bitterkeiten gegen den König nicht fehlen, spricht von Undankbarkeit, Mangel an Urtheil, Günstlingswirthschaft u. s. w. Uebrigens ist unter allen einsichtsvollen Offizieren nur Eine Stimme über Wrangel, daß er ein böser Narr voll Eitelkeit, Falschheit und Tücke, und zu tüchtiger Kriegsführung ganz unfähig sei. — Den Generallieutenant von Willisen hat er vor allen Offizieren öffentlich umarmt und belobt, er verdiene den Dank des ganzen Heeres, hinterrucks aber sucht er ihn auf alle Weise zu verkleinern, zu verspotten, die neuen Miniébüchsen als untauglich zu verwerfen ꝛc. —

Montag, den 5. Januar 1857.

Der Erzbischof von Paris, Sibour, ist gestern Abend in der Kirche Saint-Etienne von einem Priester Namens Bergèr mit einem Dolch ermordet worden. Der Mörder, 32 Jahr alt, soll wahnsinnig sein, und ist verhaftet. Der Vorgänger Sibour's, Erzbischoff d'Affre, fiel 1848 im Barrikadenkampfe. —

In Betreff der Schweiz bestehen friedliche Hoffnungen; der Herzog von Sachsen-Gotha-Koburg hat auch Vermittlung versucht, die der amerikanischen Gesandtschaft scheint Eingang zu finden. Oesterreichs Widerspruch gegen Preußens Kriegs-

zug wird immer ſtärker; die Wiener Blätter ſagen es laut, daß Frankreich, wenn erſt Preußen in der Verwicklung ſtecke, anders reden werde, als jetzt. Und ſchon jetzt iſt ſeine Sprache zweideutig, und giebt dem Könige gar keine Sicherheit, wie man auch hier endlich zu merken anfängt. —

Die Kreuzzeitung beſchmutzt ſich wieder recht mit Gemeinheiten und Albernheiten, die ſie gegen die Schweiz ausſpeit. Plattheiten und Niedrigkeiten, den Junkerpöbel lachen zu machen! Sie zieht auch gegen Oeſterreich los; das mag ſie thun! —

Der Generallieutenant Adolph von Williſen wird endlich als Oberſtallmeiſter öffentlich ernannt werden. Das Patent liegt ſchon unterzeichnet ſeit Ende des Jahres 1848. Sein Anſehn befeſtigt ſich mehr und mehr, aber nicht ohne heftigen Widerſpruch und Kampf. Er wird ſehr gehaßt. Neulich bei einer Probe mit Amuſetten, wo etwas nicht gleich gerieth, wollte der Generalmajor von Brauchitſch ſich darüber luſtig machen, aber Williſen rief ihm gebieteriſch zu: „Schweigen Sie ſtill!“ Und Brauchitſch mußte ſchweigen, aber innerlich wird er lange kochen, und jede Gelegenheit ergreifen ſich zu rächen. —

Dienstag, den 6. Januar 1857.

Die Ermordung des Erzbiſchofs von Paris durch einen Prieſter macht einen gewaltigen Eindruck, ſchon an ſich iſt es eine ungeheure That, wie ſie ſelten vorkommt. Dabei weckt ſie auch die Nebengedanken, wie leicht Louis Bonaparte getroffen werden kann, durch einen ſeiner Leibwächter ſelbſt, durch jeden Menſchen, den er in ſeine Nähe kommen laſſen muß. Dieſes politiſche Intereſſe überwiegt den kirchlich-

religiösen Schauder, und an der Person des Erzbischofs nimmt niemand besondern Antheil. —

Unsre Frömmler denken ernsthaft daran, die Theatervorstellungen am Sonntage, welche im letzten Drittheil des achtzehnten Jahrhunderts errungen worden, wieder abzuschaffen. Das Königliche Theater würde dabei gegen 80,000 Thaler einbüßen.

Von den 30 Millionen Thalern, die beim Ausbruch des russischen Krieges aufgenommen wurden, zum Behuf von Rüstungen die unterblieben, sind nur noch $7^1/_2$ Million übrig. —

„Königin Friederike von Schweden, geborne Prinzessin von Baden, Memoiren aus Ihrem Leben, von einer Hofdame. Frankfurt a. M. bei Sauerländer, 1856." Ist das Buch etwa von Fräulein von Scharnhorst? Jedenfalls ist es eine Schönfärberei vom ersten Range! Die Königin Friederike war eine anmuthige Erscheinung, fein, sanft, gebildet; aber ihr Karakter war störrisch, unverträglich, ihre Einsicht gering, ihr Geist beschränkt, ihre Tugend — wenigstens nicht so wie sie hier behauptet wird. Sie hat ihren Gemahl, den freilich tollen Gustav Adolph den Vierten, tüchtig gequält und auf's äußerste gebracht. Der Hofmeister ihres Sohnes Herr von Polier (später Graf) war zugleich ihr Liebhaber und beherrschte sie ganz. Aus dem Sohne, Prinzen Gustav Wasa, ist nichts geworden, als ein langer Schlaks und österreichischer General.

Mittwoch, den 7. Januar 1857.

Die Gerichtszeitung hatte bei Hinckeldey's Tod einen Aufsatz geliefert, der die Mitglieder des Jockeyklubs, Gardeoffiziere und andre Edelleute der Beschuldigung bloßstellte,

zu jenem Ereigniß Anlaß gegeben zu haben. Der Staatsanwalt war als ihr Ankläger aufgetreten, sie suche Haß und Verachtung gegen einen Stand im Staate zu erregen, das Gericht hatte sie jedoch freigesprochen. Jetzt ist auch vom Kammergericht diese Freisprechung bestätigt und die Apellation des Staatsanwalts abgewiesen worden. So lange nach dem Vorfall! —

In Marburg hat der Polizeidirektor die dortige Casinogesellschaft geschlossen und aufgelöst, weil sie den von ihm vorgeschlagenen kürzlich von Kassel dorthin gezogenen Hassenpflug — den Dieb und Freiheitsfeind — nicht zum Mitglied aufgenommen hat; der Halunke will darin eine regierungsfeindliche Gesinnung sehen! womit er seiner Regierung — die jedoch den Hassenpflug entlassen hat, — wahrlich nicht schmeichelt! —

Donnerstag, den 8. Januar 1857.

Die Neuenburger Geschichte scheint ein Ende zu nehmen noch klatriger als einst der dänische Krieg. Bei diesem gebot das befreundete Rußland, dem man sich angeschmiegt hatte, das hemmende Halt! Bei der Schweizersache wird Louis Bonaparte, dem man eine „déférence courtoise“ bezeigt hatte, es aussprechen. —

Oesterreichs ungünstiges Verhalten empfindet man hier tief; die elende Kreuzzeitung richtet vergebens ihre Gemeinheiten gegen das Wiener Kabinet, sie deckt nur die eignen Schwächen auf. —

Die Kreuzzeitung vertheidigt das Sklavenhalten, die Leibeigenschaft. Ganz ihrer würdig! Ganz nach ihrem Christenthum! —

Mit Bettinen von Arnim sieht es betrübt aus, die

Lähmung dauert fort und die Schwäche, es wird schon bezweifelt, ob sie sich wieder erholen könne.

Freitag, den 9. Januar 1857.

Heute früh traf eine telegraphische Nachricht hier ein, daß die Neuenburger Sache zwischen Frankreich und der Schweiz so gut wie abgethan sei. Die Schweiz giebt kraft ihrer Souverainetät die Gefangenen los, Frankreich vermittelt die Ausgleichung mit Preußen, die im voraus als ein Verzicht des Königs und die völlige Einverleibung von Neuenburg in die Schweiz bestimmt ist, von einem Kriegszuge darf keine Rede sein. Das ist der Kern; die Formulirung mag noch mancherlei Schwierigkeiten machen. Der König ist freilich mit dieser Wendung nicht zufrieden, und wird starken Einspruch thun. Aber — das Ende wird sein, daß Louis Bonaparte wieder eine „déférence courtoise“ wird zu rühmen haben. —

Die Leute, welche nicht wagen den König wegen des Neuenburg'schen Handels zu tadeln, schimpfen desto heftiger auf den Minister von Manteuffel, der die Sache hätte beseitigen oder anders leiten sollen. Sie scheuen in dieser Art keine Ungerechtigkeit, und fordern von ihm was zu leisten unmöglich ist. —

Unsre Zeitungen, insbesondre die Vossische, haben geschärfte Verwarnungen empfangen, in ihren Schweizerartikeln mehr preußisch zu sein als bisher, sonst würde man daran denken, ihnen die Konzession zu entziehen. Das ist ganz ungesetzlich und verfassungswidrig; dergleichen Verwarnungen sind eine schlechte Nachahmung der Pariser Art. Und das alles, während der Antrag von Mathis, dergleichen Verküm-

merungen der Preßfreiheit den Behörden zu unterſagen, dem Hauſe der Abgeordneten vorliegt! —

Die Spener'ſche und Voſſiſche Zeitung ſind noch beſonders bedacht worden, wenn ſie nicht den Abſichten der Regierung beſſer als bisher entſprächen, ſo würde ihnen die Führung des Wappenadlers entzogen werden. Der Kölniſchen Zeitung hat man im Gegentheil zum Verbrechen gemacht, daß ſie den früher geführten Adler freiwillig fortgelaſſen! —

Sonnabend, den 10. Januar 1857.

Die Neue Preußiſche Zeitung lügt was das Zeug hält, und giebt die hieſige Stimmung als eine allgemein gegenſchweizeriſche, kriegsbegierige an, während das Gegentheil wahr iſt und alle Welt den ganzen Handel verwirft, mißbilligt, als Thorheit, als Unſinn bezeichnet, ſelbſt Höflinge, Generale, Miniſter, Beamte aller Art, die Kaufleute, die Gewerbsmänner und das eigentliche Volk durchaus. Freilich vor dem Könige, vor ſeiner perſönlichen Umgebung, amtlich und öffentlich, wird anders geſprochen, da erſtirbt die wahre Meinung, da tritt der Schein des Eifers, der Kriegsluſt hervor, und die Kreuzzeitung überbietet Alle in dieſer Heuchelei und Lüge. —

Das hieſige Miniſterblatt „Preußiſche Korreſpondenz" ſagt über die neueſten Nachrichten aus Bern: „Seit einigen Tagen geht durch die öffentlichen Blätter die Nachricht von einer franzöſiſch-engliſchen Mediation in der Neuenburger Angelegenheit. Dieſe Nachricht, obgleich mit ſcheinbarer Zuverläſſigkeit und Detailkenntniß gebracht und wiederholt, iſt völlig aus der Luft gegriffen. Die Königliche Regierung ſteht und beharrt lediglich auf dem Standpunkt der Depeſche vom 28. Dezember vorigen Jahres." Man iſt hier ſchon

gewohnt, ſolchen Verſicherungen und Ausſprüchen, die von Amts wegen mit hohem Tone gegeben werden, wenig Werth beizulegen, und hat oft in der Folge ſehen müſſen, daß grade das Gegentheil davon wahr wurde — wie z. B. beim Schwanenorden —, in dieſer Erklärung ſieht man nun die Empfindlichkeit über das rückſichtloſe Verfahren Louis Bonaparte's, der in Betreff Neuenburg's mehr entſcheidet, als man ihm hier zugeſtanden hat. Wir werden ja ſehen, was weiter kommt! —

Sonntag, den 11. Januar 1857.

Lange hat mich nichts ſo herzlich gefreut, als die Beförderung und Gunſt des jüngern Williſen. Er iſt der einzige ſeiner Art, der bei ſolcher freiſinnigen Denkungsart ſich ſo gut und lange beim Könige hat halten können. Aber der Grund liegt darin, daß ſein Verhältniß immer einen guten Kern hatte, nicht bloß aus Gunſt beſtand, daß ſeine Tüchtigkeit und Treue nie bezweifelt werden konnten, und daß er nach Verdienſten ſtrebte, nicht nach ihrem Lohn. Dabei wußte er ſich in ſeinem Beruf und Fach zu halten, nicht in fremde Sachen ſich einzumiſchen. Humboldt ſagt von ihm, er habe es verſtanden, ſtets in einer fernen Nähe und nahen Ferne zu bleiben. —

Es ſind hier jetzt drei katholiſche Kirchenfürſten, der Kardinal Fürſt von Schwarzenberg, der Fürſtbiſchof von Breslau Dr. Förſter und der Fürſt-Erzbiſchof von Olmütz Graf von Fürſtenberg. Sie waren beim Könige, beim Prinzen von Preußen, bei Radziwill's zu Gaſt, und man zweifelt nicht, daß ſie in beſondern Abſichten hier ſind und dieſe durchſetzen. —

Neue Steuern! Eine Gebäudeſteuer für den ganzen Staat,

erhöhte Gewerbesteuer, Besteurung der Aktienvereine, Wiedereinsetzung des höhern Salzpreises, der im Jahr 1840 herabgesetzt worden, — die Herabsetzung spürte das Volk nicht, die Erhöhung wird es spüren. —

Von den neuen Steuern wird gesagt, sie seien besonders deßhalb nöthig, weil der König eine Vermehrung von 2 Millionen Thaler für die Zivilliste verlange, das heißt, wie die Leute keck sagen, für seinen Prunk und seine Launen. — Will man denn das Land so ganz belasten und erdrücken im Frieden, damit für den Krieg und andre Nothfälle alles erschöpft sei? Man begreift dieses Treiben nicht! —

Montag, den 12. Januar 1857.

Wir fuhren nach den Zelten zu Bettinen von Arnim. Sie soll eigentlich niemanden sehen, nahm mich aber doch an, und später auch Ludmilla'n. Ein trauriger Zustand! Sie lag in Kissen auf dem Sopha, mit verbundener Hand, nicht ohne Schmerzen, klagte sehr, halb gerührt, halb gereizt. Sie sei recht elend, sagte sie, aber sie werde noch nicht abscheiden, sie habe mit mir noch viel zu thun, das müsse noch alles fertig werden. Mit Eifer sprach sie von Ludmilla's Gesellschaften, von Pückler, Pfuel, wir lebten in Lust und Freuden! — Ich bedaure Bettinen sehr! —

Dienstag, den 13. Januar 1857.

Die Volkszeitung, beim Anlasse des Prozesses gegen Bergèr, den Mörder des Erzbischofs von Paris, vortrefflich über langen und kurzen Prozeß, bei ersterem suche man zu enthüllen, bei letzterem zu verhüllen. Der Verfasser führt seinen

Satz in schlagender Weise durch. — Die Nationalzeitung ist matt, und sinkt auf die Linie der Vossischen und Spener'schen Zeitung herab, was ich jedoch nicht als Vorwurf anmerke, sondern vielmehr als traurige Thatsache, die in unsern lügnerischen und gefälschten Verhältnissen sich begründet. —

Gegen Abend kam Herr Achmet, aus Leipzig hier in den Geschäften Bettinens von Arnim anwesend. Die neue Verwaltung verspricht alles Mögliche, klagt die alte der Fahrlässigkeit, des Betrugs an. An Geld ist fürerst nicht zu denken, das eingehende ist zur Deckung neuer Ausstattung erforderlich. Achmet macht mir eine entsetzliche Schilderung von der Unordnung in Bettinens Drucksachen und Papieren, sie wirft das Geordnete immer wieder durcheinander; die Päcke enthalten selten, was die Aufschriften angeben, man kann nichts finden, nichts übersehen. Ich gebe ihm guten Rath so weit ich kann. —

Die neueste österreichische Depesche in Betreff Neuenburgs sagt der preußischen Regierung in höflichster Form scharfe Dinge, und hält dem Könige vor, daß er die Mächte, die das Londoner Protokoll wegen Neuenburgs unterschrieben haben, gar nicht aufgefordert habe, sie daher keiner Saumseligkeit beschuldigen dürfe, daß er um so weniger marschiren lassen dürfe, als er selbst geäußert, dann nicht bloß die Freigebung der Gefangnen, sondern ein andres Ziel zu haben und mehr dergleichen. Man thut hier, als fühlte man die Stiche nicht, aber weh thun sie. —

Die katholischen Kirchenfürsten betreiben hier beim Könige die Errichtung eines Bischofsitzes in Berlin; der Gedanke gefällt dem Könige, nur finden Bedenken Statt, die nicht sogleich zu beseitigen sind. Dem Könige liegen dabei auch wieder die evangelischen Bischöfe im Sinn, die er nach Art der englischen hier aufzustellen gewünscht hat, und die ihre Weihe von England her bekommen sollten. An Betreibungen und

Einflüſterungen aller Art läßt es die katholiſche Parthei nicht fehlen; daß dieſe Parthei mehr noch eine politiſche als kirchliche, und namentlich eine widerpreußiſche, öſterreichiſche iſt, dafür ſind gewiſſe Leute ganz blind. —

Ein Gerücht läßt den Herrn von Rochow, der den Polizeipräſidenten von Hinckeldey erſchoſſen und deßhalb noch in Magdeburg angeblich als Feſtungsgefangener weilt, katholiſch geworden ſein. —

Es iſt ganz ausgemacht, wird aber noch als Geheimniß behandelt, daß der König ſelber ſeine Heeresmacht gegen die Schweiz anführen will. —

Mittwoch, den 14. Januar 1857.

Die Nationalzeitung führt bittre Klage und Anklage auf die neuen Steuern, die den Städten und dem Gewerb aufgebürdet werden, während die Rittergutsbeſitzer noch immer von den Grundſteuern frei bleiben; es wird erwähnt, daß das Haus der Abgeordneten in ſeiner großen Mehrheit den Landbeſitz, den Adel, vertritt. — Auch das letzte Stück des Bethmann-Hollweg'ſchen Wochenblattes warnt ernſtlich wegen der neuen Steuern, und legt die Blößen der preußiſchen Politik, die auch jetzt wieder nur Mißachtung und Nachtheil erfährt, offen hin; die Vorwürfe treffen zunächſt den Namen Manteuffel. —

In der Cantianſtraße bei Herrn Prof. Kiß die Reiterſtatue Friedrich Wilhelms des Dritten beſehen, die von der Provinz Schleſien zu Breslau ſoll aufgeſtellt werden. Sie macht einen guten, wohlthuenden Eindruck von Ruhe und ſtiller Würde, die dem König in ſeinen ſpäteren Jahren eigneten. Kiß war ſelber zugegen, und erklärte uns alles freundlich. Er erwartete Königliche Prinzen, die eigentliche Aus-

ſtellung beginnt erſt morgen, wir waren einen Tag zu früh gekommen; für uns nur um ſo beſſer! —

Der Kriegsrath und Dichter Karl Müchler iſt vorgeſtern ſanft entſchlafen, im 94ſten Lebensjahre. Ich hatte ihn noch beſuchen wollen, war aber Tag für Tag verhindert. Er war bis zuletzt im vollen Beſitze ſeiner Geiſteskräfte und Talente, hatte ſein gutes Gedächtniß ꝛc. —

Die heutige Nationalzeitung iſt wegen ihres Steueraufſatzes von der Polizei weggenommen worden, doch hab' ich ſie bekommen, und viele Andre gleichfalls. —

Die Schließung des Marburger Caſino's iſt vom Miniſterium in Kaſſel ſogleich wieder aufgehoben worden, der Polizeidirektor hat für ſeine willkürliche Voreiligkeit einen Verweis bekommen. —

Donnerstag, den 15. Januar 1857.

Tagesbefehl des Generals Nunziante in Neapel, der Strafen gegen die Offiziere und Unteroffiziere des Truppentheils verhängt, in welchem der Soldat Milano gedient hat. Bezeichnend! — In Neapel geſchärfte Polizei, zahlreiche Verhaftungen, auch von Geiſtlichen, Mönchen, Militairperſonen, Beamten! — Und ſolche Zuſtände dauern! Im Grunde herrſchen ſie überall, das Mehr oder Minder ändert im Weſen nichts. —

Heute ſollte die gegen die Schweiz beſtimmte Kriegsmacht mobil gemacht werden, wenn die gefangnen Royaliſten in Neuchatel nicht bedingungslos freigegeben worden. Letzteres iſt noch nicht geſchehen, und Erſteres auch nicht. Der Tag iſt vergangen wie ein andrer gewöhnlicher. Der Telegraph hat nur gemeldet, daß der Beſchluß zur Freilaſſung der Gefangnen zu erwarten iſt, daß die Verhandlung in dieſem Sinne

fortſchreitet, jedoch daneben eine ſtarke Oppoſition laut wird, James Fazy hat eine heftige Rede gehalten ꝛc. Man glaubte hier, die Schweiz würde die ihr geſtellte Friſt ängſtlich einhalten, und ſtutzt ſehr, daß ſie es nicht gethan. Die Mobilmachung hält nun auch ihre Friſt nicht, und würde doch nur als leerer Prunk erſcheinen und zum Geſpötte ſein, denn davon iſt jetzt jederman überzeugt, daß Frankreich und Oeſterreich den Kriegszug nicht leiden würden. —

Der König von Hannover iſt Freimaurer geworden, und wird durch alle Grade raſch durchgeführt, um an der Spitze zu ſtehen. Immerhin merkwürdig! Für den armen Blinden überdies eine neue Unterhaltung. Daneben Verkümmerung der geſetzlichen Verfaſſung, Willkür, Kniffeleien, Schändlichkeiten.

Freitag, den 16. Januar 1857.

Im Traume ſchrieb ich eine abentheuerliche Novelle, deren Inhalt und Gang mir noch ganz lebhaft vorſchwebt, und ſo gefällt, daß ich verſucht bin, ſie wirklich aufzuſchreiben. —

Noch iſt die Loslaſſung der Neuenburger Gefangnen nicht erfolgt, die letzte Stufe des Beſchluſſes fehlt noch, aber die Sache ſteht ſchon unzweifelhaft feſt. Unter dieſen Umſtänden hat der König, ſo ſagen die Blätter, den Befehl zur Mobilmachung zwar geſtern unterzeichnet, aber zurückbehalten. Die infame Kreuzzeitung thut, als habe die Schweiz feig und unwürdig nachgegeben, und höhnt und ſpottet über deren Kriegsanſtalten! Ganz Europa ſieht die Dinge ganz anders, und für Preußen wenig Ehre und noch weniger Vortheil in dem Ergebniß. Preußen erſcheint in Obhut und Abhängigkeit von den andern Großmächten, die über ſeine Entſchließung gleichſam im voraus verfügt haben, ſeinen Bewegungen die

Schranken zeigen, die man ihnen zu setzen gesonnen ist; aus seiner Stellung als Großmacht ist es fast hinausgedrängt. Es ist fast Verrath, wenn ein Preuße über dergleichen Ergebnisse frohlockt, und damit prunkt! Und solche Dinge erleben wir nun schon seit acht Jahren immerfort! —

Spöttisches Gerücht, die Preußen hätten schon mit den Schweizern ein mörderisches Gefecht gehabt, der Erfolg sei noch nicht bekannt, allein so viel wisse man, daß ein Scheck dabei todgeschossen worden. Bei Bronzell war es bekanntlich ein Schimmel. —

Sonnabend, den 17. Januar 1870.

Der Beschluß der Schweiz, die Neuenburger Gefangenen freizugeben, ist jetzt vollständig, die Ausführung aber noch nicht bekannt. Man fühlt hier diese Ueberschreitung des 15. sehr peinlich, kann aber nichts dabei thun als warten, es wäre die größte Lächerlichkeit, jetzt, um des bloßen Datums willen, den Kriegszug ausführen zu wollen, und die andern Regierungen würden ernstlich einsprechen. — Dabei sieht jederman, daß der Versuch, Neuenburg wiederzubekommen, schließlich dahin ausläuft, für immer darauf zu verzichten. Wo ist da der Sieg des preußischen Rechts und Ansehens, von dem die heuchlerische Kreuzzeitung immer lügenhaft prahlt? —

Jeder honette Mensch, mit dem man spricht, ist damit einverstanden, daß jetzt eine Teufelswirthschaft in der Welt herrscht, daß Lüge, Falschheit, Betrug und Selbstsucht auf dem Thron sitzt, daß nirgends eine väterliche, eine ehrliche, oder nur einsichtige Regierung waltet, daß Bosheit und Eigennutz das Volk mißbrauchen und mißhandeln, daß Europa einer neuen furchtbaren Krisis entgegengeht, und eine neue

Gestaltung der Welt unter entsetzlichen Geburtsschmerzen bevorsteht. Aber diese Einsicht und diese Ueberzeugung helfen weder dem Ganzen noch den Einzelnen. Niemand kann dem Strome gebieten, der selber von ihm fortgerissen wird. Sogar ein einzelner Fürst, wie Friedrich der Große, vermöchte jetzt wenig, doch wäre ein Beispiel Königlicher Einsicht und Tugend ein Anhalt und Trost, und gäbe Tausenden Heiterkeit und Muth. — Unsre Zeit seufzt vergebens nach einem solchen! —

Friedrich sagt am Schlusse seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges: „C'est-la le propre de l'esprit humain, que les exemples ne corrigent personne: les sottises des pères sont perdues pour leurs enfants; il faut que chaque génération fasse les siennes." Das möchte noch angehen; aber daß ein Geschlecht auch von seinen eignen Erfahrungen nicht klüger wird, daß Menschen, die das Jahr 1848 und seine Folgen durchgemacht haben, leichtsinnig dahinleben, als wäre so was nie gewesen, das ist zu arg! —

Sonntag, den 18. Januar 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. Beim Fürsten von Pückler, der zu Bette liegt, aber sehr gesprächig und äußerst liebenswürdig ist, besonders auch für Ludmilla, die mich später abholen wollte, aber hereinkommen mußte. Sein Neffe, Herr Graf von Kospoth, Lieutenant und Schriftsteller, von muntrer Unbefangenheit. Der Zwerg Billy. —

Nichts Neues aus der Schweiz! Der König hätte gern heute beim Ordensfest die Befreiung der Gefangenen bekannt gemacht, aber man weiß nur erst den Beschluß, noch nicht die That. —

Die Vossische Zeitung bringt ein scharfes Inserat gegen

die neue Gebäudesteuer. Alle Blätter sprechen bedauernd und warnend gegen diese neuen Auflagen. —

Die „Börsen-Korrespondenz" hier war wegen eines Artikels von der Polizei weggenommen worden; der Redakteur Herr Eli Samter lief zum Polizeipräsidenten, zum Minister des Innern, und noch spät am Abend zum Prinzen von Preußen. Dieser scheint sich mit ihm eingelassen und ihn einigermaßen vertröstet zu haben, und die öffentlichen Blätter gaben darüber Andeutungen. Dies nahm man als ein übles Aergerniß, dem entgegenzutreten sei, und das Ministerblatt „die Zeit" brachte eine Berichtigung, nach welcher der Prinz den Herrn Eli Samter nur aus Irrthum und wegen Namensverwechslung empfangen haben soll. Dem widerspricht heute Herr Eli Samter in der Vossischen Zeitung, und beschwert sich über „die Zeit", die seinem gerechten Einspruch widergesetzlich die Aufnahme verweigert hat. („Die Zeit" wußte wahrscheinlich, daß jene Berichtigung aus dem Palaste des Prinzen kam, der dazu gedrängt worden.)—

Humboldt hat im vergangenen Jahre gegen viertausend Briefe und Billette geschrieben! Diese erstaunliche Thätigkeit ist ihm eine große Last, aber auch ein großes Vergnügen; er spricht hiebei alles aus was ihm auf dem Herzen liegt, und läßt sein schönes Talent, immer Angenehmes und Beißendes zu sagen, ungestört walten. —

Montag, den 19. Januar 1857.

Der Prinz von Preußen hat dem gestrigen Ordensfeste nicht beigewohnt, angeblich wegen Unpäßlichkeit, man will aber wissen, die wahre Ursache sei Verdruß mit dem Könige,

der des Prinzen Anhören des Eli Samter als eine Partheinahme gegen die Königlichen Behörden angesehen und den Prinzen zu der Berichtigung gedrängt habe, die nun Widerspruch hervorgerufen hat. Der Prinz soll erklärt haben, das Leben hier sei nicht auszuhalten ꝛc. —

Fürst Alexis zu Bentheim hat den Schwarzen Adlerorden erhalten. —

Man hat noch immer keine bestimmte Nachricht, daß die Neuenburger Gefangnen frei sind; es heißt nur, man habe ihnen Pässe nach Frankreich ausgestellt, und sie würden, ihrer Sicherheit wegen, von Schweizertruppen über die Gränze gebracht werden. —

In der französischen Schweiz ist große Aufregung und starkes Mißvergnügen gegen den Beschluß, der die Gefangnen freigiebt. Heftige Reden von James Fazy, Camperio und besonders Karl Vogt, jetzigem Bürger von Genf. Gegen den letztern schütten unsre Aristokraten und Servilen ihren ganzen Eifer aus. —

Man hört jetzt von wunderlichen Anforderungen, die Preußen in Betreff Neuchatels noch aufstellt: Beibehaltung des Fürstentitels von Neuchatel, Besitz zweier Domainen, auf deren Schlössern die preußische Fahne wehen soll. Als wollte man dem Verzicht und Verlust noch ein sprechendes Denkmal erhalten! —

In Paris öffentliche Gerichtsverhandlung und Verurtheilung des Geistlichen Bergèr, der den Erzbischof Sibour ermordet hat. Aeußerste Heftigkeit und Trotz des Mannes, der die furchtbarsten Anklagen gegen die französische hohe Geistlichkeit schleudert, in seiner Vertheidigung beschränkt wird, und von vier Gendarmen kaum bewältigt werden kann. Er beruft sich auf Jesus Christus, schimpft und schmäht den Präsidenten, die Zeugen. Für einen Wahnsinnigen kann man ihn nicht halten. —

Auf die Erklärung des Eli Samter ist nun doch eine neue Berichtigung erfolgt, es habe allerdings eine Verwechslung der Person stattgefunden, der Prinz habe geglaubt, Herr Wolff, der Vorstand des telegraphischen Bureau's, wolle ihn sprechen. —

Dienstag, den 20. Januar 1857.

Die Volkszeitung schreibt: „Den Hamburger Nachrichten zufolge soll dem Chefredakteur der Spener'schen Zeitung Herrn Dr. S. H. Spiker die Erlaubniß zur Anlegung eines ihm vom König von Sardinien verliehenen Ordens nicht ertheilt worden sein. Es würde, falls diese Mittheilung sich bestätigte, dies Verfahren gegen Herrn Dr. Spiker wohl mit der Haltung seines Blattes zusammenhängen, in welchem, wie ein am Ende des vorigen Jahres ergangenes Reskript des Herrn Ministers des Innern sich ausdrückt: „Loyalität und Königstreue sich immer mehr vermissen lasse." Daß der Herr von Westphalen sich in dieser Weise blamirt habe — denn sein Vorgeben ist eine dumme Unwahrheit — ist nur zu glaublich! —

Oesterreichische Note, die den preußischen Minister belehrt, allerdings gehöre die Frage wegen des Marsches preußischer Truppen durch deutsches Bundesland zum Angriff gegen die Schweiz vor den Deutschen Bundestag, wie die Wiener Schlußakte deutlich sage, und das schließliche Abkommen mit der Schweiz vor die Mächte, die das Londoner Protokoll unterschrieben haben. —

Botschaft von Frau Bettina von Arnim, Anfrage wegen Bücherverwirrung. Es geht ihr noch nicht viel besser, sie schleppt sich mühsam hin. —

Endlich die bestimmte Nachricht, daß die Neuenburger Gefangnen in der Nacht vom 17. auf den 18. freigelassen und

über die französische Gränze gebracht worden. Der Ministerpräsident von Manteuffel zeigte es heute dem Abgeordnetenhause förmlich an, und daß nun das Weitere durch friedliche Vermittlung geschehen werde. Dieser ganze Handel lag wie ein Mühlstein auf der Brust der Preußen; er ist abgewälzt, aber man fühlt, daß noch viele andre Steine auf der Brust liegen! —

Es fehlt nicht an Stimmen bittern Hohns und Spottes; sie fragen, was denn nun bewirkt sei? Der entschiedne Verlust von Neuchatel! wird geantwortet, und das Sprichwort angewandt: „Mancher geht nach Wolle und kommt geschoren nach Hause!“ —

Mittwoch, den 21. Januar 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. Besuch beim Fürsten von Pückler, der noch zu Bette liegt, eigentlich nicht sprechen soll, aber die angenehmsten Gespräche führt, über Mrs. Austin, Carlyle, Cromwell ꝛc. Der Oberstallmeister von Willisen war gestern bei ihm, über Pferdezucht mit ihm zu sprechen. Pückler ist sehr einverstanden mit ihm. —

Das Haus der Abgeordneten geht über neue Petitionen des Lehrers Wander in Schlesien, der den Abgeordneten von Grävenitz schändlicher Verläumdungen und die Polizei ungesetzlicher Verfolgungen anklagt, zur Tagesordnung, wie immer in solchen Fällen. Nur nahm der Graf von Pfeil Gelegenheit, durch Auskramen seiner ausgesuchten Dummheiten das ganze Haus zu schallendem Gelächter zu erregen. —

Schlechter Ausfall der Wahlen in Hannover. Wie überall, wo Gewalt Kniffe und Argliſten durchführt, gegen die nur Gewalt schützen könnte, die jetzt nicht anwendbar ist. Die

Regierung hat nun eine Mehrheit der Stimmen, mit der sie jede Willkür ausüben kann.

Der General Graf von der Groeben hat den Generalen und Stabsoffizieren, die unter seinem Befehl gegen die Schweiz mitauszurücken bestimmt waren, ein Gastmahl gegeben, bei dessen Schluß er ihnen noch ein angenehmes Geheimniß mittheilte, welches jetzt keines mehr zu sein brauche, nämlich, daß der König selber, im Fall eines Kriegszuges, den Oberbefehl würde geführt haben. Das wußten wir lange! —

So sehr der König den Grafen von der Groeben begünstigt und liebt, so wenig schont er ihn, wenn derselbe Gelegenheit giebt, sich über ihn lustig zu machen. Der Graf liebt süße Worte und fügt den Namen solcher Personen, die er mit Glimpf erwähnen will, gern „der liebe gute" bei. Es soll ihm begegnet sein, einmal gesagt zu haben „der gute liebe Nero". Nun erzählt der König mit vielem Lachen, er habe mit ihm auf einer Landkarte verschiedene Oertlichkeiten besehen, und hiebei Groeben einmal gesagt: „Wir stünden dann hier, und dort die lieben guten Schweizer." —

Donnerstag, den 22. Januar 1857.

Die Volkszeitung spricht begeistert zum Lobe Humboldt's. Die Reaktion, die aristokratische wie die priesterliche, rechnet ihr auch das zur Sünde. —

Der Prinz von Preußen hat in letzter Zeit viel von seiner Rüstigkeit verloren und kränkelt oft, bald fehlt es ihm hier bald dort, auch sein Willen soll auffallend ermattet sein; seine sonst heftige Unzufriedenheit soll nur noch als Verdrießlichkeit erscheinen. — Die Prinzessin ist tief mißvergnügt, und wünscht sich von Berlin fort. —

Freitag, den 23. Januar 1857.

Die Tagesblätter bringen die Nachricht von einem vorgestern in der Linksstraße geschehenen Mordversuch. Das Dienstmädchen der Geheimräthin Boeckh ist von einem jungen Mann, der um sie warb und dem sie das Jawort versagte, mit zwei Schüssen lebensgefährlich verwundet worden, sich selber zu erschießen ihm nicht gelungen; er ging zu einem in der Nähe wohnenden Prediger, sagte was er gethan, und bat um Verhaftung, die denn auch erfolgte. Die Blätter sagen, der Mensch habe schon ehrenrührige Strafen erlitten, was sie aber noch verschweigen, ist, daß er einem Missionsverein angehört und sich zu einer Missionsreise vorbereitete. —

Die Kölnische Zeitung ist weggenommen wegen eines Zollartikels, der längst in andern Zeitungen unangefochten gedruckt worden war. — Das Blatt von Eli Samter ist freigegeben. —

Vergèr soll nun doch noch für wahnsinnig erklärt werden, wenigstens wird der Versuch gemacht. Wie Sefeloge, der Soldat, soll Vergèr, der Priester, nur im Wahnsinn ein solcher Verbrecher werden können! Doch ist die Mehrheit der Stimmen in der Volksmeinung für Hinrichtung. —

Durch die Schweizerdebatten ist nun öffentlich an den Tag gekommen, daß der König schon im Sommer wegen des Durchmarsches preußischer Truppen mit den süddeutschen Fürsten unterhandelt hatte. —

Bewegung in Berlin zu Petitionen gegen die Gebäudesteuer. —

Sonnabend, den 24. Januar 1857.

Nachrichten aus der Schweiz, daß der Haß gegen den König von Preußen und die Hinwendung zu Louis Bonaparte

gleichen Schrittes zunehmen, wobei doch in letztern kein eigentliches Vertrauen gesetzt wird, aber für den Augenblick erscheint er als Beschützer. —

Ereignisse in Persien und China, für andre Nationen wichtig, für das Binnenland Preußen nicht. Wir warten ab, was daraus folgen wird. Preußen ist keine Großmacht, das stellt sich klar hin. —

Neben mir an gab der Lieutenant von Prillwitz einer großen Anzahl von Offizieren ein festliches Gastmahl, das von 6 Uhr bis gegen 11 Abends fortdauerte. Vier und zwanzig Trompeter machten Tafelmusik. —

Der Prinz Wilhelm von Baden, der immer freundlich und gut ist, hat sich eine Viertelstunde lang mit dem Portier, der seine Frau im Wochenbette verloren, tröstend unterhalten und ihm sechs Friedrichsd'or geschenkt. —

Das vom König errichtete Heroldsamt kommt mehr und mehr zu Stande: Der Vorstand, Wirkl. Geh.-Rath von Stillfried bekommt 5000 Thaler Gehalt, zwei Heroldsräthe sollen mit 800 und 300 Thalern besoldet werden. Herr von Stillfried ist mit seinen Vermögensumständen in großer Unordnung, der König hat mit jenem Gehalt ihn erleichtern wollen. —

Sonntag, den 25. Januar 1857.

Herr General von Pfuel ist von Randau zurückgekehrt und besucht uns; er ist so heiter und frisch wie nur je, lacht über die Neuchateller Geschichte, bringt eine neue durch Kabbalarechnung erlangte Jahresprophezeihung ꝛc. Der General Adolph von Willisen (Oberstallmeister) kommt dazu, freut sich, daß er Pfuel findet, hört ihm eifrig zu, gelangt aber selber kaum zum Wort. Pfuel erzählt von der Familie Pourtalès,

ihrem Urſprung, ihrer Verzweigung, dann vom Schloſſe zu Neuchatel, wo die Bilder der fünf Könige von Preußen hängen, das des jetzigen aber noch fehlt, auch keinen Platz fände, als wenn eines der fünf an eine andre Wand käme; für die Wappen der Gouverneure iſt kein Platz mehr, das Pfuel'ſche nahm den letzten ein. —

Man ſpricht von einer großen und ſtarken Oppoſition, die das Herrenhaus gegen den Finanzminiſter und ſeine neuen Steuern machen wird, man wolle ihn zum Abſchiede drängen. Auch die Rechte des Abgeordnetenhauſes will gegen ihn auftreten, und zuvörderſt unterſuchen, ob ein wahres Bedürfniß vorhanden ſei, die Staatseinnahmen zu erhöhen. Dieſe Leute reden erſt viel und thun dann wenig. Wir wollen ſehen, was daraus wird! —

Montag, den 26. Januar 1857.

Von Träumen beunruhigter Schlaf. Mir träumte, ich ſei in der Schweiz und wohnte der Berathung des Bundesrathes bei; Louis Bonaparte trat ein, und gebärdete ſich ſehr als Kaiſer; da er ſich mit mir einließ, und fragte, warum man die Berathung nicht fortſetze, ſo ſagte ich ihm, er müſſe vorher ſich entfernen, das wies er aber hochmüthig ab, und die Schweizer wollten nicht in ihn dringen; da dacht' ich, nun wenn die Schweizer ſich's gefallen laſſen, kann ich nichts dagegen haben. Von Minute zu Minute wurde Bonaparte häßlicher, und zuletzt ſtand ein verkrüppeltes, zwergenhaftes Kerlchen vor mir, deſſen Gelangung zur Herrſchaft über Frankreich ganz unbegreiflich ſchien. —

Von dem Subſkriptionsball am Donnerstage werden allerlei Geſchichten erzählt. Der König ſoll in nicht guter

Laune viele Possen gemacht haben, die für die Betheiligten nicht schmeichelhaft waren. Der Intendant von Hülsen hat, so heißt es, böse Worte hören müssen. Einige reichgeputzte Banquierfrauen sind vom Könige durch Lachen und Grimassen bitter verhöhnt worden ꝛc. Die Offiziere sollen im Allgemeinen sehr artig gewesen sein. —

Ich las mit Wonne in den Abendblättern, daß der Kaiser von Oesterreich in Mailand eine allgemeine und vollständige Amnestie erlassen hat; eine allgemeine und vollständige, das ist schön! Alle politischen Gefangnen werden unmittelbar und ohne Bedingung in Freiheit gesetzt, alle politischen Prozesse niedergeschlagen. — An andern Orten begnadigt man auf kürzere Haftfristen, ängstlich auf die Hälfte, auf ein Drittheil; an noch andern — gar nicht! —

Trotz meines Unwohlseins viel gelesen, in Goethe, in Chamisso's Briefen, in Michelet's angenehmem Buch über die Vögel ꝛc. Ich stellte in der Abendstille auch ernste Lebensbetrachtungen an, faßte den Gedanken, daß mein jetziger Krankheitszustand ohne Besserung bliebe und mich rasch meinem Ziel entgegenführte; kein Grauen, kein Schauder war dabei, im Gegentheil, ich gedachte mit liebevoller Freude der mir Vorangegangenen, mit denen mein eigentliches Leben noch immer zusammenhängt. Die jetzige Welt wird mir fremder und fremder, sie weiß nichts von der früheren, in der ich heimisch bin. —

Spottgedicht auf den König, man sagt von einem Mitgliede des Herrenhauses herrührend. Schlechte Verse, beißende Anspielungen. —

Die Aristokratie kann sich nicht zufrieden geben, daß der „Wurstmacher" Niquet den rothen Adlerorden vierter Klasse bekommen hat, den auch Landräthe, ja Präsidenten und Generale tragen. Doch hat Niquet den Orden nicht wegen der „Wurst", sondern wegen der gottesdienstlichen Kapelle erhalten, die er in seinem Wohnhause eingerichtet hat. —

Der rothe Adlerorden wird mit Eichenlaub ausgegeben, mit den Schwertern, mit der Schleife; jetzt ſagt man, auch „mit Meſſer und Gabel", wegen Niquet. Die Hofleute und Offiziere ſind nicht die letzten, ſolche bittre Scherze zu machen oder aufzunehmen. —

Dienstag, den 27. Januar 1857.

Herr von Corvin-Wiersbitzki, ehmaliger Zuchthausgefangner in Bruchſal, war von London nach Hamburg gekommen, wo er ſich ganz ſtill hielt, auch krank wurde. Plötzlich überfiel ihn die Polizei, durchſuchte ſeine Papiere und nahm einen Theil weg. Wieder einer der häufigen rohen Mißgriffe, durch hieſige Angebereien veranlaßt, wo der Eifer mit Dummheit ſich paart! —

Die Anklageſchrift gegen die Neuenburger Gefangenen war ſchon größtentheils gedruckt und ſollte veröffentlicht werden. Dies unterbleibt nun, die Akten werden im ſchweizeriſchen Archiv hinterlegt, die Abdrücke werden eingeſtampft. Das war es, ſagt man, was der König hauptſächlich wollte, die Unterdrückung der Anklageſchrift, die ihn empfindlichſt bloßgeſtellt haben würde. Sie enthielt viele Briefe vom General Leopold von Gerlach, von Niebuhr, Schneider ꝛc. —

Artikel von Fallmereyer in der Augsb. Allg. Ztg. über Les pélerins russes à Jérusalem, par Madame Bagreef-Speransky. —

Die Befeſtigung von Berlin war längere Zeit ein Lieblingsgedanke des Königs, iſt aber für jetzt bei Seite geſchoben. Der Ingenieurgeneral von Prittwitz hat einen Plan entwerfen müſſen, der in militairiſcher Hinſicht alles Lob erwarb; allein der König hatte ganz andre Geſichtspunkte, ihm war es weniger

Der König soll sehr unmuthig sein über die großartige Amnestie des Kaisers von Österreich, und bittre Bemerkungen darüber gemacht haben; die früheren Erschießungen und harten Einkerkerungen werden hervorgehoben, „wenn man so anfange, müsse man wohl anders enden", heißt es; aber in Preußen hat es auch an solchen Härten, dünkt mich, nicht gemangelt, und sie dauern noch fort! Der König, sagt man, wird das gegebene Beispiel nicht nachahmen. —

Die zu Brüssel erscheinende Zeitung le Nord, im russischen Sinne geschrieben, will die Schweiz in der Gestalt bestehen lassen, wie sie ist, und bestreitet die Anträge des Pariser Univers und der Berliner Kreuzzeitung auf Rückbildung in frühere Zustände. Unsern knechtischen Russenfreunden thut es sehr wehe, grade von dieser Seite her Ohrfeigen zu bekommen. —

In englischen Blättern werden die Forderungen, welche der König bei der Neuenburg'schen Ablösung behaupten will, der fortdauernde Besitz der Schlösser und das Wehen der preußischen Fahne, das Beschützungsrecht über fromme Stiftungen, die Fortführung des Titels ꝛc. gradezu als unstatthafte, ja als kindische bezeichnet, und die Unmöglichkeit aufgestellt, daß man solchem störrigen Eigensinn, der gar keine Vernunft in sich habe, nachgebe, oder gar ihm erlaube, durch lächerliche Drohungen den allgemeinen Frieden zu gefährden! —

Der Assessor Wagener hat in der Verhandlung über das Gesetz gegen das Borgen von Minorennen die gröbste Unwissenheit in der gegenwärtigen Gesetzgebung an den Tag gelegt, und hat wiederholte scharfe Verneinungen öffentlich hinnehmen müssen. Dergleichen stört aber solche Leute wie Goedsche, Gerlach, Stahl, Wagener nicht! —

Freitag, den 30. Januar 1857.

Merkwürdige Opposition im allgemeinen Landtage; das Herrenhaus gegen die neuen Steuern, aber aus schlechten, eigensüchtigen Gründen, diese Leute wollen die Besteuerung ihrer Schlösser nicht, so lächerlich gering diese auch angesetzt ist; sie sehen auch in der Wohlthat nur Beleidigung! Das Abgeordnetenhaus bezeigt keine Lust, den Zusammentritt des Landtages vom November in den Januar zu verlegen, wie die Regierung es wünschte. Auch im Abgeordnetenhause Bewegung gegen die neuen Steuern, Wagener an der Spitze. —

Bei Gelegenheit eines Prozesses über litterarisches Eigenthum in Paris hat der freisinnige Advokat Cremieux den Muth gehabt, eine feurige Lobrede auf Victor Hugo zu halten, sein Talent hervorhebend und seinen Karakter. —

Der Artikel, wegen dessen die Revue de Paris einen Monat lang nicht erscheinen darf, ist von Heinrich Bernhard Oppenheim unterzeichnet und Friedrich Wilhelm der Vierte überschrieben. Der wird freilich seinen Gegenstand nicht allzu milde behandelt haben! —

Die Neue Preußische Zeitung will ungern glauben, daß der preußische Gesandte dazu mitgewirkt, daß die Revue de Paris auf einen Monat unterdrückt worden, sie meint, daraus könne leicht ein Anspruch auf Gegenseitigkeit entstehen, daß auch der französische Gesandte hier gegen preußische Blätter Maßregeln hervorrufen könne, sie will ihre Preßfreiheit wahren! Der französische Gesandte hat oft genug solchen Einfluß gehabt, besonders zur Hinckeldey'schen Zeit. —

Sonnabend, den 31. Januar 1857.

Der Mörder des Erzbischofs von Paris ist gestern dort hingerichtet worden; sein Kassationsgesuch war verworfen, und für wahnsinnig wollte man ihn schließlich nicht erklären, obschon die Meinung sehr schwankte, und selbst der päbstliche Nuncius dafür war. — Zugleich mit dieser Hinrichtung wird telegraphisch gemeldet, daß am 26. in Neapel ein Priester einen Mordversuch gegen den Erzbischof von Matera gemacht, wobei ein Mönch getödtet worden. Die katholische Kirche bringt seltsame Erscheinungen hervor! —

Jesuiten im Großherzogthum Posen ansässig und wirksam. Hat es je eine größere politische Unklugheit gegeben, als die, welche in Preußen allen katholischen Betreibungen die freieste Bahn eröffnet hat? — „Unklugheit, — wenn es nicht Arglist und Verrath am Protestantismus ist!" — Einfluß auf die höheren Stände, auf das Volk; aus beiden rekrutiren sich die Jesuiten. —

In Flensburg wollte die dänische Regierung Seeleute ausheben; alle jungen Leute, einen untauglichen Burschen ausgenommen, fehlten, waren ausgewandert, verschollen! —

Der Theaterintendant Dingelstedt in München ist den Angriffen der Ultramontanen gefallen, und pensionirt worden. —

Der Deutsche Bundestag belobt die luxemburgische Regierung wegen deren willkürlichen Gewaltmaßregeln, und nennt diese die Ausführung seiner Vorschriften! Des Bundestags würdig! —

Besuch von Herrn Herman Grimm. Er sieht Bettinens von Arnim Zustand gar nicht günstig an; die Besserung scheint ihm nicht fortzuschreiten. Sie ist gewöhnlich still, hört dem Vorlesen ruhig zu, dann aber kommen Augenblicke maßloser Heftigkeit. — Auch den Wahnsinn, daß Petöfi lebe und Kertbeny's Bild eigentlich das Bild Petöfi's sei, wollte sie wieder mit heftigem Ausbruch dem Herman Grimm an-

ſtreiten, obſchon er gar nicht widerſprach. Von ihren Geſchäften ſchweigt ſie zum Glück; käme ſie darauf, ſo würden ihre Gemüthsbewegungen ſchnell zum Unheil führen. —

Abends Beſuch von Herrn Prof. Hettner aus Dresden. Er iſt ſeit vorgeſtern in geſchäftlichen Angelegenheiten hier, und kehrt morgen zurück. Ueber unſre Muſeen ſpricht er mit Einſicht und Anerkennung, hat aber bei dem Neuen Muſeum auch großen Tadel auszuſprechen, beſonders den, daß man das Gebäude zur Hauptſache gemacht, den Inhalt zur Nebenſache, daher unmäßige bunte Verzierung, ſchlechte Aufſtellung der Bildſäulen ꝛc. —

Sonntag, den 1. Februar 1857.

Nachrichten aus Wien voll bitterſter Feindſchaft gegen Preußen und gegen den König perſönlich; das Spottlied der Schweizer auf ihn — angeblich von Herwegh — wird in Wien gedruckt umhergegeben. Man beſchuldigt Preußen der eitelſten Vergrößerungs- und Ruhmſucht, dabei der dümmſten Argliſt, man verſpottet den geprieſenen Staat der Intelligenz, „ja, ehmals vielleicht, aber jetzt nicht mehr!“ Man gönnt uns jede Demüthigung, und hilft ſie bereiten ſo viel man kann. —

Unſre Reaktions- und Junkerparthei findet, daß es nicht angemeſſen ſei, in ruhigen Friedenszeiten neue Steuern zu verlangen, und daß die Vertreter des Landes die Pflicht haben, ſie zu verweigern. Aber „Steuerverweigerer“ war bisher ein Hauptſchimpfwort, das ſie auf die Mitglieder der Nationalverſammlung warfen, und ſie erſchrecken, daß man ſie nun auch ſo nennen könne! Uebrigens wollen wir ſehen, ob auf die trotzigen Worte nicht matte Abſtimmungen folgen. —

In Goethe geleſen, in Michelet's Vogelbuch, das auf die Dauer durch Uebermaß der Empfindſamkeit ermüdet, ſonſt aber mit großer Kenntniß und im beſten Sinne geſchrieben iſt. Ich weiß und ſage es längſt, daß die Thiere unſre Verwandten ſind. —

Dringende Aufforderung, frühere Verbindungen mit engliſchen Zeitungen wieder aufzunehmen. Im gegenwärtigen Stande der Dinge für mich ohne Reiz, ſo wie für meine Sache jetzt nutzlos. In den heutigen Kämpfen der Oeffentlichkeit iſt für mich keine Stelle, da mögen Andre ſich tummeln, deren Anſprüche noch nicht durch die Ereigniſſe geſteigert ſind, deren Hoffnungen bei kleinen nahen Zielen ſtehen bleiben. Ich kann nicht thun, als hätten wir kein 1848 gehabt, als ſtünden wir noch wie 1846 oder 1847 da. —

Herr Prof. Gelzer aus Baſel iſt hier, in Betreff der Neuenburger Sache zu unterhandeln, von wem beauftragt weiß ich nicht. Der König hat dem Generaladjutanten von Gerlach befohlen ihn anzuhören. Man ſagt, die ganze Angelegenheit werde fortwährend ſo hoffährtig als kleinlich behandelt, und werde noch vielen Verdruß und dem König arge Blößen geben. —

Man ſieht der Verurtheilung des Lindenberg in zweiter Inſtanz entgegen, und die Kreuzzeitungspartei bietet alles auf, die Begnadigung ihres Schützlings, des Vertrauten ihres zweiten Hauptes — Leopolds von Gerlach — zu erwirken. Man legt es dem Prinzen von Preußen dringend nahe, ſeine Großmuth fordere, daß er dem Schelm öffentlich verzeihe und beim Könige ſich für ihn verwende, man verſichert ſogar, daß der König es wünſche, es erwarte; allein bis jetzt will der Prinz nichts davon hören. —

Montag, den 2. Februar 1857.

Ich empfange den Besuch des Fürsten Wladimir Odojeffskii; herzliche Umarmung, vertrauliches Gespräch; er kommt von St. Petersburg und reist seiner Gesundheit wegen nach Italien, nach Nizza. Gestern angekommen, hat er schon unsre Volksschulen besucht, und ist in Entzücken über deren Vortrefflichkeit, er bewundert die Lehrer, die Schüler, er ist zu Thränen gerührt, indem er davon spricht, und sein Unwillen bricht schmerzlich aus, daß all dies Gute wieder in Gefahr ist zerstört zu werden, daß der Hauptstifter, der wackre Diesterweg, aus aller Wirksamkeit ist, von den Frömmlern verfolgt wird. Mancherlei tröstliche Nachrichten aus Rußland, freiere Geistesregung, freieres Wirken, Fortschritte jeder Art. Der Fürst ist ein ächter Menschenfreund, seine geistvollen Schriften haben stets gemeinnützige Zwecke neben ihrer ästhetischen Vorzüglichkeit. —

Die Berichte von den Vergnügungen, Festen, Bällen, Jagden des Hofes in den Zeitungen, überhaupt die Pracht und Verschwendung in den vornehmen Kreisen, machen im Volke keinen guten Eindruck; anstatt den Leuten Staunen und Ehrerbietung, wie man meint, zu erregen, erregt man nur Unwillen, Neid, Haß. Schon gehen die üblen Reden um, daß nur zur Ueppigkeit und Verschwendung des Hofes und der hohen Staatsbeamten neue Steuern gefordert, der Salzpreis erhöht, also Noth und Last des Volkes vermehrt werden; dergleichen verbreitet sich bis in die untersten Schichten, die Kinder hören es und sprechen es nach. Eine gefährliche Stimmung, die unmittelbar zwar nichts bewirkt, aber wehe, wenn Ereignisse unerwarteter Art eine solche vorfinden! Pulvervorräthe können lange ruhig liegen, aber ein geringer Funke — und es erfolgt ein Ausbruch. —

Grauslicher Zustand in Neapel! Der König in größter Angst — man pries den feigen Tyrannen als muthvoll —

abgesperrt und sorglich bewacht, Verhaftungen ohne Zahl, Schrecken und Verwirrung überall. Und England und Frankreich — die den Zustand nicht dulden wollten, sehen dem verschlimmerten ruhig zu! —

In Paris große Aufregung wegen der schlechten Gerichtsverhandlung gegen Vergèr, seine gehinderte Vertheidigung, seine beeilte Hinrichtung. Es ist immer löblich, wenn die öffentliche Meinung sich gegen solche Handlungen ausspricht. Aber wenn ein Mörder solchen Antheil erweckt, wie müßte der nicht tausendmal mehr sich den Opfern des Staatsstreichs zuwenden, den Tausenden ohne Recht und Urtheil Eingekerkerten, nach Cayenne in den Tod Gesendeten! Der — Louis Bonaparte, der —, der tausendfache —, heißt Kaiser, und wird beräuchert von Schmeichlern, von gekrönten. —

Dienstag, den 3. Februar 1857.

Zwischen 1 und 2 Uhr Besuch vom Fürsten Odojeffskii. Er entschuldigt sich, daß er als „Tschinownik" erschiene, mit Ordensband und Sternen, er kam von einem Prinzen, und zog sich bei mir um. Erzählungen von der Großfürstin Helene, ihren Krankenwärterinnen für die Krim, ihrem heldenmüthigen Beispiel, — sie ging mit ihnen in ein Lazareth, und hielt während der Operation ein Bein, das abgenommen wurde, aber am folgenden Tage wurde sie davon krank. Wohlthat der Chloroformirung; in einer Anstalt für plötzliche Fälle, die in St. Petersburg unter Aufsicht des Fürsten besteht, ist noch nie die Anwendung mißglückt. Menschenfreundliche Betrachtungen. Theilnahme für den Humoristen Hoffmann, und Frage nach seinem hier nicht mehr gekannten Weinhaus,

— bei Luther und Wegener in der Charlottenſtraße neben dem alten Caſino. —

Um 6 Uhr Abends mit Ludmilla zu Odojeffskii's, unter den Linden Hotel St. Petersburg. Der Prinz Auguſt von Würtemberg ging eben von ihnen fort. Es kam Herr von Berg, früher bei der ruſſiſchen Geſandtſchaft. Die Fürſtin ältlich, gutmüthig heiter. Alles auf's Beſte. Angenehmes, belebtes Geſpräch, Scherz und Ernſt, kein Mißklang. —

Die Kommiſſion des Abgeordneten-Hauſes hat die Verlegung der Sitzung des Landtags verworfen, eine andre die neuen Steuern, im Herrenhauſe iſt ein Antrag gemacht worden, die koſtbaren Bauten am Jahdebuſen einzuſtellen. Die Miniſter haben erklärt, ſie würden auf ihren Anträgen beharren, und geben zu verſtehen, ſie würden nöthigenfalls neue Wahlen anordnen. Dieſes vom König ernannte Herrenhaus und dieſes durch Minoritätswahlen und Regierungshülfen zu Stande gekommene Abgeordnetenhaus, ſind oppoſitioneller als irgend eine frühere Verſammlung derſelben Art! Eine beachtenswerthe Erſcheinung! —

Der frühere Konſtablerwachtmeiſter Kayſer, berüchtigt durch ſeine niederträchtige Rohheit gegen die Demokraten, ſein ſchändliches Dreinſchlagen, einſt der Liebling der Kreuzzeitung, das thätigſte Werkzeug Hinckeldey's, dann entlaſſen, eine Zeitlang, wie jetzt die Kreuzzeitung ſagt, Kegeljunge, zuletzt Unteroffizier in der engliſch-deutſchen Legion, iſt jetzt in England wegen Veruntreuungen von Militairdecken ꝛc. verhaftet und zur Unterſuchung gezogen worden. Kein Wagener, kein Goedſche, kein Gerlach, kein Stahl nimmt ſich jetzt ſeiner an. —

Donnerstag, den 5. Februar 1857.

Erſt jetzt iſt die Ernennung des Regierungsrathes von Voß zum Bürgermeiſter von Halle veröffentlicht worden. Die Kreuzzeitungspartei hat ein Jahr lang alle Mittel angeſtrengt, die Ernennung zu verhindern, dann die geſchehene rückgängig zu machen. —

Der Vorſteher des Rauhen Hauſes bei Hamburg, Dr. Wichern, iſt preußiſcher Oberkonſiſtorialrath und Mitglied des Miniſteriums des Innern geworden, die Hauptperſon für das Gefängnißweſen. Ein Sieg des kirchlichen Eifers und der Frömmelei. —

Dr. Franz Liſzt, ſeinem bei der letzten Anweſenheit in Ungarn geäußerten Wunſche gemäß, iſt in die Brüdergenoſſenſchaft des Franziskanerordens aufgenommen. Er wird in der Kutte ſterben dürfen und begraben werden! Man könnte ihm andre Mittel für ſein Seelenheil empfehlen. Die Sache iſt eine Spielerei. —

In den Kreiſen der Regierung und der beiden Häuſer des Landtags herrſcht eine große Aufregung, man ſieht mit Spannung, zum Theil mit Angſt, den bevorſtehenden Finanzkämpfen entgegen, ſpricht von Auflöſung des Abgeordnetenhauſes, vom Abtreten der Miniſter, von Staatsſtreichen, Oktroyirungen. In den Mittelklaſſen, im ſogenannten Publikum, im Volk herrſcht daneben die größte Gleichgültigkeit, die völligſte Apathie, die üppigſte Vergnügungsſucht; man iſt überzeugt, daß die neuen Steuern im Landtage fallen, und wäre das nicht, nun ſo macht man ſich darauf gefaßt, ſie zu bezahlen. —

Die reaktionaire Rechte iſt ganz oppoſitionell, ſie will ſich im Volke beliebt machen durch Ablehnen der neuen Steuern, und ſich, wenn es geht, endlich der Miniſterſtellen bemächtigen. Dabei thut ſie gegen den König tief unterwürfig, ſchmeichelt ihm in der Neuenburger Sache, giebt ſich das Anſehen ihn zu ſtützen, ihm zu helfen. Sie führt die allerdreiſteſten Reden.

Landräthe, z. B. der berüchtigte Landrath von Grävenitz, erlauben sich an offner Wirthstafel solche Ausdrücke, die sie bei Andern als revolutionaire und rebellische anklagen und verfolgen würden; die für servil und abhängig verschrieenen Landräthe, wird gesagt, wollen zeigen, daß sie völlig unabhängig stimmen und kräftig Trotz bieten können. —

Freitag, den 6. Februar 1857.

Der General von Möllendorf, gekränkt, daß er nicht mit unter den Generalen bezeichnet war, die gegen die Schweiz ausrücken sollten, hat seinen Abschied gefordert, und gleich bekommen, doch als General der Infanterie. Er bereut jetzt, sich übereilt zu haben, und meint, man hätte wohl, wie wohl sonst geschieht, sein erstes Abschiedsgesuch ablehnen können! —

Bisher drängten sich die vornehmen Familien, ihre jungen Leute als Offiziere in der Garde anzubringen; seit einiger Zeit läßt das nicht nur nach, sondern es kommt auch vor, daß Väter die ihnen für ihre Söhne gemachten Anträge zurückweisen. Solche Rückwirkung haben die vielen Beispiele der jungen Offiziere, die bei der Garde in letzter Zeit durch Spiel, Gelage und Aufwand jeder Art in Schulden gerathen sind und sich ruinirt haben. —

Sonnabend, den 7. Februar 1857.

Die Kreuzzeitungsparthei setzt mit wüthiger Beflissenheit den Streit wegen Neuenburg fort, schmeichelt dem König und stachelt ihn, stellt ihn als Sieger dar, mahnt ihn zum Trotz.

An Neuenburg ist ihr nichts gelegen, auch was für Folgen die Sache für Preußen haben kann, bekümmert sie nicht; ihr einziges Augenmerk ist auf den König gerichtet, ihn will sie gewinnen, ihm beliebt und unentbehrlich sein, durch ihn zur Macht gelangen, — das Uebrige wird sich, meint sie, dann finden. Die Neuenburger Sache ist ihr dafür die glücklichste Handhabe. Auch soll es ihr schon so weit gelungen sein, daß der König diese Partheileute jetzt für seine besten Freunde hält, für die eifrigsten Anhänger und Verfechter seines Rechtes, seines Thrones, während seine Minister, die hin und wieder Bedenken oder gar Neigung zum Widerspruch zeigten, in seiner Gunst merklich erkaltet sind. Er soll es der Parthei schon verzeihen, daß sie gegen die neuen Steuern und andre Maßregeln auftritt, die man ihm als Ungeschicklichkeiten der Minister schildert, indem dabei zu verstehen gegeben wird, daß andre Minister die Geldquellen nur geschickter und reichlicher eröffnen würden. Dennoch bezweifelt man, daß wir jemals ein Ministerium Gerlach-Stahl bekommen werden, im ganzen Staate sei noch zu viel altpreußischer guter Geist, der dem entgegenwirke. Ich halte ein solches Ministerium allerdings für möglich, und wünsche nur, daß auch Goedsche, Wagener, und besonders Leopold von Gerlach's Freund Lindenberg, nicht darin fehlen. —

Der Kladderadatsch enthält heute ein Lied, das zu den kühnsten Aeußerungen gehört, die jetzt hier vorkommen können, denn es greift gradezu den König an. Ein Venetianer, ein Ungar, ein Wiener und ein Berliner sitzen als Verbannte an demselben Tisch, die österreichische Amnestie ruft die drei ersten in's Vaterland zurück und erfüllt sie mit Jubel, der Preuße bleibt traurig in Bann und Noth. —

Sonntag, den 8. Februar 1857.

Die Volkszeitung warnt gegen das jetzige Benehmen der reaktionairen Rechten, der Herren und Junker, sie erhöben scheinbar die Fahne des Volks, aber für ihre Zwecke, nicht für die Sache des Volks, man solle sich keiner Täuschung hingeben. —

Geschrieben, und in Lasaulx gelesen, — latet anguis in herba! Der alte Dunkelmann hat etwas Lichter angesteckt, aber zu Ehren der Dunkelheit, er gehört zu Leo und Görres. —

Wir sprachen bei Bettina von Arnim ein. Herr Siegmund von Arnim empfing uns, und meinte, wir könnten die Mutter nicht sehen, führte uns zu Fräulein Armgart und gab wie diese keinen guten Bericht über die Kranke. Bald aber verlangte Bettina mich zu sehen, und gleich darauf auch Ludmilla'n. Wir fanden sie am Tische sitzend, munter aussehend, lachend, aber mit etwas verzerrten Zügen. Sie war dem Geiste nach ganz wie in den besten Tagen des Herbstes, eingedenk aller Sachen, die ihr am Herzen liegen, ihrer Absichten, Entwürfe, der Fortsetzung des Wunderhorns, des Frühlingskranzes, der Briefe Goethe's an Frau von La Roche, der Briefe von Görres an Arnim, besonders auch des Goethedenkmals. — Bettina ließ uns lange nicht fort, die Gespräche schienen ihr eine Erholung. Herr Bargiel kam noch dazu, es wurde zu unruhig, wir gingen. —

Aus Hamburg die Nachricht, daß Herr von Corvin-Wiersbitzky, dem seine Papiere weggenommen worden, und den man nachträglich verhaften wollte, sich durch die Flucht gerettet hat. —

Der Lindenberg ist nun auch in zweiter Instanz verurtheilt worden, das Urtheil der ersten wurde lediglich bestätigt. —

Montag, den 9. Februar 1857.

Brief und Sendung von Herrn Gerichtsaſſeſſor Leſſing, er ſchickt mir den 58. Band der Encyklopädie von Erſch und Gruber, worin der große Artikel „Gentz“ von Herrn R. Haym. —

In Byron geleſen; ſeine Briefe und Tagebücher ſind merkwürdig und bedeutend, es liegen wichtige Züge eines umfaſſenden Zeitbildes darin, Beiträge zur Menſchen- und Völkerkenntniß. —

Der Sammlertrieb, der faſt in jedem Menſchen liegt, hat ſich bei mir ſehr früh geregt, aber meinen Umſtänden gemäß auf ſehr geringe Gegenſtände ſich beſchränken müſſen. Schon Bücher wurden mir zu koſtbar und zu ſchwierig, die beſten gingen mir durch Lebenswechſel und Achtloſigkeit Andrer verloren, und ich nahm bald die entgegengeſetzte Richtung, ſammelte nicht mehr, ſondern verſchenkte, noch zuletzt koſtbare Sachen zur Goethe-Litteratur nach Leipzig und nach Amerika. Leider hab' ich auch Handſchriften früher leichthin weggegeben, und deren zu ſammeln verſäumt. Testimonia auctorum bracht' ich zuſammen, einem Spruche Leſſing's gemäß, für mich, für Rahel, für Goethe. Darunter iſt denn doch manches, was in der Zukunft als ſelten oder einzig geſchätzt werden mag. — Ich hoffe es bleibt alles beiſammen. —

Was in Berlin alles gearbeitet, wie vielfache Thätigkeit hier ausgeübt wird, was alles ſich drängt und kreuzt, was alles neben einander betrieben wird und jedes in ſeiner Weiſe gedeiht, das iſt ſchwer in Einen Ueberblick zu faſſen. In dieſem Betreff iſt Berlin dem, was es vor fünfzig Jahren war, gar nicht mehr ähnlich. Es giebt faſt keine müßigen Leute mehr hier, denn auch die Wohlhabenden, die ohne Amt und Geſchäft ſind, haben vollauf zu thun, mit Vereinen, Vorleſungen, Beſichtigungen, das Genießen ſelber wird zur Arbeit. —

Dienstag, den 10. Februar 1857.

Die reaktionaire Rechte hat es jetzt besonders auf die Minister von der Heydt und Simons gemünzt, beide sollen fort, als Rheinländer, als Emporkömmlinge, als Leute, die sich zwar in vielen Stücken nach Wunsch willfährig gezeigt, aber doch nicht in allen. Gegen Heydt ist wieder allerlei zur Sprache gebracht. Wird alles nichts helfen. Beide Minister sind dem Könige durchaus gefügig und demüthig; Simons entschädigt sich dafür durch Ungeschliffenheit gegen diejenigen, denen er glaubt etwas bieten zu dürfen. Er weiß, daß die Adlichen ihn hassen, und drückt diese daher seinerseits. —

Der König bemerkt mit größtem Mißfallen, daß bei der Kour die Offiziere aus Potsdam so spärlich erscheinen, und setzt darüber die Regimentskommandeure zornig zur Rede, es sei ihre Pflicht, ihren Offizieren einzuschärfen, daß die Einladung, ja die bloße Erlaubniß zur Kour ein Befehl sei, dem zu folgen nicht in der Willkür eines jeden stehe. Beim ersten Garderegiment ist es schon längst im Gebrauch, daß ein Offizier, der von der Kour wegbleiben will, sich krank melden müsse. — Noch mehr als die Offiziere fehlen die Mitglieder des Landtags, sowohl die des Herrenhauses, als die des Abgeordnetenhauses, und vorzugsweise die reaktionaire Rechte, die mit dem Hofe schmollt. Die geringe Zahl der Erschienenen soll ein wahres Aergerniß gewesen sein und der König es bitter empfunden haben. —

Mittwoch, den 11. Februar 1857.

Gestern fand im Abgeordnetenhaus ein Vorgang statt, der eigentlich die ganze Stadt aufregen sollte, aber unter den

grade mit dieſem Präſidenten, mit dieſen Abgeordneten, mit dieſem Herrenhauſe, die Regierung ſo ſchwere Kämpfe hat. —

Donnerstag, den 12. Februar 1857.

In Haym's Gentz weitergeleſen; der Verfaſſer hat, ungeachtet aller Sorgfalt im Zuſammentragen und Verarbeiten des Einzelnen, es zu keiner wahren Lebensanſchauung gebracht, hat keinen Begriff von dem, was Gentz war; er meint, Humboldt's ſtaatsmänniſche Bedeutung ſei größer geweſen, als die von Gentz, — ein gewaltiger Irrthum! er meint, Humboldt's unwiderſtehlicher Adel des Geiſtes und Karakters habe Gentzen imponirt, grade das Gegentheil fand Statt, Humboldt ſtaunte Gentz an, nicht dieſer jenen! er nennt mich einen Freund von Gentz, und ahndet nicht, daß ich immer ſein politiſcher und öfters ſein perſönlicher Gegner war! Die Hintergründe, auf denen er das Bild von Gentz erſcheinen läßt, ſind auch meiſt mißrathen, ein Schwall von Phraſen, oft ganz nutzloſen, ja unerträglichen, ſoll den Mangel an Anſchauung der Wirklichkeit verdecken, überall iſt es der Büchermenſch, der über den Staats- und Weltmann urtheilen will. —

Der König hat verfügt, daß die beſſeren Pfarrſtellen, von 700 Thaler Einkünften und höher, nicht mehr von den Konſiſtorien, ſondern vom Oberkirchenrath vergeben werden ſollen. Das heißt, ſie ſollen nach Gunſt als Lohn für gewünſchten Eifer in der beliebten Richtung, oder als Anlockung dazu, vergeben werden. Iſt das nicht gradezu Simonie? Der Oberkirchenrath ſteht außerhalb der Verfaſſung, unter keinem Miniſter. —

Unheimliches Gefühl in Betreff Neuenburgs; man merkt, daß man in einer nachtheiligen Stellung iſt, daß man in eine

Klemme gerathen, aus der man ſchwerlich ohne Verluſt herauskommt. Die Schweizer lachen und triumphiren; ihretwegen mag nun die Sache ſo hängen bleiben, hundert Jahre! Nach der Freilaſſung der Gefangenen hat der König kein Recht mehr, Frankreich gegenüber hat er es aufgegeben, die Waffen gegen die Schweiz zu führen. —

Freitag, den 13. Februar 1857.

Die Volkszeitung enthält gute Vorſchläge zu Erſparniſſen und Verbeſſerungen. Die Scheu, über die dreijährige Dienſtzeit zu reden und deren Zweckmäßigkeit zu läugnen, ſchwindet allmählig, und man lernt einſehen, daß in den Forderungen für das Kriegsweſen die militairiſche Weisheit der Behörde nicht außer Frago ſteht. —

Die hannöverſche Ständeverſammlung eröffnet, die unächte, durch gewaltſame Oktroyirungen und Regierungsmaßregeln gefälſchte. Nicht werth, daß man ſich um das Einzelne bekümmere. —

Thackeray's Vorleſungen über die vier George Englands, eine furchtbare Batterie gegen Hof- und Adelswirthſchaft. —

Palmerſton hat kürzlich im Unterhauſe gegen Disraeli geläugnet, daß ein Vertrag beſtanden habe, der Oeſterreichs Beſitzungen in Italien gewährleiſtet, jetzt mußte er es eingeſtehen, ſich hinter die elende Silbenſtecherei flüchtend, daß es eine Konvention geweſen, kein Vertrag! Der Premierminiſter Englands öffentlich als Lügner daſtehend! Das ſchadet heutigen Tages nichts. Auch Andre haben gelogen, und ſtehen fortwährend in höchſten Amtsehren! —

Der König, als man ihm neulich ſagte, der Adel ſei die Stütze des Throns, auf ſeinen Adel dürfe er ſich verlaſſen,

heißt doch das Land?" Ein dienſtwilliger Major ſagte eifrig: „In Afrika, Euer Majeſtät!" Der König, der ein beſonderes Land des Welttheils gemeint hatte, verſetzte darauf: „Ja, mein Jutſter, des weeß ich wohl, aberſt Afrika mag wohl en bisken jrößer ſind als die Kurmark."

Den Grafen von Bülow — Sohn des ehemaligen Finanz- und dann Handelsminiſters, jetzt Miniſter in Schwerin —, der ihn mit nichtsſagenden Erwähnungen von Bauſtilen langweilte, und ſie alle untereinander miſchte, immer von Stil und Stil ſprach, unterbrach der König plötzlich mit der Bemerkung, es ſolle ihn nicht wundern, wenn auch etwas Beſenſtiel dabei vorkomme! —

Sonntag, den 15. Februar 1857.

Herr von Stillfried als Oberceremonienmeiſter hieß bei Hof einen Offizier einen Saal, der für andre Gäſte beſtimmt war, verlaſſen; der Offizier überhörte es oder eilte nicht genug, und Stillfried erneuerte die Aufforderung, indem er jenen am Arm faßte. Da rief der Offizier: „Herr, rühren Sie mich nicht an!" Es gab weitere Worte, Stillfried ſteckte ſie ein; es erfolgte nichts weiter. Man ſagte, der Offizier habe den Degen ziehen wollen, das iſt aber nicht wahr. Stillfried mochte ſchaudernd an Hinckeldey denken. —

Der Oberſtlieutenant von Forſtner, ein bekannter Lehrer der Mathematik, und der Rendant Hornung, von dem ſogar Juſtinus Kerner in einem Brief an mich urtheilte, er werde im Irrenhauſe enden, treiben den Unfug des Pſychographenweſens, des Tiſchrückens und des Geiſterklopfens hier bis zum Wahnſinn! Sie verſammeln ein Häuflein von gleichgearteten Schwachköpfen, und machen ihre Uebungen, Verſuche und

Erfahrungen mit tollſtem Eifer; Tiſche drehen ſich, werfen ſich um, Geiſter klopfen prophetiſche Verkündigungen, Thüren und Wände knallen, und anderes Teufelszeug mehr. Wer die Schälke in der Geſellſchaft ſind, wer die Genarrten, wird ſich in der Folge ſchon ergeben. —

Nachrichten aus Paris ſagen, Louis Bonaparte ſei ſehr verdrießlich über die hochgeſpannten Forderungen, die der König von Preußen fortwährend in Betreff Neuchatels mache. Vor der Freilaſſung der Gefangnen habe dieſer gethan, als ſei alles andre nur Nebenſache, jetzt ſei er ganz wild und grimmig, als ſei damit noch nichts geſchehen, als müſſe ihm eine Genugthuung werden, die er nach der Lage der Dinge nicht erhalten könne. Noch ſei Louis Bonaparte voll ſchonender Nachſicht und Höflichkeit, wenn er dieſe jedoch einmal überdrüſſig ſei, werde es ſchlimme Zurechtweiſungen geben. Die franzöſiſche Geſandtſchaft ſoll neuerlich gegen den Miniſter von Manteuffel etwas der Art geäußert und auf die Gefahr aufmerkſam gemacht haben, von der franzöſiſchen Regierung zu viel zu verlangen. —

Montag, den 16. Februar 1857.

Der König hat den Lindenberg wieder begnadigt. Früher mehrmals, wegen verübten Frevels gegen Demokraten, diesmal wegen verübter Späherei und Verläumdung gegen den Prinzen von Preußen. Die Kreuzzeitung verkündet dieſen Triumph ihres Kumpans mit folgenden Worten: „Bekanntlich war am 7. dieſes Monats vom Kammergericht das Urtheil erſter Inſtanz gegen den frühern Redakteur Lindenberg zu Minden beſtätigt worden. Seine Majeſtät der König haben jedoch durch Kabinetsordre von demſelben Tage, ehe der Verurtheilte

ein Gnadengesuch eingereicht, die Begnadigung mit allen ihren Folgen ausgesprochen". Von demselben Tage, ehe noch ein Gnadengesuch eingereicht worden, mit allen ihren Folgen, — was wird dazu der Prinz von Preußen sagen? —

In England die politische Ehre ganz herunter! Lord Palmerston öffentlich der elendesten Lüge geständig! Sir Robert Peel öffentlich wegen seiner gehaltenen skurrilen Rede um Verzeihung bittend im Unterhause! — Aber was ist das gegen die Meineide, Wortbrüche, Tücken und Gewaltthaten überall auf dem Festlande von Europa! Die schamloseste Niederträchtigkeit, die frechste Heuchelei und Bosheit herrschen. —

Dienstag, den 17. Februar 1857.

Die Begnadigung Lindenberg's macht das größte und ärgerlichste Aufsehen, nicht in den vornehmeren Kreisen, wo man dergleichen gewohnt ist und leicht nimmt, aber in den Mittelklassen und im Volk. „Also der König", so ruft man aus, „bekennt durch diese Begnadigung eines offenbaren Schuftes und Verläumders, daß derselbe auf höheren Befehl gehandelt hat?" — Dieser Fall, und die Beeiferung des Königs für die Neuenburger Gefangnen, machen zusammen den schlimmsten Eindruck, und es fallen Worte, die als Majestätsbeleidigung bestraft werden könnten; ganz unverhohlen verflucht man die bösen Rathgeber, die den König zu solchen geheimen Spürereien und Anstiftungen verleiten. Den Bruch zwischen dem König und dem Prinzen von Preußen sieht man nun als unheilbar an. —

Der König hat auf der Stelle, als er Lindenberg's Verurtheilung erfuhr, dessen Begnadigung unterschrieben, und dem Justizminister Simons befohlen, die Sache solle damit abgethan sein, und keine Nichtigkeitsbeschwerde Lindenberg's mehr angenommen werden. Der Justizminister stellte vor, daß dies unmöglich sei, er wenigstens könne niemanden ein Rechtsmittel versagen. Darauf wurde die Kabinetsordre umgeschrieben, doch hat sie der Minister nicht gegengezeichnet, und so ist sie eigentlich ungültig, aber — sie gilt. —

Die Prinzessin von Preußen ist wegen dieser Begnadigung ein paar Tage früher als sie wollte, nach Weimar abgereist. —

Mittwoch, den 18. Februar 1857.

Die Begnadigung Lindenberg's macht das größte Aufsehen, schadet dem Könige ganz entsetzlich. Man meint, nun werde der Generaladjutant Leopold von Gerlach sich gar nicht mehr halten können, sondern den Abschied nehmen müssen, schon um den Prinzen von Preußen zu vermeiden, von dem er öffentliche Beschimpfungen befürchten müsse. Aber wenn auch die Parthei diesen Verlust erleidet, auf der andern Seite sucht sie neue Verstärkung, und hat große Hoffnung neuen Boden zu gewinnen. Es heißt, der Geh. Kabinetsrath Markus Niebuhr, der vom Könige mit Ohrfeigen beehrte, werde Finanzminister, und der berüchtigte Wagener in das Kabinet des Königs berufen werden. Ein böser Dämon, der sich vorgesetzt hätte, den Staat recht herunterzubringen, könnte für diesen Zweck die Sachen nicht besser fügen! —

Ein Gerücht, das schon in die Zeitungen gedrungen ist, läßt den König das in Aachen stehende Infanterieregiment dem — Louis Bonaparte verleihen, und selber ein franzö-

ſiſches Garderegiment bekommen. Louis Bonaparte kann dabei nichts verlieren. Aber der König! Es wäre zu arg, wenn das wahr würde! Wie blind ſind die Fürſten! wie wenig fühlen ſie das Gewicht und die Folgen deſſen was ſie thun! —

Donnerstag, den 19. Februar 1857.

Ueber Lindenberg's Begnadigung hört man fortdauernd die heftigſten Reden. „Der Prinz von Preußen wird dadurch als einer hingeſtellt, den der König Urſache hat mit Spürhunden zu umgeben, der es nöthig macht, daß ſolche Halunken gegen ihn beauftragt werden.“ Ferner: „Bei jedem Privatmann, deſſen Beleidiger der König begnadigen will, wird erſt angefragt, ob er verzeihen will, bei ſeinem Bruder, dem Prinzen von Preußen, findet man das unnöthig; geſetzt, er wollte verzeihen, man läßt ihm nicht Gelegenheit, ſeine Großmuth zu zeigen.“ — Der Prinz ſoll wüthend ſein, aber das iſt nur augenblickliche Wallung; im Ganzen iſt er, wie man ſagt, ziemlich abgeſpannt, müd' und mürbe; er fühlt frühzeitig das Alter. Die Parthei Gerlach, Goedſche, Wagener ꝛc. die den Prinzen jetzt eben ſo haßt, wie ſie ihn ehmals gegen den König erhob und pries, hofft den Prinzen noch ganz mürbe zu machen, ſo ſehr, daß er zu Gunſten ſeines Sohnes auf ſein Erbrecht auf die Krone verzichtete! Das aber gelingt nicht, wenigſtens nicht, ſo lange die Prinzeſſin lebt und wirkt. —

Der König hat nun den Verdruß, daß auch viele der Neuenburger Royaliſten ſich gegen ihn erklären, ſein Benehmen tadeln, in ſeiner Sorge für ihre Freilaſſung und für die Niederſchlagung des Prozeſſes nur egoiſtiſche Zwecke ſehen, Furcht vor perſönlicher Bloßſtellung; ihre Sache gebe er auf,

nachdem er sie kräftig zu vertreten verheißen habe. „Wir verdienen alle, die wir den Putsch gemacht, in's Tollhaus gesperrt zu werden, weil wir uns zu solcher Dummheit verleiten ließen; es war reiner Blödsinn, den Aufforderungen zu vertrauen.“ —

Freitag, den 20. Februar 1857.

Die Volkszeitung mahnt, daß Preußen neben der ungeheuern innern Entwickelung, die in Rußland beginnt, nur bestehen und sich wahren kann durch unausgesetzten Fortschritt nach allen Seiten; sie weist auch auf Oesterreich hin, das den mittelalterlichen Plunder, mit dem wir uns noch liebhaberisch abgeben, völlig weggeworfen hat. —

Sonntag, den 22. Februar 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Sie ist etwas besser und hofft auf den Frühling; noch gelähmt in den Gliedern, aber geistesmunter, sie beschäftigt sich schon wieder mit ihren litterarischen Angelegenheiten, ich muß ihr aus Arnim's und Brentano's Briefwechsel die Briefe von Görres heraussondern, die sie durchaus nicht finden konnte. —

Es ist wirklich ein Jammer zu sehen, wie arm die Leute sind, die nur dem Tage leben. Aller Reichthum, der nur dem Augenblicke dient, ist gering und dürftig; Vergangenheit und Zukunft müssen ihre Gaben der Gegenwart darbringen, sonst darbtdiese. Sonst unbedeutende Personen stehen gleich auf einer höheren Stufe, wenn sie nur ihre eigne Geschichte zusammenhalten, von ihren Voreltern und Nebenmenschen

wiſſen, oder gar die Geſchichte ihres Landes kennen, an frühere Zuſtände der Geſellſchaft und Litteratur zurückdenken. Leider ſtehen die Deutſchen hierin gegen andre Nationen noch weit zurück. Einzelne überſtrahlen wohl an ſolcher Kenntniß die Beſten des Auslandes, aber es ſind nur Einzelne; die große Menge der Gebildeten iſt darin ſehr verwahrloſt, und die Gleichgültigkeit, mit der ſie alles vorübergleiten laſſen, was die Vergangenheit, ſelbſt ihre eigne, betrifft, verletzt mich oft im Innerſten. —

Dienstag, den 24. Februar 1857.

Im Abgeordnetenhauſe Debatten über das Ehegeſetz. Wentzel, Graf von Schwerin, Lette, ſprechen mit triftigen Gründen gegen daſſelbe, der Juſtizminiſter Simons vertheidigt es mit elenden Jämmerlichkeiten, an die er ſelber nicht glaubt. Die Frömmler und Fanatiker ſind in dieſem Punkte ganz verrückt; folgerichtig müßten ſie die katholiſche Lehre annehmen, das wollen die Schächer aber auch nicht. „Und mit ſolchem Geſindel muß ich mich herumſchlagen!“ ſagte Friedrich der Große, können jetzt Wentzel und Schwerin ſagen! —

Mittwoch, den 25. Februar 1857.

Die Verhandlungen im Abgeordnetenhauſe über das Eheſcheidungsgeſetz ſind das Abgeſchmackteſte und Ekelhafteſte, was mir ſeit langer Zeit vorgekommen iſt. Dieſen ſtupiden fanatiſchen Eifer, der ſich ſchamlos öffentlich zur Schau trägt, ſollte man in unſrer Zeit, in unſrem Staate nicht für möglich halten. Die Schufte betreiben unter dem Vorwand von

Religion und Sitte gradezu Unsitte, Gottlosigkeit, Verkehrtheit, sie gründen eine Pflanzschule des Bösen. Das Ministerium spielt eine erbärmliche Rolle, giebt den Fanatikern — seinen Feinden — nach, ohne es doch ganz zu thun. So kommt ein jämmerliches Flickwerk zu Stande. Auch der Geh. Rath Mathis, der sich zur Bethmann-Hollweg'schen Parthei hält, dem ich aber nie getraut, lenkt in das Geheul der Schufte ein, und nennt das Landrecht frivol! Will er sich wieder anschmeicheln, der einstige Handlanger des Polizeiministers von Rochow? Er scheint wenigstens einzusehen, wo er hingehört. — Das Rechte, Wahre über dieses schändliche Gesetz kann weder in den Debatten noch in den öffentlichen Blättern gesagt werden; aber künftig einmal, wieder in einer Nationalversammlung, denn bei diesem Parlamentselend kann es doch nicht immer bleiben! So treibt es das Lumpenpack, daß schon wieder Stimmen laut werden, man solle den ganzen Kram abschaffen und die unumschränkte Königsgewalt herstellen. Wer das jetzt aber am wenigsten will, das ist die Kreuzzeitungsparthei, für sie ist dieses falsche Konstitutionswesen grade recht.

„Zur Geschichte des deutschen Verfassungswerkes 1848 bis 1849. Von Karl Jürgens. Zwei Bände, Hannover 1857." (Schon 1850 begonnen.) Hier werden die Gothaer in ihrer Blöße dargestellt, besonders auch Gagern, der des Uebermuths, der Ränke und Listen beschuldigt wird. Nur zu wahr ist es, daß der Mann sich zuviel zutraute, unrichtige und unredliche Mittel anwandte, Oesterreich und Preußen hinterging, und seiner Unzulänglichkeit zum Opfer fiel. —

Die Frankfurter Nationalversammlung scheiterte an demselben Fehler, woran die französische früher scheiterte, an ihrer eignen Gutmüthigkeit und Zurückhaltung, an ihrer freiwilligen Entwaffnung. Sie hatten keine andren Waffen, als den Schrecken, ihm allein verdankten sie ihr Dasein; sie

verzichteten auf ihn, sie beruhigten die Regierungen, sie gaben diesen sogar Truppenverstärkung, sie suchten ihre Ehre in Ruhe und Ordnung. Da war es aus mit der Macht der Nationalversammlung, die beruhigten Regierungen gehorchten nicht mehr, der Reichsverweser machte Ränke, Gagern und seine Genossen machten Ränke, suchten in geheimen Unterhandlungen zu erlangen, was ihr öffentliches Verhalten versäumt hatte, sie mußten nun mehr und mehr zugestehen, und erlangten nichts, als ihr eigenes Verderben. Das ist die kurze traurige Geschichte! Die Nationalversammlung mußte ein Heer von hunderttausend Mann aufstellen, die ersten zwanzigtausend hätten die Mittel geschafft; sie mußte die andren Kriegsmächte schwächen, wo nicht auflösen. Hatte man dazu nicht den Willen und Muth, so mußte man gleich anfangs und immerfort es mit Preußen halten, dann war dies die einzige Macht, die für Deutschlands Größe und Freiheit zu benutzen sein konnte. —

Donnerstag. den 26. Februar 1857.

Die Zeitungen bringen den Verfolg der Debatten über die Ehescheidung. Man wird es einst nicht glauben, wie erbärmliches Zeug die Wagener, Gerlach ꝛc. bei dieser Gelegenheit vorgebracht haben. Aber auch die Regierungskommissaire, und besonders die Minister Simons und Raumer schwatzten jammervoll. Und dergleichen Gewäsch hat Ansehn und gilt, weil sie Minister sind! Schuljungen dürften ihre Vorträge so nicht einrichten, ohne derb zurechtgewiesen zu werden. Die Katholiken benehmen sich auch ganz unvernünftig, stimmen für die einzelnen Artikel, und wollen gegen das Ganze stimmen! —

Ein Element, das sonst in Berlin und überhaupt in

Preußen sehr bedeutend war, die Liebe und Verehrung für den König, die Anhänglichkeit an die Königliche Familie, verschwindet immer mehr. In den obern Klassen, in der Aristokratie, besteht nur noch einiger Schein, eine äußere Gewohnheit, was dahinter steckt hat das Jahr 1848 hinreichend gezeigt. Im Bürgerstande findet sich noch einige Ehrfurcht, doch nur bei ältern Leuten, das jüngere Geschlecht gefällt sich in Freisinn und Trotz. Auf dem Lande hatte das Königthum noch im Jahre 1848 den stärksten Anhang, jetzt sind die Bauern durch die Reaktionsparthei, mehr als es durch alle Demokratenumtriebe hätte geschehen können, aufgebracht und widerwillig. „Der König," heißt es, „anstatt uns zu schützen, unterwirft uns mehr als sonst den Edelleuten, den Beamten, und sogar den Geistlichen." Von solcher Stimmung erfährt der König nichts, niemand berichtet ihm dergleichen. —

Das Kammergericht hat den Redakteur der Gerichtszeitung, der von der Polizei angeklagt war sein Blatt nicht zu der von der Polizei festgesetzten Stunde — für dieses Blatt ausnahmsweise festgesetzt — der Behörde vorgelegt zu haben, freigesprochen, und erklärt, daß die Polizei jederzeit bereit sein müsse, das Blatt zu empfangen, und verpflichtet sei, den Empfang zu bescheinigen. — Hinckeldey'sche Nachwehen! Der jetzige Polizeipräsident enthält sich solcher Schikanen. —

Sonnabend, den 28. Februar 1857.

Ich habe zu Humboldt geschickt, die Nachrichten lauten beruhigend. Schönlein erklärt die Lähmung für eine nervöse, nicht apoplektische. Auch hatte Humboldt, als er in der Nacht fiel, nicht das Bewußtsein und die Sprache verloren, sondern seinen Diener laut gerufen, damit er ihm aufhelfe. Natürlich fand er sich von dem Vorgang sehr

erschüttert, aber nicht in Gefahr. Er hatte noch bis 1 Uhr in der Nacht gearbeitet.

Der ehemalige Landwehrlieutenant Ziegel aus Halberstadt, im Jahr 1848 ausgetreten, nach Amerika ausgewandert, auf einer Reise in Dresden ergriffen, hieher abgeliefert, ist vom Kriegsgericht zu siebenjähriger Festungsstrafe verurtheilt, vom Könige aber unter der Bedingung, Preußen für immer zu meiden, begnadigt worden. Besondere Fürsprache soll stattgefunden haben. —

Montag, den 2. März 1857.

Im Abgeordnetenhause hat Wentzel den Hanswurst Gerlach wieder einmal tüchtig gerüffelt. Was hilft's? Solche Debatten helfen nicht mehr, es müssen andre kommen, in denen die ganze Wahrheit gesagt werden kann; hier zeigt sie sich immer nur in kleinen Bruchtheilen. Der Justizminister mußte die Gerichte gegen Gerlach's freche und grundlose Anschuldigungen vertheidigen. —

Dänemark verwirft die Vorstellungen, die ihm Preußen und Oesterreich in Betreff Schleswig-Holsteins gemacht haben, und kümmert sich nicht um den Deutschen Bund, in welchem es doch über alle Angelegenheiten mitspricht. Sollte man nicht sogleich seinen Gesandten dort ausschließen? Diese zum Bunde gehörigen Deutschen in Schleswig-Holstein sind seit Jahren völlig rechtslos, und der Bund leidet es, und Preußen, und Oesterreich, in dieser Sache leiden beide Großmächte geduldig sogar die Mißachtung ihres eignen Ansehns.

Der Minister von der Heydt hat aus den Erträgen der Königlichen Bank für das vergangne Jahr eine Summe von 25,000 Thaler im voraus zu dem Dombau bei Seite gethan, ohne Befugniß, ohne Wissen und Zustimmung der Aktionaire!

Auf geschehenen Einspruch macht er sich verbindlich, die Zustimmung noch zu erlangen. —

Der König sah die Aufführung des Trauerspiels „Saul", ging aber nach dem zweiten Akt fort, und fand im Vorzimmer einen Lakaien in Schlaf gesunken. „Der hat gewiß gehorcht," sagte der König, „das hat er davon!" —

Dienstag, den 3. März 1857.

Die Vossische Zeitung liefert heute eine Liste der Mitglieder des Herrenhauses, die bisher nicht eingetreten sind, 21 an der Zahl. Das Verzeichniß ist sehr merkwürdig, auch Savigny und Rochow-Stülpe sind genannt, der Graf von Dyhrn, der Fürst von Hatzfeldt, die meisten Mediatisirten, auch der Kaufmann Haanen in Koblenz. Dem König ist das Wegbleiben der Mediatisirten schmerzlich, aber alle Versuche, sie heranzuziehen, sind bis jetzt vergeblich. —

Das Ehescheidungsgesetz ist heute noch nicht zu Stande gekommen; die unfruchtbaren Debatten haben fortgedauert. Die Linke thut immer, als ob diese Verfassung, diese zerfetzte, verflickte, etwas wäre, der Graf von Schwerin will an ihr halten, für sie kämpfen, — das mag er denn thun. Aber das Publikum ist entsetzlich kalt und gleichgültig dabei, man sieht die schändlichste Reaktion siegen und erkennt die Macht des Augenblickes an, allein man lacht über sie und spottet ihrer dennoch, weil man weiß, daß nichts gebrechlicher ist als sie, daß die Welt andre Wege geht, und daß das jämmerliche Gelichter über kurz oder lang vom Schauplatze verschwinden wird, wie Insektenschwärme des Sommers vor dem kalten Nordhauche. —

Ich muß nur immer darauf hinweisen, daß in Preußen allein jetzt kaum andre Richtungen bestehen könnten, als die

jetzigen, daß wir nicht allein leiden, daß in ganz Europa ziemlich derselbe Zustand herrscht, und daß der unsrige nur geändert werden wird, wenn der allgemeine sich verwandelt. Den Anstoß hiezu können aber wir nicht geben, das ist nicht in unsrer Lage, unsrer Gewohnheit, dafür haben die Franzosen zu sorgen, und sie werden es. — Freilich geben Belgien und Sardinien uns das schöne Beispiel freisinnigen Bestehens, konstitutioneller Haltung, — könnten wir nicht auch so dastehen? Nein. Wenigstens nicht ohne einen Friedrich den Großen. Daß jene beiden Staaten sich so behaupten, danken sie doch hauptsächlich dem politischen Grunde, daß Sardinien für Frankreich nöthig ist gegen Oesterreich, Belgien für England gegen Frankreich. —

Herr Prof. Kuno Fischer in Jena erklärt in der hiesigen protestantischen Kirchenzeitung den Prof. Hengstenberg für einen Lügner und Verläumder wegen der falschen Anklagen, die derselbe gegen ihn rücksichtlich seiner Glaubensweise gemacht. Der Fanatiker Hengstenberg trägt schon mehr dergleichen, aber ohne Scham und Buße. Daß der etwas fühlt, dazu muß es anders kommen. —

Der General-Superintendent Büchsel hat sich heftig gegen die Gottlosigkeit ausgelassen, einen Ball am Sonnabend über Mitternacht hinaus zu verlängern und so in den Sonntag hineinzutanzen, wobei er insbesondre auf den neulichen Königsmarck'schen Ball zielte. —

Mittwoch, den 4. März 1857.

Ich las die Zeitungen, und fand gegen alles Erwarten, daß in der heutigen Abstimmung das Abgeordnetenhaus mit einer Mehrheit von 39 Stimmen das Ehescheidungsgesetz verworfen hat. Freudiges Lachen! Und das thut dieses

Haus, das unter ſolchen Regierungseinflüſſen zuſammengekommen iſt, das als das unfreiſinnigſte, als das den Miniſtern gehorſamſte gelten muß! —

Das engliſche Miniſterium hat auch eine Niederlage erlitten, über die perſiſche Sache blieb es im Unterhauſe in der Minderheit. — Inzwiſchen ſoll zwiſchen England und Perſien der Friede zu Stande gekommen ſein. —

Donnerstag, den 5. März 1857.

Langer Beſuch vom Fürſten von Pückler. Was bei uns geſchieht, läßt ihn ſehr gleichgültig, aber an dem Fall des dummen Eheſcheidungsgeſetzes hat er doch ſeine Freude. Die Pfaffen, die Finſterlinge, die blinden Eiferer ſind ihm in der Seele verhaßt. —

Der Fall des Eheſcheidungsgeſetzes iſt zwar ein willkommenes Ereigniß, man lacht über die Eiferer und die Miniſter, die auf ſolche Art den ſittlichen Zuſtand beſſern wollten. Aber weitere Hoffnungen hegt man deßhalb nicht, beſſeres Zutrauen zu dem ſonſtigen Gang unſrer Angelegenheiten faßt man nicht, man erwartet keine andern Miniſter, keine beſſere Regierung. Man trägt was man nicht abwerfen kann, und ſucht zu gewinnen und ſich luſtig zu machen, ſo weit die Umſtände es erlauben. —

Gelüſte des — Louis Bonaparte, Neuenburg für ſich zu erwerben, und Preußen durch einen Landſtrich bei Saarlouis zu entſchädigen. Ein Antrag deßhalb iſt noch nicht geſchehen, aber der bloße Gedanke erbittert den König, und mißfällt den Großmächten. Schwerlich gefällt er der Schweiz. —

Freitag, den 6. März 1857.

Dem Könige wagt niemand anzuzeigen, daß das Ehescheidungsgesetz verworfen worden. Ein Minister schob dem andern die Verpflichtung zu. Da jedoch der Minister von Bodelschwingh dem K...ige spazierengehend am Kanal begegnete, kam die Rede darauf, und der Minister glaubte, der König wisse das Ergebniß bereits. Aber hier zuerst erfuhr er es, und aus heiterster Laune, in der er bis dahin gewesen, verfiel er plötzlich in die heftigste Wuth, stieß harte Vorwürfe gegen die Minister, bittre Schmähreden gegen die Abgeordneten aus, jene seien ungeschickt und schlaff, diese gottloses Gesindel. —

Sonnabend, den 7. März 1857.

Die Konferenzen wegen Neuenburg haben gestern in Paris angefangen. Preußen soll eine sehr gereizte Stimmung dort zeigen. Die Forderungen des Königs sollen schwierig zu erfüllen sein, englische Blätter nennen sie ohne weiters absurd, und desto mehr so, als er die Ablösung Neuenburgs nicht verweigert, sondern zugesteht. —

Eine Nummer des Berner Blattes „Der Bund" ist hier weggenommen und vernichtet worden, wegen heftiger Beleidigungen gegen den König. Durch dies Verfahren kommen letztere erst zur Kenntniß der Leute, denn wer liest hier Schweizerblätter? —

Der Prof. Hengstenberg hat in seiner Eingabe, durch die er die Anstellung des Dr. Kuno Fischer an der hiesigen Universität bestritt, nicht nur dessen Person und Denkart verläumdet, sondern ihm auch Schriften aufgebürdet, die er nicht geschrieben hat. Der Pfaff ist so gewissenlos leichtsinnig gewesen, ihn mit einem andern Fischer zu verwechseln.

Und auf solches Verfahren hin wird über Menschen abgeurtheilt! —

Dr. Pröhle hielt im wissenschaftlichen Verein seinen Vortrag über die Dichter des siebenjährigen und des Befreiungskrieges, mit vielem Beifall. —

Bei seiner letzten Durchreise durch Minden empfing der Großherzog von Baden auch den Besuch des dortigen Regierungspräsidenten Peters, des bekannten Gesellen des verurtheilten und begnadigten Lindenberg; der Mensch war dem Großherzog sehr zuwider, und der Besuch mißfällig; um ihn wenigstens merken zu lassen, daß er seine Verbindungen wisse, sagte er ihm beim Weggehen: „Adieu, Herr Lindenberg!“ —

Sonntag, den 8. März 1857.

Nachricht über Humboldt's Befinden; Schönlein will nicht, daß er Besuche annimmt, und meint, der Zustand sei noch immer bedenklich, bei diesem hohen Alter habe jede Erschütterung viel zu bedeuten. —

Montag, den 9. März 1857.

Herr von Willamowitz-Möllendorff ist vom König in den Grafenstand, sein Landbesitz zur Grafschaft erhoben worden. Seine Verdienste bestehen, sagt man, in der Theilnahme am Pferderennen. —

Ein Superintendent in Stettin hat die seit sechzig und mehr Jahren übliche Aufführung des Oratoriums „der Tod Jesu“ von Ramler und Graun am Charfreitag als eine Entheiligung dieses Tages angesehen und verboten. Die Pfaffen regen sich allerwärts! —

Nachrichten aus Paris berichten, daß die erste Konferenz über die Neuenburger Sache ohne den preußischen Gesandten stattgefunden habe, und darin, nach französischem Vorschlage, einstimmig die völlige Verzichtleistung des Königs auf die Souverainetät von Neuenburg ausgesprochen worden sei. Das hatte der König nicht erwartet, und man glaubt, er werde sich nun lediglich auf das Londoner Protokoll zurückziehen, und die Sache hängen lassen wie bisher. Aber wird die Konferenz damit zufrieden sein? —

Ich las Untersuchungen über das Verhältniß der Fabrikarbeit zum Landbau, über die heutige Lage und die wahrscheinliche Zukunft der Arbeiter. Die Staatswirthschaftslehrer sehen hier immer nur Unmöglichkeiten. Sie sprechen von philanthropischen Träumereien, wenn es gilt die Noth der Arbeiter und der Armen zu lindern, sie lachen über die Forderung von 30—50 Millionen zu diesem Zweck; aber die Mehrung der stehenden Heere, den Aufwand der Hof- und Staatsprahlerei, die Ausgaben für Donau- und Krim-Feldzüge — die Verwendung von 1000 Millionen — finden sie richtig! —

Der elende Schuft Ohm, dessen die Kreuzzeitungspartei — Goedsche, Gerlach ꝛc. — sich bediente, um den angeklagten Geh. Rath Waldeck zu verderben, der Fälscher, Meineidige, war in's Ausland gegangen und hatte seinen Namen verändert, aber nirgends wollte es ihm glücken. Er ist jetzt aus Amerika nach England zurückgekehrt und lebt dort in größter Verachtung und größtem Elend. Seine politischen Freunde lassen ihn im Stich. Für den Assessor Wagener haben sie ein Gut gekauft, warum nicht auch für den gleichberechtigten Ohm? Gedient hat er ihnen nach Kräften eben so gut, das heißt eben so schändlich. —

Dienstag, den 10. März 1857.

Die dänischen Antwortnoten auf die Vorstellungen Oesterreichs und Preußens lauten trotzig und abweisend. Wir haben solche Schnödigkeit verdient. Unser Frevel an Schleswig-Holstein ist größer als der dänische. Doch ist die Sprache Dänemarks nicht zu dulden. —

Französische litterarische Ehren für Herrn Prof. Bopp, englische für Herrn Prof. Virchow. Beides den Dunkelmännern zum Verdruß! Besonders aber ist Virchow ihnen verhaßt. —

Unsre vielen Zeitungen strömen täglich eine Fülle von Geist, Licht, Kraft und Kenntniß aus, vieles fällt auch gewiß auf guten Boden, gedeiht und fruchtet, weit mehr aber geht leider verloren. Keine unsrer Zeitungen hat einen ganz Deutschland umfassenden Leserkreis, keine nur einen überhaupt verhältnißmäßig großen; nichts kommt daher zur allgemeinen Kenntniß, immer ist es nur ein bestimmter Kreis, der die Sachen liest, und für andre Kreise sind sie nicht da. Ueberaus viel erscheint nebeneinander, nur sehr weniges kommt und wirkt zusammen. Ein verdienstliches und bedeutendes Werk wäre es, wenn jemand einmal das Werthvolle, Gediegene und Ausgezeichnete der gesammten Tagespresse Deutschlands aussuchen, und in ein paar Bänden zusammendrucken ließe. Man würde erstaunen, wie viel Geist und Talent und Kenntniß täglich in diese Blätter verwendet wird. —

Mittwoch, den 11. März 1857.

Die Nationalzeitung beleuchtet die dänischen Noten mit scharfem Licht, und dringt darauf, daß Preußen eine so dreiste Abweisung und ein so ungebührliches Verfahren nicht dulde. —

Gestern feierte das Friedrichsstift sein Stiftungsfest. Der König war dort. Der alte schlagrührige Pitt-Arnim fehlte nicht. Es wurde von Snethlage eine Predigt gehalten, vom Grafen von Redern und Freiherrn von Stillfried laue Reden. Eines der Stifter wurde mit Ehren gedacht, des verstorbenen Ludwig von Voß, das war das Beste. Wenn dieser Ludwig von Voß jetzt lebte, wie würde das Tischrücken, das Psychographen- und andres Unwesen, von ihm betrieben werden! Seine Berührung war magnetisch, sein bloßer Blick; er sah den Menschen ihre geheimsten Krankheiten an, ihre verborgensten Seelenzustände, sagte Dinge vorher ꝛc. Dabei war er ein tüchtiger Artillerieoffizier, ein durchaus praktischer Mensch, der in viele Geschäfte thätig eingriff. Sein bleiches, sanftes, und doch krankhaft erregtes Wesen war mir sehr widrig, nicht lange konnt' ich es in seiner Gesellschaft aushalten. —

Donnerstag, den 12. März 1857.

Für geheime Polizeisachen, Bezahlung von Schriftstellern und Aufpassern, hat das Haus der Abgeordneten, trotz des Widerspruches von Reichensperger und Andern, die eine beträchtliche Verminderung beantragten, doch wieder 80,000 Thaler bewilligt. Früher betrug die Summe für solche Zwecke 17,000 Thaler. Herr Reichensperger erlaubte sich bei dieser Gelegenheit die freche Aeußerung, gegen das Unwesen der Demokratie sei eine solche Hülfe nöthig gewesen, das sei aber glücklicherweise jetzt beseitigt! Ich läugne, daß die Demokratie hier zum Unwesen ausgeartet sei, aber gesetzt, es wäre so, Unwesen gegen Unwesen, so ist wohl kein Zweifel, daß das jetzige weit das größere sei! —

Die Erhöhung des Paßkartengeldes von 5 auf 10 Silber-

groschen ist auch beliebt worden. Für den Einzelnen ist dies allerdings nicht bedeutend, allein schon die 5 Silbergroschen sind zu viel. Sie können aber keine Einrichtung ungestört lassen, alles müssen sie belästigen, beflecken. Ein Wunder, daß sie das Briefporto nicht schon wieder erhöht haben! Freilich, dabei fürchten sie Schaden! —

Seiffart, von der Oberrechenkammer, hatte gegen seine Verurtheilung vom Disziplinargericht an das Staatsministerium appellirt, und dieses hat ihm eine Pension von 100 Thalern zugesprochen. —

Freitag, den 13. März 1857.

Ich ging mit Ludmilla in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim. Wir begegneten draußen vor dem Thore der Gräfin Oriola (Max), die in die Stadt ging, sie begrüßte uns freundlich, und versicherte uns, die Mutter würde uns jedenfalls sehen und sehr gern. Wir fanden sie allerdings in leidlichem Zustand, sie sagte selbst, im Mai würde sie hergestellt sein, alle Arzneien hatte sie ausgesetzt, sie meinte, Dr. Behsemeier habe ihr zu viel Arnica gegeben, und Dr. Arthur Lutze sie gegen das Uebermaß gewarnt. Die Lähmung scheint nicht besser, auch die verstauchte linke Hand nicht, aber ihr Geist ist so wie vor dem Anfall, sie weiß alles aus früher und aus neuster Zeit, spricht von den Vorhaben die sie hegt, verschiebt aber die Ausführung weit hinaus. Sie sagt, ich solle sie nicht verlassen, ich sei sehr gut und brav für sie gewesen, ich müsse ihr noch viel helfen ꝛc. Recht gern! Fräulein Armgart war sehr geschäftig und nur kurze Zeit mit uns, Fräulein Gisela mit Fräulein Isa von Bülow ausgegangen. Nach einer guten halben Stunde gingen wir nach der Stadt zurück. —

Mißgriffe Chateaubriand's in ſeinen **Mémoires d'outre-tombe** über Berliniſche Sachen. Den König Friedrich Wilhelm den Dritten kann er nie im Thiergarten ſeinen Wagen ſelber führend geſehen haben, eben ſo wenig ihn eine Cigarre dabei rauchend. Die Geſchichte im Opernhauſe — Haß der Roſſini'ſchen Muſik, Vorliebe für Gluck'ſche — kann nur vom jetzigen Könige, dem damaligen Kronprinzen, wahr ſein, nicht vom vorigen. Daß in die Singakademie Näherinnen und Handwerker gegangen wären, iſt lächerlich unwahr, eine durchaus falſche Auffaſſung. —

Sonnabend, den 14. März 1857.

Gegen 8 Uhr Fackelzug zum fünfzigjährigen Doktorjubiläum des Geheimen Rathes Böckh. Seit langer Zeit zum erſtenmal wieder von der Polizei geſtattet. Gegen 500 Fackelträger, Wagen für die Vorſtände, zwei Muſikchöre von Garderegimentern ꝛc. —

Anekdote. Der König wollte den General von Maliſzewski im Invalidenhauſe beſuchen, fand ihn nicht, und ſagte dem Bedienten, der König ſei dageweſen und laſſe ſeinen Herrn grüßen. Als der General nach Hauſe kam, machte der Diener ſeine Beſtellung. Der General glaubte nicht an einen Beſuch des Königs, und ſagte unwillig zu dem Diener, der öfters etwas zu viel trank: „Er war wohl wieder beſoffen!“ Doch der Diener, ganz nüchtern, erwiederte raſch: „Ich habe nichts gemerkt!“ —

Sonntag, den 15. März 1857.

Uebelstände der deutschen Litteratur, die auf das ganze Volkswesen nachtheilig einwirken: Neid und Gehässigkeit, Mangel an Verbindung, Versplitterung aller Kräfte, nie vereinigte Gesammtwirkung! Ich finde mit allem ernstlichen Suchen auf diesem Gebiete keine sichren Wege, auf denen diesen Uebelständen abzuhelfen, keinen festen Boden, auf dem ihr Gegentheil zu begründen wäre. Immer auf's neue gereizt, hier etwas zu thun, muß ich immer auf's neue zu dem Ergebniß kommen, daß hier nichts zu thun ist! Die litterarischen Uebel sind ganz eins mit den politischen. Ueberdieß herrscht grade jetzt ein betriebsames Geschlecht gemeiner Litteraten, von wenig Bildung, von großer Unwissenheit; von dünkelhafter Selbstsucht; diese roben Bursche müssen erst verstummt sein, eher findet das Bessere nicht Raum. —

Montag, den 16. März 1857.

Der Vertrag wegen Ablösung des Sundzolls ist in Kopenhagen unterzeichnet worden. Er ist für Dänemark höchst vortheilhaft. Schimpflich und schändlich ist es für die deutschen Mächte, wie frech ihnen das dänische Ministerium in Betreff Schleswig-Holsteins antwortet, wie sie ruhig zusehen, daß dieses deutsche Land unterdrückt wird, daß seine Angehörigkeit zum Deutschen Bunde für nichts geachtet wird. Aber, „eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus!" Die Deutschen Mächte, der Deutsche Bund, sind selbst Unterdrücker, liefern Völker und Länder ihren Fürsten zum Unterdrücken willig aus.

Der gestrige Kladderadatsch setzt auch dem Hinckeldey einen Denkstein, aber einen verdienten! Er läßt einen Vater zu seinem Sohne sagen: „Denn siehe, mein Sohn, in dieser

Stadt war ein Mann, vor dem zitterten und bebten Alle, ſo du da fahren und reiten und rennen ſiehſt. Und wenn er daher kam, ſtanden ſtill die Läufer und die Schleicher, und die Mützen flogen und die Hüte, und die Schutzmänner griffen nach den Pickelhauben. Und wenn er eines Tages gefragt hätte: Warum ſind die Dächer roth und die Häuſer grau? ſo wären andern Tags die Dächer grau und die Häuſer roth geweſen. Und es iſt kaum ein Jahr, daß er todt iſt, und Wenige wiſſen mehr — von wem ich rede".

Eine beſondre Kühnheit findet man darin, daß hier eine ſo große Willkürmacht geſchildert wird, deren Beſtehen einen Vorwurf gegen den König in ſich ſchließt, und deſſen Macht gewiſſermaßen in den Schatten ſtellt. —

Der König hat einem Herrn von Rougemont und noch einem Neuenburger den Hohenzollern-Orden gegeben; man findet dies ſehr unzeitig, und ſogar ungehörig gegenüber den Pariſer Konferenzen; der franzöſiſche Geſandte hat ſich mit unverhehltem Tadel darüber ausgeſprochen. —

Dienstag, den 17. März 1857.

Unſre Zeitungen ſind voll von Schilderungen des Böckh-Feſtes. Humboldt muß doch ſehr in der Beſſerung ſein, denn er hat einen großen und ſchönen Glückwunſchbrief an Böckh geſchrieben. —

Die Nationalzeitung vom 30. Oktober war von der Polizei weggenommen worden, wegen Beleidigung des Kaiſers der Franzoſen, dem der hieſige Hof damals Beeiferung zeigen wollte, der Staatsanwalt, höherem Antriebe folgend, ſtellte die Anklage, das Stadtgericht fand keinen Grund dazu, das Kammergericht auch nicht, das Obertribunal auch nicht. Da

that der Staatsanwalt ein Neues dazu, und brachte sie abermals an das Untergericht, das nun, merkend daß der Hof hier im Spiele sei, willig wurde und sie zuließ. Wurde Zabel verurtheilt, so standen 6 Monate bis 2 Jahr Gefängniß in Aussicht. Aber Beleidigungen fremder Herrscher werden nur dann mit solcher Strafe belegt, wenn diese durch ihre Gesandten Klage führen. Das war nun nicht der Fall. Im Gegentheil, der französische Gesandte wurde vermocht, eine Note einzureichen, durch die er erklärte, daß er die Bestrafung der Nationalzeitung nicht beantrage. Damit war nun die ganze Sache todt. Die Polizei gab vor kurzem die mit Beschlag belegten Abdrücke jener Nummer wieder frei, d. h. sie ließ Herrn Zabel wissen, er könne sie holen lassen, worauf er antwortete, man könne sie ihm bringen. Was soll man aber von der Feigheit der Gerichte sagen? was von den unglücklichen Zuständen, daß ein Preuße gegen preußische Behörden sich die Fürsprache und den Schutz des französischen Gesandten muß gefallen lassen? —

Der Abgeordnete Otto aus Düsseldorf wurde heute auf der Rednerbühne vom Schlage gerührt, und starb bald darauf. —

Einige Worte an Humboldt geschrieben als Genesungsglückwunsch. —

Mittwoch, den 18. März 1857.

Die Volkszeitung ist heute von der Polizei weggenommen worden. Etwa dem 18. März zu Ehren? Der Tag wird im Volke noch stets als ein Siegestag gefeiert. Nicht alles, was er verhieß, hat er gebracht, aber soviel ist gewiß, ohne ihn wäre kein Ehescheidungsgesetz verworfen worden. —

Der französische Gesandte hat hier wegen Neuenburgs eine sehr ernste Note übergeben, welche den König sehr verletzt

haben soll. Er fängt an die Folgen davon zu empfinden, daß er seine Sache dem Louis Bonaparte zu sehr in die Hand gegeben, und ihn für Preußen gewonnen geglaubt. Der ganze Handel ist so verdrießlich als thöricht. Herr von Rougemont hat eine Denkschrift für das preußische Recht ausgearbeitet; ganz nutzlose Arbeit! —

Der König ist der Neuenburger Sache so überdrüssig, daß er gesagt hat, die Pariser Konferenz möge beschließen, was sie wolle, es werde ihm alles recht sein, denn er werde dadurch jeder Verantwortung überhoben, und die Neuenburger Royalisten könnten nicht mehr ihm, sondern nur der Konferenz Vorwürfe machen, daß ihre Sache nicht besser geschützt worden sei. — Jedoch ist diese Aeußerung keineswegs maßgebend für die diplomatischen Schritte, die der König thun läßt. Der Prinz Friedrich Wilhelm hatte in London und in Paris Erklärungen geben müssen, nach denen der König Neuenburg aufzugeben ganz geneigt erschien, darauf aber sind diese Erklärungen wieder verneint und der Prinz als voreilig und unbefugt bloßgestellt worden. Der König stellt wieder sein Anrecht unbedingt auf und macht die größten Schwierigkeiten. Der Prinz fühlt sich tief verletzt, und noch mehr sind es für ihn seine Eltern. —

Die Volkszeitung ist angeblich wegen einer Beleidigung des Abgeordneten von Gerlach weggenommen worden. Die Anklage kann jedoch nur erfolgen, wenn der Beleidigte selbst oder das Haus der Abgeordneten es verlangt. — (Am 26. wieder freigegeben.) —

Donnerstag, den 19. März 1857.

Der Prinz Friedrich Wilhelm in Breslau klagt über die dortigen langweiligen Vergnügungen, mit denen man ihn

überschüttete, und die ihn kaum zu Athem kommen ließen, während er nur wünsche seine Zeit ausschließlich dem Militairdienste zu widmen. Er hat die besondern Freunde seines Vaters benachrichtigen lassen, sie sollten auf seine Gesinnungen für sie unverbrüchlich rechnen, aber sich nicht wundern, wenn er bei öffentlichen Gelegenheiten sie nicht auszeichne, denn er wisse, daß er scharf beobachtet und all sein Thun und Reden umständlich nach Berlin berichtet werde. —

Freitag, den 20. März 1857.

Rede des Abgeordneten von Patow gegen die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit, er bestreitet deren Nothwendigkeit, und sagt manches Zeitgemäße und Eindringliche, unter großem Beifall. — Die rheinischen Abgeordneten benehmen sich zum Theil recht dumm; sie wollen für die Gebäudesteuer stimmen, weil dies ein Anfang sei zur allgemeinen Grundsteuer! Das ist doch gar zu dumm! —

Der bekannte Schriftsteller Dr. Hermann Schiff, Verfasser von „Schief-Levinche" und andern Romanen, ist in Hamburg in solches Elend gesunken, daß er um Aufnahme in das Werk- und Arbeitshaus gebeten hat! Er ist in den Sechzigen. —

Sonntag, den 22. März 1857.

Die Nationalzeitung beleuchtet die wiederhergestellte dreijährige Dienstzeit, und macht aufmerksam, wie dieser Angriff auf die bisherige Einrichtung andre zur Folge haben werde, wie verkehrt überhaupt die ganze Maßregel sei. —

Ausgegangen mit Ludmilla, zur Blumenausſtellung in's Hotel de Ruſſie. Herr Prof. Schultz-Schultzenſtein führte uns, und gab mancherlei willkommene Erklärung; als der Feldmarſchall von Wrangel erſchien, geſellte ſich Schultz als einer der Vorſtände dieſem; der Zufall brachte uns wieder zuſammen, und Wrangel begrüßte mich, fragend warum ich den Hut nicht aufſetze? — er meinte wohl gar ſeinetwegen! — mir ſei zu warm, erwiederte ich; er ſah darauf ſchmunzelnd auf meinen Orden — er trug denſelben — und fragte, wo ich dieſe ſchöne Auszeichnung erworben? — Ich antwortete: „Im ruſſiſchen Dienſt, unter dem General von Tettenborn.“ Er bat nun um meinen Namen. Ich ſagte: „Varnhagen.“ Er ſah mich pfiffig lächelnd an und meinte: „Und noch was dazu!“ — „Ja, von Enſe.“ — „So iſt's recht!“ rief er aus, „das wußt' ich!“ Nun drückte er mir die Hand, beglückwünſchte mich wegen des Schatzes von herrlichen Erinnerungen, den ich wie er habe, „ein Schatz“, ſagte er, „den keine Frau zerſtören könne, kein Roß, und auch kein Wurm“. Ich ſchwöre, daß er ſo geſprochen hat, und auch die Andern haben es ſo gehört, ich glaube aber er hat ſagen wollen kein Feind, kein Roſt. „Genießen Sie noch lange dieſen Schatz“, rief er aus, drückte mir nochmals kräftig die Hand, und wir ſchieden. Das Ganze war ein unausſprechlich komiſcher Auftritt, der kleine häßliche Kerl, mit ſeiner ſoldatiſch-populairen Ziererei, der gellenden, gequetſchten Stimme, der Schalkheit, der ungeſchickten Sprache, alles machte die Sache zur lächerlichen Poſſe. Der König wurde erwartet, wir aber gingen früher fort. —

Merkwürdige Nachrichten aus Rußland, aus der Schweiz, thatſächliche Angaben aus der innern Geſchichte Preußens während der letzten zehn Jahre. Neue Beſtätigung der Beſchränktheit, Rathloſigkeit und Schwäche des Kaiſers Nikolaus von Rußland; übermüthig im Erfolg war er gleich niedergeſchlagen und muthlos beim geringſten Unfall; er war gradezu

feige, nach dem ersten Feldzug gegen die Türken im Jahr 1828 verzweifelte er und bettelte um Frieden; nach der Februarrevolution und ihrem Zünden in Wien und Berlin hielt er sich schon für verloren, zitterte und bebte er. „Man muß ihn gesehen haben in solchen Augenblicken," sagen Russen aus seiner Umgebung, „um jeden Gedanken von Größe bei ihm fahren zu lassen." Das Bild, das die Welt von ihm sich gefallen ließ, war eine Täuschung; in der Ferne glaubte man ihr, in der Nähe schwand sie bald. Die Engländer erkannten ihn am frühsten. —

Montag, den 23. März 1857.

„Geschichte der letzten vierzig Jahre (1816—1856) von Dr. Wolfgang Menzel. Erste Lieferung. Stuttgart. 1857". kl. 8. Ein oberflächliches, geistloses, partheisüchtiges Buch, das seine Gemeinheit mit Vaterlandseifer decken möchte. Wie ungenau und lässig die Angaben sind, dafür gelte das eine Beispiel, daß als Gegner des badischen Adelsediktes von 1819 der Heidelberger Buchhändler Winter genannt wird, anstatt des Geh. Referendarius Winter von Karlsruhe, des nachherigen Staatsministers; dies ist um so auffallender, als diese Sache ganz in Menzel's Nähe, unter seinen Augen, inmitten seiner litterarischen und politischen Thätigkeit und mit größtem Aufsehn vorging. Von dem „kleinen Juden Heine" spricht der Elende eben so unwürdig als unrichtig, er setzt sein Wesen in Berlin viel zu früh an. Daß er Goethe'n schmäht, versteht sich von selbst. —

Auflösung des englischen Parlaments. Große Wahlbewegung. Aller Gewinn wird für Lord Palmerston sein, obgleich täglich mehr seiner Falschheiten und Heimlichkeiten an

den Tag kommen. In England ſcheinen die Leute von der traurigen Wahrheit durchdrungen zu ſein, daß ein engliſcher Miniſter jetzt nothwendig mit Falſchheiten und Hinterliſten und in allerlei Widerſprüchen wirken müſſe, daß in der jetzigen politiſchen Welt ein rechtſchaffener, aufrichtiger Mann ſein Vaterland nicht glücklich durchbringen könnte! —

Dienstag, den 24. März 1857.

Beſuch bei Frau Bettina von Arnim, wir ſind ihr ſehr willkommen, und ſie behält uns lange, unter vielen Freundlichkeiten. — Unterbrechung unſres Beſuches durch den des Dr. Behſemeyer. Fräulein Giſela und Fräulein Armgart machen Seifenblaſen. Wieder bei Bettinen, und allerlei gutes Geſpräch. Herr Staatsminiſter von Savigny kam, klagte über ſein Alter, war ſehr artig. Die Gräfin Oriola ſieht lieblich aus, aber leidend. — Wir trafen im Thiergarten noch mit dem erblindeten Staatsminiſter von Werther zuſammen, den ſeine Tochter führte. —

Der König hat dem Herrn von Rochow, dem Tödter Hinckeldey's, nachdem derſelbe neun Monate ſeiner Haft dadurch überſtanden, daß er in der Zitadelle von Magdeburg gewohnt, den Reſt der Strafe in Gnaden erlaſſen. Man ſagt, die Wittwe Hinckeldey's habe dies für Herrn von Rochow erbeten, was aber ſtark bezweifelt wird, im Uebrigen aber wenig erheblich wäre.

In Quedlinburg und in Halle ſind zwei Volksblätter von der Polizei weggenommen worden, wegen Artikeln über das verworfene Eheſcheidungsgeſetz. —

In Frankreich ſoll die willkürliche Annahme von Adelstiteln durch ein Geſetz beſchränkt, verboten werden; man ſieht

dies als Einleitung zu einer neuen Adelsschöpfung an. Thörichtes Unternehmen! Wenn die preußische Nationalversammlung den Adel für abgeschafft erklärt und der — Louis Bonaparte einen neuen Adel stiftet, so ist in beiden Handlungen nur dasselbe ausgesprochen, nämlich daß es mit dem alten Adel vorbei ist, daß der Adel nur noch ein Ding ist, das man machen, und das man abschaffen kann. —

Der Geh. Kabinetsrath Markus Niebuhr soll in den Adelstand erhoben werden. „Pflaster für die Ohrfeige", sagen die Berliner; „Ni cet excès d'honneur, ni tant d'indignité" sagt Racine.

Mittwoch, den 25. März 1857.

Jetzt wird gesagt, der Superintendent Jaspis in Stettin habe den Musikdirektor Löwe nur ersucht, die Passionsmusik an einem andern Tag, als am Charfreitag aufzuführen! Noch etwas Scham ist doch vorhanden. Die Fanatiker freuten sich schon, daß ihr kirchliches Ansehn — die Religion ist dabei nicht betheiligt — wieder einen Sieg über die Weltlichkeit erfochten habe! —

Donnerstag, den 26. März 1857.

Die Volkszeitung vom 18. ist mit der heutigen nachträglich ausgegeben worden. Der Ausfall gegen Gerlach ist nicht schlimmer als hundert andre schon vorhergegangene, und weit milder, als hundert giftige und niederträchtige, welche Gerlach in dem Zuschauer seiner Kreuzzeitung gegen die Volkszeitung richtet. —

Der Landtag wird matt, nach allen stolzen Reden von Sparen, Rechenschaft, Ablehnung, nähert man sich mehr und

mehr der Bewilligung, der Zuſtimmung. Die Rechte, namentlich der böſe Hanswurſt Gerlach, ſpielt überdies falſches Spiel: ſie that trotzig, um ſich beim Volke beliebt zu machen, die Linke zu verleiten und durch ihren Trotz noch mehr der Regierung verhaßt zu machen, ſelber aber in den Hauptſachen den Miniſtern beizuſtimmen, ſo namentlich in Betreff der Ausdehnung der Militairdienſtzeit auf drei Jahre. —

Das Gerücht iſt ſehr verbreitet, der König werde nach Rom reiſen. Seine Schweſter, die verwittwete Kaiſerin von Rußland, zu beſuchen, nimmt man nur als Vorwand an; man ſagt, er wolle den Pabſt ſehen, wolle ſich den Eindrücken des katholiſchen Gottesdienſtes hingeben, vielleicht katholiſch werden ꝛc. —

Die Wittwe Hinckeldey's hat wirklich am 10. März an den König geſchrieben und Begnadigung für Herrn von Rochow erbeten. Der König ſagt ihr in einer eigenhändigen ausführlichen Antwort, in Hinckeldey ſei ihm ein einziger Freund, dem Adel eine Zierde, dem Beamtenſtand ein chriſtliches Vorbild und überhaupt dem Staat ein edler treuer Diener geraubt worden, doch ungeachtet der gerechten Bedenken, die er der König habe, wolle er doch ihren chriſtlichen Gefühlen Rechnung tragen und Herrn von Rochow den Reſt der Strafe erlaſſen, jedoch ſolle derſelbe von den Königlichen Schlöſſern, Reſidenzen und Hoflagern auf ewig ausgeſchloſſen bleiben. Der König unterſchreibt ſich als Freund und Diener der Frau von Hinckeldey! — Män hält das Ganze für eine Komödie, deren Zweck man nicht recht erkennt. Frau von Hinckeldey ſei von Seiten des Hofes, ſagt man, dringend aufgefordert worden, die Begnadigung zu erbitten, ſie habe es nur ungern gethan. Auch liegt an der Sache nicht viel, von Leben und Tod iſt ja gar nicht die Rede, ſondern von einer Feſtungshaft, die zur Hälfte ſchon verbüßt iſt, und bei der freies Umhergehen in Magdeburg erlaubt war. —

Freitag, den 27. März 1857.

Abends um 8 Uhr mit Ludmilla zu Arnim's in den Thiergarten gefahren. Bettina sah gut und klar aus, nahm an der Gesellschaft lebhaft Antheil, zog sich nicht zurück, und behielt uns länger, als wir zu bleiben gedachten, bis halb 11 Uhr. Ich fasse nun doch bessre Hoffnung, daß sie genesen werde, sie selbst nennt immer den Mai als das erwünschte Ziel. Außer den drei Töchtern war noch Herr Herman Grimm da. Zwischen Bettinen und der Gräfin Oriola sitzend konnt' ich doch mit der erstern nur wenig sprechen, weil immerfort die Andern durch Fragen und Erzählungen in Anspruch nahmen. — Munter und lustig war alles, auch kindische Scherze kamen vor, Räthselfragen, Kartenkunststücke, Seifenblasen. Die Schwestern untereinander wie kleine Kinder, eigentlich harmlos. Für uns war alles ergötzlich, wir hatten immer ein bewegtes Schauspiel vor Augen. Nur hätte ich gewünscht, mehr mit Bettinen sprechen zu können, die heute besonders gutmüthig und geordnet erschien. —

Zu Hause fanden wir die Zeitungen. Das Abgeordnetenhaus hat heute die Gebäudesteuer mit 241 gegen 73 Stimmen verworfen! Das giebt viel zu denken. Diese Versammlung, durch die bekannten Wahlen unter dem Einfluß der Regierung zu Stande gekommen, hat das gethan! —

Zwischen Oesterreich und Sardinien ist der diplomatische Verkehr abgebrochen. — Gute Haltung des sardinischen Ministers Grafen Cavour, der jetzt allgemein für einen der tüchtigsten Staatsmänner gilt. —

Der König wird von Rom einen katholischen Bischof für die Provinz Brandenburg mitbringen. Die Vollendung dessen, was bei der Anwesenheit des Kardinals Schwarzenberg, des Fürstbischofs von Breslau ꝛc. hier eingeleitet worden. „Preußen handelt wahnsinnig, wenn es in dieser Richtung fortgeht!“

ſagen altpreußiſche Vaterlandsfreunde. — Die Folgen ſind unberechenbar. —

Sonnabend, den 28. März 1857.

Gegen die Erhöhung der Salzſteuer ſind die Abgeordneten weniger eifrig. Die Mehrheit ſcheint, wenn auch ſchwach, für die Miniſter zu ſein. Die Abgeordneten ſind über ihren neulichen Sieg etwas erſchrocken, viele fürchten ſchon, wenn ſie ſo weiter gingen, das Miniſterium zu ſtürzen, und dann eines aus der Rechten zu bekommen, denn an ein freiſinniges wäre doch einmal nicht zu denken. — Das Volk ſieht ruhig zu, und weiß, daß mit Wechſel der Schattirung nichts geholfen iſt. —

Mit Ludmilla ernſte Geſpräche. Wir ſtimmten in vielen Erfahrungen und Anſichten des Lebens völlig überein. — Hebbel's Trauerſpiel „Gyges und ſein Ring" ausgeleſen; eine Ueberfluthung von Edlem, von Hingebung, Opferung, in höherer Sprache das Edle und Rührende von Kotzebue, mit Unmöglichkeiten verwickelt, mit Volksvorurtheilen, die für uns keinen Sinn haben, und in dieſer Weiſe nicht einmal beſtanden haben, ſondern willkürlich erfunden ſind. Im Einzelnen manches geſchickt angeordnet und gut ausgedrückt, aber das Ganze unhaltbar.

Frankreich tritt inſofern für die däniſche Sache auf, als es wünſcht, daß ſie als europäiſche behandelt werden möchte, nicht als deutſche beim Bundestage. Sie iſt aber weſentlich deutſch, und nur deutſch. Vorläufig hat man hier noch den Muth, dies gegen die franzöſiſche Anmaßung zu behaupten. Wenn aber Oeſterreich abſpringt, und Louis Bonaparte auf ſeiner Meinung beſteht, wer bürgt für die Standhaftigkeit unſrer Staatsleitung? Wenigſtens nicht der Miniſterpräſident von Manteuffel! —

Sonntag, den 29. März 1857.

Wie weit die Berauſchung der eingebildeten Deutſchheit — die ächte und tüchtige hat nichts mit ihr zu ſchaffen — gehen kann, ließ mich einſt ein alter Freund erfahren. Ich ſprach ihm unbefangen vom Elſaß, den ich kannte, er aber nicht, und pries die dort erhaltene deutſche Sinnesart, Sitte, Sprache. Bedenklich wandte er dagegen ein, das deutſche Gefühl müſſe den Bewohnern des Elſaß vielmehr gänzlich abgeſprochen werden, denn als ihnen die Gelegenheit geboten worden, ihre deutſchen Sympathieen zu zeigen, als die Kaiſerlichen im Jahr 1792 unter Wurmſer im Elſaß einrückten, hätten die Elſaſſer ſie nur als Feinde, nicht als Brüder aufgenommen. Welch ein Unverſtändniß der Zeiten und Verhältniſſe! Wurmſer und ſeine Kroaten als Vertreter der Deutſchheit! Die Unterdrückung der franzöſiſchen Freiheit, die Eroberungsſucht und der Dünkel der deutſchen Machtgeber als Zwecke der Deutſchen. Die Condé'ſche Emigrantenſchaar — was hatte ſie mit der Deutſchheit zu thun? Die Elſaſſer waren darin ächt deutſch, daß ſie der franzöſiſchen Freiheit zujauchzten, und ſich einer Sache anſchloſſen, der alle beſſern Deutſchen, laut oder ſtill, Segen und Heil wünſchten. —

Montag, den 30. März 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla zu Humboldt. Er iſt vollkommen hergeſtellt, ſo rüſtig und munter wie er vor dem Zufall war, von dem er noch als von einem Räthſel ſprach. — Scherze über einen Mann, der eine Art von Sarg erfunden haben will, in dem kein Lebendigbegrabener wieder erwachen kann ohne gleich zu erſticken; Humboldt ſoll ihm 200 Thaler geben! Von Amerikanern, die ihn beſuchen; ich nenne Huntington,

er ist grade dabei ihm zu antworten. Er zeigt uns seine Bilder, von Hildebrandt, von Frau Gaggiotti-Richards, andre Merkwürdigkeiten. Der Kammerdiener Seiffert setzt dies in der Bibliothek fort, Kunstsachen, Naturalien; er sagt, er sei oft mit dem Minister und dessen Gemahlin in unsrer Wohnung gewesen, als meine Frau noch lebte, die ganze Familie habe viel auf uns gehalten, und Alexander nenne mich unter seinen Liebsten und Besten. —

„Briefwechsel zwischen Friedrich Gentz und Adam Heinrich Müller. Stuttgart, Cotta, 1857." Ein starker Band. —

Die Erhöhung der Salzsteuer ist heute von den Abgeordneten bewilligt worden, mit nur 20 Stimmen Mehrheit. Gerlach, Wagener und Andre dieses Schlages stimmten dawider. —

Dienstag, den 31. März 1857.

Mich freut der Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller. Er ist mir ein unverhofftes Geschenk von einer Seite her, woher ich keines erwartete. Beide Männer stehen leibhaft vor mir, mit allen ihren Eigenheiten, Talenten, Schwelgereien, Selbstgefälligkeiten, Einfällen, Strebungen, Schiffbrüchen. An Hoffahrt und Anmaßung übertreffen sie selbst das Schlegel'sche Brüderpaar; sie sind beide, trotz alles Hasses gegen die Revolution, recht eigentliche Revolutionairs, Rebellen. Wie erdreisten sich diese Bursche gegen Fichte, gegen Goethe zu reden! Ich find' es jetzt nur gerecht, daß Gentz heute so verkannt wird, und Adam Müller so gut wie nicht gekannt. Und ihre falsche Begeisterung für Johannes Müller, wie wird sie durch dessen Abfall bestraft! Eigentlich macht der Weltlauf ihren Erwartungen immer Bankrott, selbst wo zuerst ihnen

ſcheinbarer Gewinn lächelt. Im Jahr 1805 iſt der Uebermuth ſo koloſſal, daß man ordentlich ſeine Luſt hat, ihn durch Bonaparte's Siegesſchläge ſo jämmerlich zertrümmert zu ſehen. Im Ganzen iſt das Treiben, ſich Winden und Mühen, Blähen, und Verzweifeln, Zerren und Schieben dieſer beiden eigenthümlichen Menſchen, dieſer beiden öſterreichiſch gewordenen Preußen, doch ein höchſt merkwürdiges, antheilerregendes Schauſpiel. Ich fürchte, vieles Perſönliche iſt weggelaſſen. Nun ſollten auch die Briefe von Gentz an Pilat erſcheinen! Vielleicht kommen ſie! —

Die neulich weggenommene Kölniſche Zeitung iſt wieder freigegeben worden. Auch das (eigentlich Leo'ſche) Volksblatt für Stadt und Land, in Halle. —

Die Neuenburger Sache ſchleppt ſich. Der engliſche Geſandte in Paris iſt ſehr für die Schweiz und gegen Preußen, der öſterreichiſche nicht minder. Louis Bonaparte, der am meiſten gegen Preußen iſt, kann ſogar noch deſſen Beſchützer ſpielen! Das Ende des Handels wird jedenfalls ein klatriges ſein. —

Mittwoch, den 1. April 1857.

Heute iſt, zufolge telegraphiſcher Nachricht, das erſte preußiſche Schiff mit wehender Flagge durch den Sund geſegelt, ohne Zoll, ohne Aufenthalt. Recht gut! aber zu theuer erkauft! —

Donnerstag, den 2. April 1857.

Der König, ſagt man, ſei ſtolz auf die ſelbſtſtändige unabhängige Rechtspflege in Preußen, verlange und erwarte jedoch,

daß ſie ganz und gar ſeinem Willen entſpreche; der Juſtizminiſter Simons habe ſich das wohl gemerkt; in allen wichtigen Sachen ſtrebt er genau den Willen des Königs auszuführen, in geringen Sachen, an denen der König nur nebenher etwa theilnimmt, macht er Schwierigkeiten, und ſagt, das gehe nicht an! — Und ſo machen es die Miniſter alle. —

Fräulein von Waldenburg, Tochter des verſtorbenen Prinzen Auguſt von Preußen, lebt jetzt in München, und ſtellt ihre reiche Sammlung neuerer Gemählde im dortigen Kunſtverein aus. Ihre noch übrige eine Schweſter ſoll fortwährend mit Kunſtreitern umherziehen. — (Letztere iſt dieſelbe, welche man längere Zeit todt glaubte; ſie ſollte ſich in der Kirche zu Potsdam erhenkt haben; aber die Selbſtmörderin war eine andre dunkle Perſon.) —

Freitag, den 3. April 1857.

Im Abgeordnetenhauſe kam die preußiſche Marine zur Sprache. Wie dies Unweſen fortdauernd die Augen blendet, von allen Seiten geſchont und gefördert wird, iſt ein wahrer Jammer. Ein Krebsſchaden, der jährlich ein paar Millionen verzehrt! Die Landmacht leidet darunter, ſie iſt nicht mehr der einzige Wehrgegenſtand, auf den alle Augen gerichtet ſind. Der Graf von Schwerin macht darauf aufmerkſam, daß die preußiſche Flotte nur etwas ſein könne in Verbindung mit der deutſchen, — die man verſteigert hat! Harkort tadelt die Verwaltung, die Art der Verwendung der Gelder. Aber die Sache ſelbſt, als unnütz, thöricht, ſchädlich, greift niemand an! Die ganz friſchen Beiſpiele von Sebaſtopol und Kronſtadt ſind für uns verloren. Ein Krieg gegen Dänemark, Schweden oder Holland — ein andrer zur See für uns iſt auf weit-

hinaus nicht zu denken — nimmt sogleich unsre sämmtliche Marine weg oder schließt sie nutzlos im Hafen ein. Preußens Seemacht ist erst dann möglich, wenn die Landmacht den Staat vergrößert, wenigstens bis an die holländische und dänische Gränze alles Land vereinigt hat. —

Scharfe Debatten im Abgeordnetenhause wegen der Notabeln in Koblenz, deren Liste die Regierung — vielleicht nicht gesetzwidrig, aber jedenfalls sehr unziemlich — neu gebildet hatte. Der Minister von der Heydt erlaubt sich schlechte Ausdrücke und zieht sich eine schnöde Zurechtweisung zu. Auch bei der Sache Niegolewski's benimmt sich das Ministerium sehr elend; es ist alles „ganz gesetzlich" hergegangen, sagt es, und gesteht nebenher, daß einige Polizeimißgriffe berichtigt worden! —

Sonnabend, den 4. April 1857.

Betrachtungen über unsre Litteratur. Wir haben der gelehrten, der geistigen Arbeit eine Ueberfülle, die ihr eignes Wachsthum hindert, ihre eigne Wirksamkeit erstickt, und großentheils unfruchtbar vergeht. Nicht nur die oberflächlichen Thätigkeiten erliegen diesem Geschick, sondern auch die gründlichen, wissenschaftlich ernsten. Die Art der Arbeit ist nicht die rechte, die Schriftsteller schreiben meist nur für einander, ohne Bildung, ohne Schönheit, ohne gefällige Deutlichkeit, und da die Schriftsteller unter einander sich am wenigsten gelten lassen, einer den andern kaum lesen mag, als insofern er ihn kritisirt oder benutzt, so kommen die Bücher auch innerhalb dieses engeren Kreises nicht oft zu rechter Währung, sondern verkommen auf dem Bücherbrett oder in der Rumpelkammer. Daher hilft es nichts, daß eine Wahrheit längst ausgesprochen sei, es bleibt unbeachtet, und muß hundertmal

wiederholt werden, womit man erſt fertig zu werden pflegt, wenn das Geſagte ſelber ſchon wieder in den Zeitumſtänden veraltet iſt, und eine andre Wahrheit zu ſagen nöthig geworden iſt. Ich weiß nicht, wie dieſer Schaden zu beſſern iſt, aber wo ich kann, ſuch' ich ihn zu mindern, alles Stückwerk auf ein Ganzes hinzuleiten, alles Augenblickliche mit Vergangenheit und Zukunft in Zuſammenhang zu ſetzen. Sei es auch nur wenig, das Rechte iſt es gewiß. —

Der König hat heute, wo er die Parade bei der Blücherbildſäule hielt, bei dem Bau am Palais des vorigen Königs, das für den Prinzen Friedrich Wilhelm und deſſen künftige engliſche Gemahlin umgebaut und erweitert wird, einiges bemerkt, was ſeinen Anſichten nicht entſpricht, ja ſeinen Befehlen, wie er ſagt, ganz entgegenläuft. Er gerieth in den heftigſten Zorn, in wahre Wuth, und ſchickte den Befehl, alle Arbeit auf der Stelle auszuſetzen, die zahlreichen Arbeiter mußten augenblicklich innehalten, kein Stein durfte mehr gerührt werden. —

Sonntag, den 5. April 1857.

Der Graf von Redern in Dresden ſoll als Geſandter nach Wien verſetzt werden; ganz Recht! er wird dem Grafen Max von Hatzfeld in Paris, dem Grafen Hans von Königsmarck im Haag nicht nachſtehen. —

Montag, den 6. April 1857.

Das Abgeordnetenhaus hat die Erhöhung der Salzſteuer bewilligt, das Herrenhaus ſcheint ſie verweigern zu wollen; in der Kommiſſion hat ſich die große Mehrheit gegen die

Erhöhung erklärt. Das politiſche Wochenblatt hat die Beſorgniß ausgeſprochen, wenn das Herrenhaus die Erhöhung verneine, ſo werde es ſehr an Gunſt im Volke gewinnen; und das Abgeordnetenhaus dagegen im Schatten ſtehen. Dieſe Beſorgniß wird natürlich zum Stachel. Aber es ſind dabei noch ſonſt gemeine Triebfedern im Spiel. Was die Linke fürchtet, den Sturz der Miniſter, denen Miniſter aus der Rechten folgen würden, wünſcht und hofft die Rechte, die im Herrenhauſe völlig die Oberhand hat. —

In Adam Müller iſt die Kreuzzeitungsparthei ſchon völlig vorgebildet, ihre Zielpunkte, ihre Strebungen und Triebfedern; nur haben ſie noch keine Berührung mit der Wirklichkeit, und daher noch nicht die Gemeinheit und Nichtswürdigkeit, die jetzt der Karakter jener gehäſſigen, verderblichen Parthei ſind. —

Die Neuenburger Konferenz in Paris hat eine Sitzung gehalten, zu welcher weder Kern noch Hatzfeld gezogen worden. Für Preußen iſt das empfindlich, es ſieht aus, als ob daſſelbe nicht mehr mitzuſprechen, ſondern nur ſein Urtheil zu erwarten habe. Die Antwort der Schweiz auf die Anforderungen des Königs weiſt die meiſten als ganz unſtatthaft zurück. —

Dienstag, den 7. April 1857.

Zwölf Vorſteher der hieſigen deutſchkatholiſchen Gemeinde waren angeklagt, eine Verſammlung der Gemeinde nicht gehörig angezeigt zu haben. In Betracht, daß ein bloßes Verſehen ſtattgehabt, ſind ſie vom Polizeirichter ſämmtlich freigeſprochen worden. —

Vom franzöſiſchen Staatsrath wird ausgeſprochen, daß der Biſchof von Moulins ſeine Amtsgewalt mißbraucht habe.

Für die Katholiken ein Ereigniß. Man erkennt, daß Louis Bonaparte die katholische Kirche für sich wohl gebrauchen, ihr aber nicht unbedingt dienen will. —

Eine Nummer des Schweizerblattes „der Bund“ und ein Stück der Hamburger Wochenschrift „das Jahrhundert“ sind hier gerichtlich verurtheilt und vernichtet worden, beide wegen Aufsätzen über Neuenburg. An dem „Jahrhundert“ sind Moritz Hartmann, Kolatschek und andre Flüchtlinge Mitarbeiter. —

Mittwoch, den 8. April 1857.

Militairische Veränderungen, die viele Unzufriedenheit erregen; man schimpft auf den Kriegsminister und Herrn von Manteuffel, der unter ihm diese persönlichen Angelegenheiten leitet. Der Oberst Graf Oriola hat es durchgesetzt, nicht in Frankfurt an der Oder, sondern hier seine Anstellung zu haben; für Bettinen von Arnim eben nicht erfreulich, denn die Tochter nah zu haben ist ihr wohl angenehm, aber nicht den Schwiegersohn, der auch andern Leuten wenig gefällt. —

Adam Müller verläugnet bei seinem feurigen Kircheneifer doch nicht die Sorge für sein weltliches Wohlergehen, und wünscht Beförderung, Zulage, höhere Wirksamkeit, die sich aber durchaus nicht einfinden. Schon die äußere Stellung von Gentz ist tief unter dessen innerer Bedeutung geblieben, aber doch erscheint sie Müller'n als beneidenswerth, als ein großes Loos, gegen welches das eigne weit zurücksteht, obgleich Gentz ihn immer versichert, daß Müller geistig viel höher stehe als er selbst. In seiner unwilligen Ergebung schreibt Müller hierüber aus Leipzig am 13. Januar 1823: „Ich danke Gott und dem Fürsten von Metternich, daß ich in einiger

ökonomischen Ruhe zu Leipzig lebe. Mehr war für mich nicht zu erreichen. Wir dürfen uns nicht verbergen, daß die Geburtsprätensionen in Europa, durch unsere sehr wesentliche Mithülfe, sich wieder sehr breit zu machen beginnen. Es ist kein kleines Unglück zumal für die deutsche Aristokratie, daß sie ihren besten Vertheidigern den Weg zu verrennen verdammt ist." Dies ist ein merkwürdiges Bekenntniß, das tief in das Innere blicken läßt. So straft sich selber die falsche Dienstleistung! Die Adlichen, von Adam Müller belehrt, daß sie mehr sind als die Bürgerlichen, das ihnen überall ein Vorzug gebührt, haben ganz Recht, daß sie alles Beste für sich nehmen, und dem Bürgerpack nur überlassen, was ihnen selber zu gering oder zu mühevoll ist. —

Gründonnerstag, den 9. April 1857.

Heftiger Artikel der Nationalzeitung gegen den dänischen Minister von Scheel und gegen die Schwäche und den Mangel an Vorbedacht, mit denen Oesterreich und Preußen die Sache Deutschlands gegen Dänemark behandeln. Ueberlegung, Vorbedacht, Entschlossenheit, Folgerichtigkeit, überhaupt Gedanken und Willen von unserm Kabinette zu erwarten, ist in der That etwas stark! Nach so vielen erlebten Beispielen sollten wir uns solcher Anforderungen längst entschlagen haben! Eifer und Ansprüche genug zeigen wir in der Neuenburger Sache, aber wie jämmerlich, kleinlich und albern erscheinen wir in der! —

Die Ehescheidungssache nimmt nun der Oberkirchenrath, höherer Verfügung gemäß, in die Hand. Der wird schönes Zeug machen! —

Grimmiger Artikel des Pariser Blattes „Siècle" gegen Preußen in Betreff der Neuenburger Sache. Der König wird

mit allen ſeinen Anforderungen ſchnöd abgewieſen. Aehnliche Artikel in engliſchen Blättern. —

Charfreitag, den 10. April 1857.

Beſuch bei Frau Bettina von Arnim. Wir begegneten dem Sohne Siegmund, dem Grafen Oriola und ſeinem Sohne Lobo ſchon vor dem Hauſe. Fräulein Giſela führte uns ſtracks zur Mutter, ging aber dann fort nach der Stadt. Fräulein Armgart und Gräfin Oriola gingen ab und zu, ſehr freundlich und artig neckend. Bettina war nicht ſchlimmer, aber auch kaum beſſer, als das letztemal. Sie lieſt etwas mehr ſelbſt, als früher, wo man ihr ſtets vorlas; aber ihrem regen Geiſte genügt dieſe bloß empfangende Thätigkeit nicht, und doch iſt ſie keiner andern jetzt fähig, daß ſie ihre Liederkompoſitionen zur Herausgabe ſammelt und durchſehen läßt, iſt die einzige Arbeit, der ſie einige Förderung giebt, alles andre muß ruhen. Sie ſitzt und wartet, und fühlt ſich abgeſchnitten, vereinſamt. Sie begann eben traulich zu klagen, was für Unglück, Widrigkeiten, Verdruß und Aerger ihr aufliege, lenkte jedoch, da ſie bemerkte, es ſei noch jemand im Vorzimmer, ſchnell wieder ein, nahm das Buch von Emerſon über Shakeſpeare und Goethe — von Herman Grimm bearbeitet — eilig zur Hand, und klagte, daß es ſo langweilig ſei, indem ſie den abgebrochenen Anlauf, dem ſich auch keine Gelegenheit mehr bot, gänzlich aufgab. Daß Oriola's Hieherverſetzung ihr nicht recht ſei, deutete ſie nur verſtohlen an, deſto freier aber ſprach die Gattin deſſelben ſich darüber aus, die den Rhein beſonders lieb gewonnen hat, und die Spree verabſcheut. — Ludmilla erzählte von dem Eindruck, den die Schriften der Frau von La Roche auf ſie machten, und über manches, was ſie daraus anführte, lachte Bettina herzlich. Sie wollte uns noch länger behalten,

der Beſuch that ihr ſichtlich gut, aber wir fürchteten, es möchte doch zu viel werden, und empfahlen uns bald. —

Sonnabend, den 11. April 1857.

Heute ſind für mich merkwürdige Geburtstage, das Veilchenfeſt der Eliſabeth von Stägemann, dem ihr Gatte jedesmal ſo ſchöne Gedichte widmete, der Geburtstag von Mariane Saaling, und der meiner lieben Rebecca Dirichlet. Das Andenken der Verſtorbenen und Abweſenden bewegt ſich lebhaft in mir, und überſchwebt die Bilder der Tageswirklichkeit. —

Das Hamburger Blatt „Der Kompaß", von Walesrode herausgegeben, bringt einen leſenswerthen Aufſatz über die Verurtheilung Hönniger's in Rudolſtadt, der eine Schrift, oder Schriftſtellen, von Luther über die deutſchen Fürſten wieder hat abdrucken laſſen, was namentlich den Fürſten von Rudolſtadt ſoll beleidigt haben. Es wird bemerkt, daß dies das erſtemal iſt, daß Luther's bisher alles überragendes Anſehen in proteſtantiſchen Ländern vom Staat und deſſen Behörden nicht beachtet worden iſt. Die Ungerechtigkeit des einzelnen Falles wird gerügt, aber im Ganzen als richtig erkannt, daß der Staat die Ausſprüche der Geiſtlichen, alſo auch Luther's und ſeiner Anhänger, dem Staatsurtheil unterzieht. —

Oſterſonntag, den 12. April 1857.

Die Sonntagsfeier liegt unſern Pfaffen noch nicht ſo ſehr am Herzen, als der hohen Obrigkeit, den Fürſten und ihren Leuten; es ſieht faſt aus, als wär' auch dieſen mehr daran

gelegen, etwas darüber zu verfügen, ſie zu ſchärfen, die kleinen Vergehen zu rügen und zu ſtrafen, als an der Beachtung ſelber; ſie zeigen ſich faſt unzufrieden, daß man mit den Vorſchriften der Polizei ſo wenig in Widerſtreit iſt; ſie haben freilich das Bewußtſein, daß nicht Andacht hiezu beſtimmt, daß man ſich nur fügt, nicht aber einverſtanden iſt, vielmehr lacht oder ſchimpft. Der heutige Sonntag hat ein gar ſtilles Anſehn. —

Die Gaukeleien des Tiſchrückens, des Pſychographen ꝛc. gehen ungeſtört ihren Gang. Auch heute; nach der Andacht der Kirche die der dunklen Kammer; die Schäker meinen ſogar, der heilige Tag ſei dem heiligen Werke günſtig. Die Zitirung des Geiſtes von Heinrich Heine iſt eines der ſchamloſeſten Dinge, die mir je vorgekommen ſind, eines der unſinnigſten auch. In Paris, am Hofe der Kaiſerin, hat das Unweſen ſein wärmſtes Neſt, ein Amerikaner Hume treibt das Werk mit meiſterhaftem Erfolg; Louis Bonaparte hat zwei Taſchenſpieler kommen laſſen, die zuſehen mußten, und dann erklärten, das ſeien Künſte, die über den ihrigen ſtänden; er hat den Amerikaner aus Paris wegweiſen laſſen. Die Weltleute ſind immer froh, wenn ſie was Neues haben, womit ſie hantieren können, ſie werfen ſich mit deſto mehr Begierde darauf, wenn nicht die Wiſſenſchaft es iſt, die es ihnen bringt, ſondern der Aberglauben, und wenn ſie was haben, das die Gelehrten ſtuzig macht oder verdrießt. Die Gelehrten verdienen es reichlich, daß man ihrer ſtarren Ueberlieferungen, ihres eigenſinnigen Widerſtrebens gegen alles, was nicht zu ihren Annahmen paßt, höhniſch lacht, aber der Antheil, den die große Welt den höheren Dingen widmet, hat auch nur den hohlen Grund gelangweilten Dünkels, elender Unterhaltungsſucht. Wie war ihnen Caglioſtro willkommen! Der war der rechte Mann für ſie, er wußte ſie zu faſſen, zu narren und zu betrügen, wie es ihnen gebührte. Heute wäre er wieder der

rechte Held des Tages, und hätte er sich nur mit der Polizei abgefunden, vielleicht durch geheime Dienstleistungen, — er triebe sein Wunderwesen unter vornehmen Gläubigen wie früher. — Wo sich mit dem Modewesen des Augenblickes etwas Aechtes dennoch verbunden hat, wie bei Mesmer, bei Gall, dessen sich die Wissenschaft bemächtigt, da lassen die Vornehmen ihre Theilnahme gleich wieder fallen, sie müssen Unächtes, Wahn- und Traumbilder haben. —

Dienstag, den 14. April 1857.

Besuch vom Herrn Grafen Foucher de Careil aus Paris. Er reist in Aufträgen des französischen Unterrichtsministers zum Behuf Leibnitzischer Forschungen, die aber auch seine eigne Angelegenheit sind. Guhrauer's Arbeiten schätzt er sehr, hat ihn auch selber gekannt, und weiß durch ihn von mir, hat meine Sophie Charlotte gelesen, und sich überhaupt gut umgesehen, wie es scheint. In französischen litterarischen Sachen zeigt er gute Kenntniß und sichres Urtheil, rühmt Frau von Dudevant, hält auf Lamartine noch große Stücke. Vom französischen Regierungswesen spricht er nur mit einer Beimischung von Spötterei, glaubt wie alle Franzosen nicht an dessen Dauer, aber auch nicht an die Dauer der jetzigen Regierungen überhaupt. General von Pfuel kam, und nahm an der Unterhaltung so lebhaft Theil, daß der Franzose wohl anderthalb Stunden blieb. Der Graf Foucher de Careil (der Name ist bretagnisch) war auch in Italien, kennt Dante'n ꝛc. —

In Wien starb am 4. April in ihrem achtundfünfzigsten Lebensjahre die Frau Elisabeth Froloff-Bagrejeff, Tochter des berühmten Speransky. Sie war nicht schön — ihr Gesicht dick und pockennarbig —, aber unendlich fein und graziös in

ihrem Benehmen, ihre Stimme von zartem herzlichem Ausdruck, ihr Sinn wohlwollend. Ich kannte ſie in Kiſſingen. Von ihren Schriften hab' ich nur zufällig einige Bruchſtücke in der Revue des deux mondes geleſen. —

Mittwoch, den 15. April 1857.

Daß Herr von Blittersdorf als Oberhofmeiſter an den badiſchen Hof gerufen, alſo wieder zu Gnaden aufgenommen ſei, erweiſt ſich als grundloſe, willkürlich erdichtete Nachricht. Eine preußiſche Prinzeſſin als Großherzogin und dieſer Preußenhaſſer als erſter Hofbeamte, das würde ſchlecht zu einander gepaßt haben. Blittersdorf haßt indeß nicht Preußen allein, er haßt auch Oeſterreich, auch Baden — was haßt er nicht? Er iſt nichts als Selbſtſucht. —

Nach dem Thee mit Ludmilla Schach geſpielt, und noch viel mit ihr beſprochen. Ein unerſchöpfliches Thema für uns iſt nun Sophie von La Roche, deren Leben ſie ſchreiben will, und von der ſie alles lieſt; in dieſer Frau ſpiegelt ſich ein großes Stück des vorigen Jahrhunderts ab, ſie war mit den bedeutendſten Zeitgenoſſen in Verbindung, war eine Hauptlehrerin der Frauen, und viel von ihr lebt noch heute in ihrer Enkelin Bettina von Arnim. —

Der Polizeipräſident von Zedlitz erhielt ein Schreiben, deſſen Inhalt er ſogleich dem Könige vorzulegen hatte. Er fuhr nach Charlottenburg, ließ ſich beim Könige anmelden, wurde eingelaſſen, und übergab ſeine Papiere. Der König ſah ſie flüchtig an, gab ſie zurück, und ſagte: „Das weiß ich ſchon, Stieber hat mir vor einer Stunde die Nachricht gebracht." Hat der König außer ſeiner amtlichen Polizei noch eine unamtliche, finſterliche? Herr von Zedlitz ſelber glaubt,

der — Stieber habe das Schreiben zuerſt in Händen gehabt und heimlich eröffnet. Welche Zuſtände! —

Donnerstag, den 16. April 1857.

In der Neuenburger Sache neue Berathungen, aber fruchtloſe. Die Schweiz will weder von Geldleiſtungen noch von Anerkennung des Fürſtentitels hören, am wenigſten von fortdauernder Einmiſchung.

Man behauptet, der König habe ſeine Abſicht nach Rom zu reiſen wieder aufgegeben, weil ihm von vielen Seiten Bedenken dagegen gemacht worden, eines der wichtigſten ſoll ſein, daß er alsdann ſchicklicherweiſe auch in Paris einen Beſuch machen müßte, was er jetzt nicht mag, da er aufgebracht gegen Louis Bonaparte iſt, den er beſchuldigt in der Neuenburger Sache ſich abſcheulich zu benehmen. —

Der Mathis'ſche Antrag gegen die Schikanen der Polizei hinſichtlich der freien Preſſe fällt erfolglos nieder, trotz der beredten Vertheidigung deſſelben von Wentzel. —

Die Beſchwerde des Rittergutsbeſitzers von Niemojewski, daß ihm der Poſen'ſche Oberpräſident einen Paß wohl in die böhmiſchen Bäder gegeben, aber einen nach Belgien und Frankreich verweigert hat, fällt gleichfalls nieder, ungeachtet die Behördenwillkür und Ungeſetzlichkeit nicht beſtritten werden konnte. —

Am Sonntage waren in der nahen Dreifaltigkeitskirche einzeln gedruckte Kirchenlieder von groteskem Inhalt und Ausdruck in der Gemeinde vertheilt worden, unentgeltlich, mit dem Zweck, das eingeführte Geſangbuch mißliebig zu machen und zu verdrängen. Die Volkszeitung rügt dieſen Mißbrauch. —

In Hannover ſind nun auch ſämmtliche Bürgerwehren,

die letzten in Deutschland, aufgehoben worden, zur großen Freude der Knechtischgesinnten. Die Bürgerwehren, wenn ihre Stunde schlägt, werden schon wieder auferstehen! Und diejenigen, welche jetzt über sie spotten, werden sie am meisten verlangen. Wir haben es schon erlebt! —

Gegen die Reise nach Rom — eine bloße Lustreise, denn das Geschäft macht sich von selbst nebenher — hat besonders der General von der Groeben durch seine Vorstellungen Eindruck gemacht. Dem guten Mann ist für seinen evangelischen Glauben bange, und er weiß es nicht, daß er selber gern katholisch wird, wenn nur der erforderliche Ruck dazu gegeben wird. —

Freitag, den 17. April 1857.

Der Superintendent Kober erklärt heute in der Volkszeitung, daß die Vertheilung der auch ihm mißfälligen Lieder ohne sein Wissen geschehen. Daß man den Thätern nachgeforscht, sagt er nicht; sie werden wohl unter hohem Schutze handeln, der sie sicherstellt. —

Im „Publizisten" wird heute tadelnd gerügt, daß in der Posse „Otto Bellmann" von Kalisch der sonst wackre Autor sich erlaubt hat, Spottverse auf die Bürgerwehr einzumischen. Sie wurden auch vom Publikum verdienterweise ausgezischt. Der Publizist sagt schließlich: „Wo der Satire sich so naheliegende Zeiterscheinungen darbieten, da erregt es Unwillen, nach bald einem Jahrzehnt auf den Brettern etwas zum Gegenstande ziemlich frivolen Spottes machen zu sehen, das seiner Zeit als eine Gewähr gesetzlicher Freiheit so laut begrüßt wurde. Die Institution, in der ein hohes Prinzip lag, ist mit ihren Täuschungen begraben; es hat Tausende gegeben, die das Institut mit warmem Eifer trugen; es

ſcheint, daß Kaliſch es Andern auf anderm Standpunkt hätte überlaſſen dürfen, die Erinnerung daran öffentlich zu bewitzeln." Recht gut. —

Um 4 Uhr zu Frau Hinny Mendelsſohn gefahren, Mittageſſen mit Humboldt, Prof. Benny Mendelsſohn aus Bonn nebſt Frau und Pflegetochter, Herrn Wilhelm Mendelsſohn aus Ratibor, Fräulein Hehl. Alles ſehr ſchön, reich, angenehm beſonders durch Humboldt, der faſt immer ſprach, geiſtvoll, ſcherzhaft, beißend, Neuigkeiten, Anekdoten. Volle Geiſtesgegenwart, Gedächtniß das ſtets auf dem Poſten iſt; gleich beim Begrüßen fiel ihm Hemſen ein, er fragte nach ihm voll Antheil. Ueber Gentz und Adam Müller, den letztern ſchlägt er gering an, er kenne nichts von ihm, das außer dem rhetoriſchen Glanz und der Anmaßlichkeit noch etwas hätte. Ueber Schiller, ſehr unzufrieden über deſſen briefliche Urtheile. — Ludmilla hatte ſich der verſtorbenen Freundinnen Johanna Neander und Geheimräthin Steffens anzunehmen. Mit Prof. Mendelsſohn und ſeiner Frau gutes Geſpräch. Frau Hinny Mendelsſohn ganz die vornehme reiche Dame.

Humboldt ſpottet über Markus Niebuhr, der ſich hat adeln laſſen, und darauf beſtanden hat, nachdem der König es ihm abgeſchlagen. Er meint, es gäbe keinen Poſten jetzt im Lande, zu dem er nicht eben ſo gut als Bürgerlicher gelangen könnte. Darin irrt ſich Humboldt, und Niebuhr weiß recht gut, daß er zu manchen Dingen gar nicht, zu manchen aber nur ſehr ſchwer als Bürgerlicher gelangt. „Er iſt ſo eitel," ſagt Humboldt, „daß er alles annimmt, jede kleinſte Erhöhung, ohne weitern Zweck möchte er auch Freiherr, ſogar Graf werden." —

Sonnabend, den 18. April 1857.

Humboldt spottete gestern recht scharf über die Gerlach's, er nannte sie aber auch im Ernst eine böse Race, von großer Beschränktheit und schnöder Härte; die Gräfin von Münster geb. von der Marwitz nannte er eine geborne Kreuzzeitung. Von den Prinzen sprach er sehr spaßhaft; man fragte ob der eine, von dem grade die Rede war, unterrichtet sei? O nein! rief er eiligst, das kann auch niemand erwarten. — Humboldt sprach auch geringschätzig von Guizot, besser von Villemain und Thiers. —

In der Börsenstunde wurde der in seinem Laden unter den Linden allein gebliebene Banquier Meyer von einem Räuber mörderisch angefallen und verwundet, doch nicht gefährlich. Der Thäter ist ergriffen. Großer Auflauf deßhalb unter den Linden. —

Der Polizeidirektor Stieber kam vorgestern betrunken in eines der kleinern Theater, fing Händel an, und gab jemanden eine Ohrfeige. Die Konstabler, um Hülfe angerufen, wollten erst nicht dran, den gefürchteten Mann zu verhaften, mußten es aber endlich zu seinem Schutze thun, um ihn vor Mißhandlungen zu retten, doch ohne jämmerlich zerschlagen zu werden, kam der — nicht fort. —

Rückblick auf die Lebenswandlungen, die ich habe vorgehen sehen. Zuerst ist die französische Revolution zu nennen, deren Anfang in meine Kinderjahre fällt, und deren Wirkungen überall mein ganzes Leben hindurch mich begleitet haben; noch jetzt ist die Welt davon erfüllt und bewegt, es giebt keinen andern Boden als diesen vulkanischen. Dann stellen sich mir die Vereinigten Staaten von Nordamerika dar. Als Knabe von 9 Jahren sah ich zuerst im Hafen von Hamburg die Flagge dieser Freistaaten, das heitre Sternenbanner, an welchem alle redlichen Menschen- und Freiheitsfreunde ihre herzliche Freude hatten, das aber noch keineswegs die

Bedeutung hatte, die es jetzt hat. Wie sind diese Staaten gewachsen, emporgestiegen, wie groß ist ihre Machtstellung, ihre Weltwirkung geworden! Als drittes gewaltiges Lebensbild erscheint mir der Aufschwung der Stadt Berlin, der mit einigen Unterbrechungen fast immer unter meinen Augen stattgefunden hat. Wie schwach, wie dürftig, wie knapp sah ich Berlin im Jahr 1800! wie vielseitig, erfüllt, reich und gewaltig erscheint es jetzt! In seiner Erhöhung und Bedeutung sind besonders die Jahre 1813 und 1848 die stärksten und festesten Schichten, auf deren Grund mit Sicherheit weitergebaut werden kann. —

Sonntag, den 19. April 1857.

Unruhiger Schlaf; wieder der alte Traum, daß ich in meinem Alter noch meine medizinischen Studien wiederaufnehmen soll, wozu die Mittel kaum noch ausreichen! —

Mein Bildniß, nach Ludmilla's Farbenzeichnung von Paul Gottheiner auf Stein gezeichnet. —

Die Neuenburger Verhandlungen in Paris werden immer unbefriedigender für den König. Er soll entschlossen sein, das Ergebniß der Konferenz abzuweisen, und die Sachen lieber ferner so hinhängen zu lassen, ohne Entscheidung, mit dem stillen Vorbehalt, daß zu gelegener Zeit ein neuer Putsch alles nach seinem Sinn umändern könne. Einige Neuenburger Flüchtlinge hetzen was sie können, der Prediger Gagnebin an der Spitze. Seltsam benimmt sich Oesterreich, seine Erklärungen lassen immer die Rechte des Königs hoch klingen, wollen nur diese anerkennen, von keinen Bedingungen hören, als die der König selbst anbietet; man erklärt sich dies als eine Bosheit, den König recht in dem zu bestärken, was unfehlbar seine Niederlage sein wird. Die Schweizer wollen

ihn nicht hindern, den Titel Fürſt von Neuenburg zu führen, wie ſie den Kaiſer von Oeſterreich nicht hindern Graf von Habsburg zu heißen, aber zuerkennen wollen ſie weder jenen Titel noch dieſen. Ein ſchlechtes Poſſenſpiel das Ganze! —

Blutige und ſehr umfangreiche Schlägerei in Koſtheim zwiſchen den preußiſchen und öſterreichiſchen Soldaten der Mainzer Beſatzung. Der Haß glimmt immerfort unter der Aſche, und bei dem geringſten Luftzug brechen die Flammen aus! —

Man erwartet hier im Mai den Beſuch des Prinzen Napoleon, des Sohnes von Jerôme, zur Erwiderung des Beſuches, der in Paris vom Prinzen Friedrich Wilhelm abgeſtattet worden. Da wird es Hofbälle und Paraden geben. Die Nachricht ſcheint zuverläſſig. —

Montag, den 20. April 1857.

Der geſtrige Traum wiederholte ſich, durch Vorſtellungen von Krankheit und Arbeitsunfähigkeit häßlich verſtärkt! Ich erwachte in großer Verſtimmung, die noch lange anhielt. —

In Baader's Briefwechſel geleſen. Wie bei Adam Müller iſt auch bei ihm der Stolz auffallend, mit dem er von ſeinem philoſophiſchen Thron auf alle andern Philoſophen herabblickt, ſich als frère terrible und frère du glaive einen hohen Strafberuf beimißt, und der großen Thaten rühmt, die er durch Schrift und Wort ausgeübt zu haben meint, von denen die Welt ſo gut wie gar nichts vernahm. Aber eine vornehme Natur, ein hoher Geiſt und ein ſtarkes Gemüth iſt Baader jedenfalls. Unerſchüttert und feſt erträgt er die furchtbaren Schickſalsſchläge, die zugleich ſeine Ehre antaſten, ſeine Verhältniſſe zerbrechen, ſeinen bürgerlichen Wohlſtand vernichten, ſeiner Tochter eine gewünſchte anſehnliche Heirath

Engels zwar Berufung an den Oberſtaatsanwalt eingelegt, allein man glaubt, Stieber werde Mittel finden, alles in der Stille abzumachen. Der Auftritt fiel im Parterre des Königſtädter Theaters vor; man wundert ſich, daß Stieber auf dieſen ſchlechten wohlfeilſten Platz gegangen war. Wer weiß, wen ſeinesgleichen er dort ſuchte! — (Der Schiedsmann hat beide verſöhnt. Siehe unterm 3. Mai.)

Sonnabend, den 25. April 1857.

Im Herrenhauſe iſt die Erhöhung der Salzſteuer mit großer Mehrheit verworfen worden. Große Reden, darunter eine ſehr elende, nachträglich noch aus dem Lächerlichen etwas herausgebeſſert, die der General der Kavallerie Graf von der Groeben gehalten hat; er ſtellt die dreijährige Dienſtzeit als unerläßlich vor, mit den ſchwächſten Flickgründen, die Sprache eines einſichtsvollen, ſachkundigen Kriegsmannes paßt für ihn gar nicht. —

Sonntag, den 26. April 1857.

Die Nationalzeitung prüft den Geſetzvorſchlag wegen Verbots fremder Banknoten, zeigt das Nutzloſe, Gehäſſige der Maßregel, die politiſche Folge für den Zollverein, daß die Mittelſtaaten mehr und mehr zu Oeſterreich hingedrängt werden. Der Handelsminiſter von der Heydt und der Bankpräſident von Lamprecht wollen nur ihre Königliche Bank, die doch dem Bedürfniß *nicht* genügt. —

Montag, den 27. April 1857.

Der König ist in größter Wuth gegen das Herrenhaus; er schimpft auf „die undankbaren Schlingels", die seine Geschöpfe nun ihm Trotz bieten, auch die Minister bekommen schlimme Titel. „Die ganze Geschichte wieder mit dem Besen wegfegen, wäre das Beste." Heftige Zornausbrüche gegen einzelne Mitglieder des Herrenhauses. Ein Erlaß, der eine Strafpredigt für die Gesammtheit sein sollte, wurde noch glücklich verhindert. —

Die Banken in Weimar, Dessau ꝛc., gegen welche von der Heydt und Lamprecht ihren Ingrimm richten, sind meist mit preußischem Geld gegründet; dem Bedürfniß wurde im Inland keine Stätte gewährt, so suchte dasselbe sie im Ausland. —

Dingelstedt ist in Weimar Generalintendant der Hofbühne geworden. Das Amt, sonst ein Hofamt, ist für ihn gemacht worden. —

Der Sohn des Philosophen Geh. Raths von Schelling, Staatsanwalt Ludwig Hermann Schelling, auf den der baierische persönliche Adel des Vaters nicht vererben konnte, ist vom Könige geadelt worden. —

Dienstag, den 28. April 1857.

Das verheißene Jagdentschädigungs- und Jagdpolizeigesetz, die noch eiligst dem Landtag vorgelegt werden sollten, werden zurückgehalten; nach der Meinung einiger Leute wäre noch gar nichts ausgearbeitet und das Ganze nur eine Vorspiegelung gewesen, um die Herren und Ritter gut zu stimmen; nach andrer Meinung sollen diese dafür gestraft werden, daß sie gegen die Regierung gestimmt haben. —

Mittwoch, den 29. April 1857.

Das Herrenhaus sollte sich für Holstein aussprechen. Der Fürst Boguslaw Radziwill hatte die Albernheit, dies für einen Eingriff in die Rechte des Königs, und bei einem so kräftigen Ministerium wie das unsrige, für unnöthig zu erklären; er hatte jedoch nur zwei Stimmen für seine Meinung, drei und achtzig gegen sich. —

Der Graf von Hoverden erklärte sich im Herrenhaus gegen die von den Junkern so vielbegehrte Aufhebung des geltenden Jagdgesetzes; habe dasselbe viele Rechte verletzt, so würde die Aufhebung noch zehnmal so viele Rechte verletzen, und eine Entschädigung für die erlittenen Verluste nicht an die Beschädigten gelangen. —

Die Nationalzeitung fährt in ihren Angriffen auf das Bankmonopol tapfer fort. Die Ministerblätter schreien heftig für dasselbe. Das Herrenhaus hat das Verbot fremder Banknoten schon eiligst angenommen, großentheils aus Unkenntniß der Sache, die der Mehrzahl gleichgültig ist. —

Donnerstag, den 30. April 1857.

Ludmilla zu Bettinen von Arnim mit Grüßen und Anfragen. — Ludmilla brachte von Bettinen keine guten Nachrichten, sie kann keine ihrer beiden Hände gebrauchen, nicht ihren Namen unterschreiben. Mit dem Magnetisiren durch den Unteroffizier Zink ist es nichts; er könnte erst Ende Mai's anfangen, trotzdem daß er für jede Sitzung einen Friedrichsd'or bekommen sollte. Sie ist sehr ungeduldig und klagt, aber gegen Ludmilla voll Freundlichkeit. —

Den Zeitungen zufolge hat der König dem Lehrer Gercke, der im Gefängniß thätig seine tiefe Reue bezeigt, den Rest

seiner Strafzeit erlassen, auch dem Dr. Falkenthal erlaubt, zum Versuch seiner Herstellung — leider nicht mehr zu hoffenden! — in ein Bad zu gehen. Bisher ist noch keine Gnade dieser Art ausgeübt worden, und manche Leute zweifeln noch an der Richtigkeit der Zeitungsangaben. —

„Das infame Herrenhaus!" diesen Ausdruck hat man in letzter Zeit öfters vom Könige gehört. Selbst die ihm Angehörigsten haben gegen die Ministervorlagen gestimmt, und dabei stets mit komischem Eifer versichert, sie wollten keine Opposition machen! —

Ueberaus großer Gewinn, den bei seinen Bankunternehmungen Herr Hansemann gezogen hat; Staunen und Geschrei darüber. In der Form mag alles ganz richtig sein, allein auf der ganzen Sache haftet ein Makel, den der alte Fuchs mit aller Pfiffigkeit nie wieder wird abstreifen können. —

Der König hat bei der Nachricht von der Opposition des Herrenhauses den Ministern die bittersten Vorwürfe gemacht: „Das kommt davon, ich habe es Ihnen gleich vorausgesagt, daß die Folgen so sein würden, ich habe es klar eingesehen, und doch haben Sie in mich gedrungen, die Sachen so einzurichten, haben mich sie unterschreiben und beschwören lassen!" Die Minister meinen, sie hätten alles nur so eingerichtet, wie der König es von ihnen verlangt habe, sie hätten ihm nur seinen eignen Willen zur Vollziehung vorgelegt, er habe nach ihrer Meinung gar nicht gefragt, sondern nur die eigne befehlend ausgesprochen. —

Ein ſchimpflicher Hergang im Abgeordnetenhauſe! Bei dem Geſetz über die Aktienſteuer beantragte der Präſident Wentzel, daß auch die Antheilhaber der preußiſchen Bank dieſer Steuer unterworfen ſein ſollten, und dieſer Antrag wurde mit einer Mehrheit von 60 Stimmen ſofort angenommen. Da jedoch der Antrag nur mündlich, nicht gedruckt war eingebracht worden, ſo fand heute eine nochmalige Abſtimmung Statt, und der Antrag wurde mit einer Mehrheit von 60 Stimmen verworfen. Das Miniſterium hatte die Zwiſchenzeit wahrgenommen, zu ſchelten, zu bitten, zu drohen, das ſervile Pack beſann ſich über Nacht, hielt ſich zuſammen, und ſo erfolgte jenes erbärmliche, ſchimpfliche Ergebniß. Der Präſident von Lamprecht jubelt, die Schande der preußiſchen Volksvertretung geht ihn nichts an, wenn nur die Beamtenherrſchaft obenauf bleibt! — (Die Königlichen Prinzen und alle Miniſter haben Bankantheile.) —

Wie es bei den Gaukeleien hergeht, wie einfach und grob dabei die Täuſchungsmittel ſind, davon ein Beiſpiel, das in dem Einen Fall die andern alle mitbezeichnet. Ein Taſchenſpieler von großem Ruf ſtellt ein ſomnambules Mädchen mit verbundenen Augen auf einer Bühne frei vor dem Publikum hin, er ſelbſt nimmt ſeinen Platz hinter dieſer Perſon in einem Abſtand von ſieben bis acht Schritten, an Zuflüſtern und Zeichengeben iſt ſo wenig zu denken, wie an Berühren, aber der magnetiſche Rapport beſteht, und durch dieſen wird gewirkt. Der Taſchenſpieler läßt ſich nun von den Zuſchauern allerlei Gegenſtände geben, Uhren, Schnallen, Ringe, Geldſtücke, Tücher, und ſo wie er einen Gegenſtand aufnimmt und in's Auge faßt, ſagt die Somnambüle augenblicklich, welchen Gegenſtand er in der Hand hat, wie viel es an der Zeit iſt nach der Uhr die er grade hält, welche Buchſtaben auf dem Ringe ſtehen, welche Jahreszahl auf den Münzen. Kein

einzigesmal wird gefehlt. Man glaubt im Allgemeinen an Magnetismus, man ſtaunt über dieſe ungeheure Kraft deſſelben. Eine ſeit Jahren hülflos Leidende hört von dem Wunder, ſie faßt plötzlich die ſicherſte Hoffnung für ſich, der Beſitzer ſolcher Kraft werde ſie heilen. Eine Freundin wird vermocht, zu ihm zu gehen, ihm die Bitten vorzutragen, die Verſprechungen zu eröffnen. Aber der Taſchenſpieler iſt ſchon abgereiſt, jammernd trägt die Freundin nun einer zurückgebliebenen Geſchäftsführerin deſſelben ihre vereitelten Hoffnungen vor, fragt, ob durch Schreiben etwas zu erlangen ſei. Die Geſchäftsführerin, für die der Ort ausgebeutet und das Geheimniß gar nicht ſo wichtig mehr iſt, hört mit lächelnder Aufmerkſamkeit zu, und bricht dann mit vollem Lachen in den Ausruf aus: „Aber, liebes Kind, was bilden Sie ſich denn ein? Haben Sie denn noch nie was von Bauchrednerei gehört?“ —

Sonntag, den 3. Mai 1857.

Die Spener'ſche Zeitung veröffentlicht das Protokoll, das der Schiedsmann über die bei ihm zwiſchen Stieber und Engels ſtattgehabte Verſöhnung aufgenommen hat; keiner hat den andern beleidigen wollen ꝛc. —

In Pommern, in der Uckermark und Priegnitz arbeiten die Geiſtlichen mit Macht an der Bekehrung des Landvolks, es kommen Sendboten aus Berlin, die Verſammlungen und Anſprachen halten, für Männer, für Frauen, für Jungen, Mädchen, Schulkinder, und allen die Hölle heiß machen, ſie ſollen den rechten Glauben haben, ſollen fleißig beten, zur Kirche gehen, demüthig und gehorſam ſein, ja ſogar die Beichte wird hin und wieder verlangt. Wenn die Leute nicht willig kommen, ſo werden ſie mit Drohungen dazu angehalten,

ja sogar, wie auch schon der Fall gewesen, in Strafe genommen, wozu die Ortsobrigkeit Ansehn und Arm leiht. Aber die Wirkung dieses fanatischen Eifers ist keineswegs die erwartete, die Bauern schimpfen auf die verfluchten Pfaffen, und fügen sich zwar meist darein, daß sie sich zu den Versammlungen einfinden, aber mit innerem Haß. —

Die katholische Kirche dringt darauf, überall ihre Anstalten des Unterrichts, der Armenpflege, der Wohlthätigkeit abgesondert für sich zu haben, und von den protestantischen zu trennen. Nicht nur der Religionsunterricht soll, wie bisher schon, ein abgesonderter sein, sondern auch der Unterricht in der Geschichte, der Naturbeschreibung, der Mathematik. Die Gefangenen sollen nach den Glaubensbekenntnissen getrennt werden, und was der Gipfel des Unsinns ist, auch die Tollen in den Narrenhäusern! Und das alles bei steigender Aufklärung des Volkes, bei wachsender Gemeinschaft der Menschen, Ausgleichung der Denkarten, bei ganz entgegengesetzter Gesinnung der Völker, die täglich den Regierungen über den Kopf wachsen, mit Haß und Verachtung auf deren Treiben blicken! Das wird einmal eine schöne Geschichte geben, wenn es zur Abrechnung kommt! —

Montag, den 4. Mai 1857.

Die Ankunft des Prinzen Napoleon wird nun schon auf den 7. d. bestimmt. Man findet es für den König sehr unbequem, einem solchen alle möglichen Ehren und Artigkeiten erweisen zu sollen, und grade jetzt, wo der König in der Neuenburger Sache von Louis Bonaparte sich einigermaßen verletzt halten muß. —

Das Herrenhaus erweist sich bis zuletzt widerspenstig; seine Kommission hat auf Verwerfung des Gewerbesteuer-

Gesetzes angetragen. Das Haus selbst ist schon sehr leer, und kaum noch beschlußfähig. König und Minister verwünschen den Landtag, und das Volk, die große Mehrheit begehrt ihn nicht, sondern ganz was andres, es will volle Zahlung, keine auf Abschlag. —

Von den Märzgefangenen sind Gercke und Reo wirklich begnadigt, müssen aber auswandern nach Amerika. Dr. Falkenthal hat ein Jahr Urlaub, um seine Krankheit zu kuriren, und muß nachher in's Gefängniß zurück. —

Am Hofe wird über den Polizeipräsidenten von Zedlitz geklagt, er zeige keine Energie, setze nichts durch, lasse alles gehen; auch sei er selber seines Postens überdrüssig. Die Hauptsache ist, daß der wichtigste Zweig seines Polizeiamts, die polizeiliche Heimlichkeit mit dem Könige, von ihm nicht eifrig genug besorgt wird, und zum großen Theil in andern Händen ist. Mich soll nicht wundern, wenn der — Stieber sein Nachfolger wird. —

Der Ministerpräsident von Manteuffel hat in einer geheimen Sitzung des Herrenhauses einen harten Stand gehabt, und seinerseits den Herren gute Lehren geben wollen, die aber nicht anschlugen, sondern mit Vorwürfen erwiedert wurden. —

Dienstag, den 5. Mai 1857.

Der preußische Generalkonsul in Kopenhagen, Dr. Ryno Quehl, ist von der Kaufmannschaft in Stettin — wegen der Abschaffung des Sundzolls — feierlich und glänzend empfangen worden. Der lustige theologische Student, der Danziger Demokrat, der Handlanger Manteuffel's, das schwarze Thier der Kreuzzeitung! —

In Grote geleſen, in Merck's Briefen. Manzoni's Gedicht auf den 5. Mai, den Todestag Napoleons. —

Selections from the letters of Robert Southey. Edited by his son-in-law John Wood Warter. London, 1856. 4 Vols. Southey, der gekrönte Dichter, iſt ein kräftiges Talent und ein ehrlicher braver Mann, aber voll Vorurtheile, arm an Geiſt, von den engſten engliſchen Schranken umfaßt. Eingebildet, pedantiſch, kenntnißreich und fleißig, iſt er ein Gegner alles freien Geiſtes, bleibt immer auf den niedrigen Standpunkten engliſchen Kleinlebens, denn auch das politiſche Leben iſt ihm nur als engliſches Kleinleben verſtändlich. Seine Urtheile ſind erbärmlich. Er war ein Freund von Herrn Charles Watkin Williams Wynn, und viele Briefe ſind an dieſen gerichtet. Das ganze Buch zu leſen iſt mir nicht möglich, die Ausbeute iſt zu gering. — Southey's Späße ſind gar dürftig. —

Mittwoch, den 6. Mai 1857 (Bußtag).

Die Nationalzeitung redet heute dem König ordentlich zu, die Vorſchläge wegen Neuenburg doch anzunehmen, er könne es mit allen Ehren, Geld zu fordern ſei zwar geſtattet, aber nicht ſchön, Unmögliches zu fordern ſei thöricht. —

In Southey's Briefen Einzelnes aufgeleſen. Er würde den Grafen Lavalette als verurtheilten Flüchtling bei ſich aufgenommen und verhehlt haben, den Marſchall Ney hingegen feſtgehalten und dem Nachrichter überliefert!! Ein Niebuhr'ſches Stückchen! — Die Briefe der Frau von Sévigné ſtehen ſo tief unter denen der Lady Wortley Montague als überhaupt jede nichtengliſche Frau unter einer engliſchen ſteht! Die Briefe von Margaretha Klopſtock läßt er als kleine Ausnahme gelten! —

Dem König soll abseiten einer Anzahl hoher Staatsbeamten, unter denen auch viele außer Diensten, in allem Ernste der Vorschlag gemacht worden sein, durch eine höchste Machthandlung den Landtag und die ganze Verfassung mit Einem Schlag aufzuheben, und wieder wie vor 1848 zu regieren. Die Provinzialstände möge man beibehalten. Der König, sagt man, sei bei der ersten Eröffnung dieses Anschlags bestürzt und unruhig gewesen, habe sich aber bald gefaßt und erklärt, das sei leider jetzt unmöglich, das habe im Herbst 1848 geschehen können, aber damals hätten seine Minister noch zu viel Furcht gehabt und ihn auf diese Bahn gedrängt, wo ihnen nun selber übel zu Muthe sei. Die eigentliche Stütze der Verfassung sind jetzt die Reaktionaire und Aristokraten, sie verlören am meisten bei der Abschaffung. —

Herr Jakob Riesen in Elbing tritt in der Volkszeitung mit einer ausführlichen Erklärung gegen den Regierungskommissarius Ribbeck auf, der im Abgeordnetenhause die Unterdrückung des Neuen Elbinger Anzeigers dadurch rechtfertigen wollte, daß der Herausgeber Jakob Riesen nicht unbescholten gewesen. Er zeigt, daß dies eine Unwahrheit, eine Verläumdung sei, die Regierung in Danzig hatte ihn allerdings 1852 für bescholten erklärt, allein unbefugt, wie dies der Präsident der Regierung Herr von Blumenthal bezeugte, und auch der Gerichtshof anerkannte, indem er Herrn Riesen als Geschwornen sein Ehrenrecht auszuüben zwang. Auch sei es nicht wahr, daß die Maßregeln des Polizeidirektors in Elbing gegen den Neuen Elbinger Anzeiger von Milde und Schonung diktirt worden seien, wie gleichfalls Herr Ribbeck öffentlich ausgesagt habe. Diese Erklärung zeigt auf's neue, wie die Ansichten und Gesinnungen der Freiheit noch keineswegs unterdrückt sind. —

Donnerstag, den 7. Mai 1857.

Die Kommission des Herrenhauses hat die vom Abgeordnetenhause erst angenommene, dann verworfene Bestimmung, daß auch die Aktien der preußischen Bank der Steuer unterliegen sollen, doch wieder in Vorschlag gebracht. Hof und Minister sind erschrocken und empört über diese Keckheit, und bieten alles auf, um die Mehrheit der Herren für die Verneinung zu gewinnen. Die Zahl der noch anwesenden Mitglieder ist nicht groß, wenn noch mehrere abreisen, so wird das Haus beschlußunfähig. —

Alles ist hier beschäftigt mit der Ankunft des Prinzen Napoleon, der morgen eintreffen wird. Hofbälle werden wohl wegen der Trauer nicht stattfinden, aber sonst wird es an Festlichkeiten nicht fehlen. Diese Höflichkeiten sind für beide Theile schimpflich, für die alten Fürstenhäuser wie für die Bonaparte's; wenn diese Ehr im Leibe hätten, würden sie dergleichen nicht wollen, nicht annehmen. Die Gier, sich mit den alten Familien gleichzustellen, ist eine Schwäche, eine Verblendung, um so mehr als diese Gleichstellung schon von dem alten Napoleon im vollsten Sinn erlangt worden. —

Die Neuenburger Sache stößt auf neue Schwierigkeiten; die preußischen Forderungen erscheinen ganz ungehörig, und in der Schweiz wird die größte Unzufriedenheit laut, daß der Bundesrath schon zu viel nachgegeben hat. Der Graf von Hatzfeldt soll in Paris auf die Vorwürfe der Konferenzmitglieder geantwortet haben, er sei nicht Schuld, wenn man in Berlin thörichte Einbildungen hege, er müsse sie aber vertreten, so lange man sie hege! Ein Muster von Diplomaten! —

Ich bin müde, zum Hinfallen müde! Mein Krankheitszustand nimmt mir alle Lust und Kraft zum Leben. Daß er sich, anstatt besser zu werden, noch verschlimmert, ist sehr niederschlagend. Indeß wenn ich nur athmen, meinen Ge-

danken nachhängen, meine Erinnerungen zuſammenfaſſen kann, oder ein friſches gutes Buch zu leſen habe, fühle ich mich in meiner Traurigkeit doch nicht unglücklich. Die täglichen Plackereien lernt man als äußere Dinge bei Seite ſchaffen, ſie haben mit dem Innerſten nichts zu thun. —

Freitag, den 8. Mai 1857.

Schlechte Nacht, ich huſte erbärmlich, fühle mich recht elend, und verbringe meine Zeit nutzlos und freudlos. Die Schwierigkeit des Athemholens iſt in manchen Stunden die größte Pein. Indeß — man muß in ſein Geſchick ſich fügen! —

Nachricht aus Bremen, daß der Bürgermeiſter Dr. Johann Smidt geſtern Mittag dort geſtorben. Er war ein kluger Kopf und braver Mann, äußerſt verdient um den kleinen Freiſtaat, aber in ſeinem hohen Alter den Zeitumſtänden nicht mehr gewachſen, ſeit 1848 fand er ſich in einer falſchen Stellung. —

Nachmittags kam der Prinz Napoleon hier an, begleitet von dem preußiſchen Prinzen Georg. Man ſchrie ihm Hurrah; das Volk? nein, die Polizeigedungenen! Er iſt dick, gar nicht mehr jung, häßlich. Man giebt ihm auf dem Schloſſe die Zimmer Friedrich Wilhelms des Zweiten, die der alte Napoleon 1806 als Sieger hier bewohnt hat; zum militairiſchen Begleiter giebt man ihm den General von Brandt, der bei den polniſchen Truppen in Spanien unter dem alten Napoleon gedient hat. Welche geſchmackloſe Artigkeiten, welche demüthige Unſchicklichkeit! Der König beſuchte ihn bald nach der Ankunft, dann erwiederte der Prinz den Beſuch bei dem König und der Königin. Die ganze Geſchichte iſt ein bedeutungsloſes Hofſpiel; nur ſehen alle Menſchen, mit

was allem man ſich verträgt, wenn die Macht dabei iſt. Der Prinz Napoleon muß dem hieſigen Hof als Napoleonide verhaßt ſein, aber auch dazu noch als erklärter Republikaner und Revolutionair. —

Ich las heute Scènes et comédies par Octave Feuillet, Paris 1857. Wie fein die Franzoſen ſprechen können, wie geſchickt ſie die Lebenszuſtände auffaſſen, ſieht man hier in anzuerkennenden Beiſpielen, wenn auch nicht grade in erſten Meiſterwerken. —

Richtig! Das Herrenhaus hat den Antrag ſeiner Kommiſſion, auch die preußiſchen Bankantheile zu beſteuern, fallen laſſen! So kehren dieſe Leute immer wieder in das alte Geleiſe der Unterwürfigkeit zurück! —

Sonnabend, den 9. Mai 1857.

In der Volkszeitung ergänzt Herr Jakob Rieſen in Elbing ſeine neuliche Erklärung; der Setzer hatte den Namen des damaligen Polizeidirektors in Elbing fortgelaſſen, um zu keinem Irrthum Veranlaſſung zu geben, macht Herr Rieſen ihn nun doch namhaft als den jetzigen Oberregierungsrath von Selzer in Poſen. In der That, ſolche Namen dürfen nicht vergeſſen ſein. —

Große Parade dem Prinzen Napoleon zu Ehren. Die Truppen rufen ihm auf Befehl Hurrah, das Volk iſt in dichtem Gedränge verſammelt, aber ſchweigſam. Der Prinz grüßt durch Hutabnehmen.

Sonntag, den 10. Mai 1857.

Heute einer meiner ſchlimmſten Tage; mein körperlicher Zuſtand ganz erbärmlich, meine Stimmung die allerdüſterſte. Zu dem peinvollen Huſten geſellten ſich noch andre Widrigkeiten, Pochen im Ohr, Gefühl der Schwäche, Nervenunruhe. Der grelle Sonnenſchein auf den leeren Sonntagsſtraßen warf eine unausſprechliche Schwermuth über mich; in dieſer Helle erſchien mir erſt recht alles düſter. Ich blickte mit bitterer Vergleichung auf die Tage zurück, wo mein Leben hell und warm war, wo Thätigkeit, Gegenwart und Hoffnung die Seele ſpannten, wo mir alles noch der Mühe werth war, die Welt erfüllt, verheißungsreich. Dankbar gedacht' ich aller guten Stunden, aller glücklichen Begegniſſe, ich fand ſogar, daß es ein rechtzeitiger Schluß meines Lebens wäre, wenn ich jetzt abgerufen würde, im 73. Jahre, nie hätte ich früher geglaubt ein ſolches Alter zu erreichen, nie geglaubt, dies unter ſo günſtigen Ergebniſſen zu erleben. — Ich wußte mir in meiner Traurigkeit keine Hülfe, kein Geſpräch, kein Buch konnte mich erheitern. Zuletzt fand ich einige Zerſtreuung durch die Odyſſee. Ich las den Geſang von Nauſikaa und dann den vom Morde der Freier. Der Zauber des Homeriſchen Hexameters hat etwas überwältigendes, wie auf ſchäumenden Wogen fortgetragen ſieht man ſich in eine fremde Welt verſetzt, in der man ſchnell ganz heimiſch wird, ſo daß man für den Augenblick völlig vergißt, es gäbe noch eine andre. Wunderbare Geſchöpfe, dieſe Ilias und Odyſſee! ſie haben ein ſelbſteignes Daſein, das ſeinesgleichen nirgends findet. Weg mit den Nibelungen, weg mit Ferduſi, wenn von Homer die Rede iſt! Weder dichteriſch noch geſchichtlich können ſie mit dieſem ſich vergleichen. Das ganze Griechenthum ruht auf Homer, iſt von ihm durchdrungen. Wie hoch ſteht ein Volk, deſſen rohe Urzeit ſchon in ſolcher Bildung hervortritt! Genug, es iſt etwas Einziges, durch keine Be-

trachtung zu erschöpfendes, durch kein Urtheil zu erledigendes. — Ich las noch ein paar Gesänge der Erzählungen des Odysseus. —

Das Gewerbesteuer-Gesetz ist vom Herrenhaus mit Wiederherstellung des vom Abgeordnetenhause gestrichenen Satzes angenommen worden, muß daher nochmals an das Abgeordnetenhaus kommen. —

Montag, den 11. Mai 1857.

Der Kaiser von Oesterreich hat nun auch in Ungarn eine weitgreifende Amnestie verkündet, wobei er die Ereignisse von 1848 bedauert, aber nicht auf sie schimpft, sondern sie wirklich dem Vergessen übergeben will. Ist dies auch nur Klugheit, so ist es doch eine gute, richtige. Er wird in Ungarn überall mit großen Anstalten empfangen, aber es sind mehr die Großen, die ihren Prunk zeigen, als das Volk, das noch in den alten Gesinnungen verharrt. — Wann wird hier Amnestie kommen?!

Die Kreuzzeitung enthält heute Abend über die Anwesenheit des Prinzen Napoleon einen Artikel, der sehr freimüthig eine Art von Trotz ausspricht, mit dem ich sehr einverstanden bin. Ich verfluche den Louis Bonaparte, und seine ganze Sippschaft. Ein andermal verfluch' ich aber wieder die verruchte Kreuzzeitung. —

Dienstag, den 12. Mai 1857.

Das Herrenhaus hat den vom Abgeordnetenhause wieder hervorgestellten Satz des Gewerbesteuergesetzes abermals verworfen, und das Ministerium darauf den ganzen Gesetzentwurf

zurückgezogen. Der Landtag ist sodann durch den Ministerpräsidenten von Manteuffel im Auftrage des Königs geschlossen worden. —

Der Kaiser von Rußland hat seine Amnestie erweitert, besonders zu Gunsten der Polen. — In Oesterreich, so rühmen die Wiener Blätter, ist kein politischer Gefangener mehr! —

Der Prinz Napoleon hat vom Könige den Schwarzen Adlerorden bekommen. —

Als eine Merkwürdigkeit verdient erwähnt zu werden, daß jetzt an den Schaufenstern der Buchläden russische Bücher ausgestellt sind, und zwar in London mit schönen Typen gedruckte, früher nur einzelne, jetzt schon ganze Reihen; das neueste heißt „Gefängniß und Verbannung", der auf dem Titel Iskander heißende Verfasser ist der bekannte Herzen. —

Mittwoch, den 13. Mai 1857.

Zweistündiger Besuch des Geheimen Legationsraths von Gruner, eines der Leiter des Preußischen Wochenblattes. Er fragt mich um Rath wegen Ausdehnung, Umbildung, Nährung dieses politischen Unternehmens, er wünscht, daß ich demselben frischere jüngere Kräfte zuweise, rasche gewandte Arbeiter, die leicht auffassen und munter schreiben; aber wo finden sich solche? ich weiß keine; hier besonders nicht. Unter den Flüchtlingen wären wohl manche, aber wer kann die zurückrufen? und wie bald würden sie wieder ausgewiesen! Bei dieser Gelegenheit werden unsre allgemeinen Zustände durchgesprochen, ihre Trostlosigkeit nach allen Seiten offengelegt, das Ergebniß gezogen, daß unmittelbar jetzt gar nichts erwirkt werden kann, daß nur mittelbar auf Einsicht und Gesinnung hingearbeitet werden mag. Mancherlei wich-

tige Thatſachen und Bemerkungen kommen an den Tag; Hof, Militair, Landtagsverhandlungen. Eigenthümliche Stellung der Bethmann-Hollweg'ſchen Parthei, ſie iſt gemäßigt, loyal, dem König ergeben, der Rechten näherſtehend als der Linken, aber dem Könige, der Rechten, den Miniſtern verhaßter, als ſelbſt die Linke. Die Parthei iſt nur klein, man ſchließt ſich lieber den äußerſten Partheien an, als dieſer mittlern, die ſich kaum zu behaupten vermag. —

Die Preußiſche Korreſpondenz, ein Miniſterblatt, hat den Artikel der Kreuzzeitung über des Prinzen Napoleon Beſuch ſcharf getadelt, als unziemlich, dem Sinne der Regierung widerſprechend. Die Kreuzzeitung druckt dieſe Rüge heute Abend ihrerſeits ab, und begleitet ſie mit trotziger Erwiederung; „wenn der Artikel," ſagt ſie, „der Regierung durchaus mißfällt, ſo haben wir dagegen nichts einzuwenden."

Unter den höheren Militairperſonen bemerkt man eine ſtarke Zurückhaltung in Betreff des Prinzen Napoleon, und die große Zuvorkommenheit des Königs für ihn wird ſehr mißbilligt, macht einen überaus nachtheiligen Eindruck. Der ſchwarze Adlerorden, heißt es, hat wieder einmal recht an Werth verloren. —

Der König ſoll beim Leſen der Depeſche aus Wien, die ihm den neuen Amneſtie-Erlaß des Kaiſers zuerſt anzeigte, dieſelbe mit heftigem Grimm hingeworfen und allerlei ſchlimme Worte dabei gemunkelt haben. Er ſoll darin eine Nöthigung ſehen, gleichfalls eine ſolche Handlung ausgehen zu laſſen, und in der That glaubt man, daß etwas der Art nächſtens erfolgen werde. —

Nachträglich rufen alle Blätter, mehr oder minder, dem Herrenhauſe beim Scheiden Ehren- und Ruhmesworte zu, daß es ſich ſo gut gehalten, ſo ſtandhaft gezeigt habe. —

Donnerstag, den 14. Mai 1857.

Die Vossische Zeitung hat einen scharfen Artikel über Amnestie, der den König, wenn er ihn liest, nicht wenig ärgern wird. —

Prinz Albrecht, sehr reich, aber plötzlich baaren Geldes bedürftig, sah sich genöthigt, eine erste Hypothek von 38,000 Thalern, die er hier auf ein ansehnliches Haus besaß, zu verkaufen, und nach vielen Schwierigkeiten bekam er endlich 22,000 Thaler dafür! Freilich ist es eine schlimme Sache mit Hypotheken, und einiger Verlust dabei nicht immer zu vermeiden. Aber diesmal ist es denn doch zu arg, und des Prinzen Geschäftsführung muß in schlechten Händen sein! So werden Prinzen bedient! —

Georg von Vincke hat in Briefen sein Vergnügen bezeigt über die gute Haltung unsres eben geschlossenen Landtags, nur hätte er gewünscht, sie wäre noch strenger und in einigen Fällen folgerichtiger gewesen. Vor allem tadelt er, daß man nicht, wie es ächt parlamentarisch wäre, bei den Niederlagen der Minister auf deren Rücktritt gedrungen habe, und daß man so schwach gewesen sei den Namen der Opposition zu scheuen, da man doch die Sache in Wahrheit verübt habe. — Die Linke wünschte ihn oft zurück, besonders auch für höhere politische Fragen, die er allein die Geschicklichkeit und den Muth besitze mit der nöthigen Kraft zu verarbeiten. —

In Bremen ist der Senator Gildemeister zum Bürgermeister gewählt worden. Als früherer Redakteur einer bremischen Zeitung ist er vor Jahren in Baiern angeklagt und in contumaciam verurtheilt worden. Als Haupt einer Bundesregierung darf er sich im Gebiet einer andern nicht betreten lassen, ohne verhaftet zu werden! —

Freitag. den 15. Mai 1857.

Vom Prinzen Napoleon erfährt man nachträglich allerlei Besonderheiten. Er gilt für plump und derb, und hat manche Leute durch seine Aeußerungen empfindlich verletzt, auch bei der Königin soll er stark angestoßen haben durch ein allzu lebhaft ausgedrücktes Bedauern, daß sie keine Kinder habe. Nachdem er den schwarzen Adlerorden empfangen, erhielt er den Auftrag, dem Könige das Großkreuz der Ehrenlegion für den Prinzen von Preußen zu überreichen, und sagte dabei plump scherzend „celui-ci vaut bien l'autre". Ueberhaupt wirkte alles zusammen, den König durch diesen Besuch im Lichte eines Gedemüthigten erscheinen zu lassen, sowohl in dem, was er selber that, als in dem, was er leiden und ertragen mußte. Der Eindruck ist bis in die untere Volksklasse gedrungen, und giebt hier zu Spöttereien Anlaß, die der Staatsanwalt als Majestätsbeleidigungen verfolgen müßte; man erinnert an die schreckliche Leichenschau im Schloßhof am 19. März 1848, an das Unterducken vor dem Machtwort Rußlands, Oesterreichs, und die Neuenburger Sache, bei der doch jedenfalls das Ergebniß bleibt, daß der König das Fürstenthum verliert, muß auch herhalten. —

Sonntag, den 17. Mai 1857.

Dänemark scheint den österreichischen und preußischen Mahnungen einigermaßen nachzugeben, in Betreff Holsteins und Lauenburgs, und fürerst kommen die Sachen nun nicht an den Deutschen Bund. Es ist aber alles nur dummes Zeug, und auf keiner Seite wahrer Ernst. Die Diplomatik hat ihr Wichtigthun dabei, das ist alles. Die Erfolge werden die Tinte nicht werth sein. —

Auch mit Neuenburg kommt es nun zum Schluß. Die

Kreuzzeitung sieht darin den Sieg revolutionairer Zustände über das gute Recht. Der König hat von der Konferenz in Paris keine Abänderung erlangt, man hat ihm vorgehalten, daß er Unmögliches begehre. Aus Aerger und Großmuth wird er nun vielleicht gar noch auf die Geldforderung verzichten. Die Trakehner Pferde haben den Karren nicht aus der Pfütze gezogen. —

In seiner Zeitschrift „der Kompaß" erzählt Walesrode sehr anmuthig und scharf die Geschichte seiner Haft in Graudenz. —

Der Prinz Napoleon hat vom Könige schönes Porzellan und die Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen erhalten; letztere hätte man sparen mögen. Humboldt hat durch den Prinzen seine Ernennung zum Großoffizier der Ehrenlegion bekommen; wäre auch nicht nöthig gewesen! — (Er ist es schon seit 15 Jahren!)

Ein Spottgedicht auf den König läuft umher, worin ihm der klaterige Ausgang der Neuenburger Sache höhnisch vorgehalten wird. Man spürt den Abdrücken und dem Verfasser nach, bisher vergebens. —

Unsre Hofleute machen dem Prinzen Napoleon zwei wichtige Vor- oder vielmehr Nachwürfe. Erstens, er hat sich den Fürstlichkeiten und hohen Personen zweiten Ranges nicht vorstellen lassen, so daß diese gar nicht dazu gelangten mit ihm zu sprechen. Zweitens, auf dem Balle beim französischen Gesandten, als nach einer Stunde der König und die Königin sich entfernt hatten, ging der Prinz auch weg, obschon noch preußische und andere Prinzen und Prinzessinnen da waren. Daß das Gefolge des Prinzen Napoleon nicht ausreichend mit Visitenkarten versehen war, und mit dem Namen beschriebene Papierschnitzel aushelfen mußten, wird auch noch gerügt. Solcher Verbrechen würden preußische Hof- und Staatsleute sich nicht schuldig machen! —

Montag, den 18. Mai 1857.

Die Montagspoſt von Dr. Koſſak wieder ſehr gut, über das ruhige Verhalten des Volkes bei dem Beſuche des Prinzen Napoleon, niemand habe vive l'empereur gerufen, nur einige Straßenjugend in gewohnter Weiſe Hurrah. —

Der Pariſer Moniteur enthält eine Schilderung voller Lügen von den Vorgängen, die hier während des Aufenthalts des Prinzen Napoleon ſtattgefunden. Das vive l'empereur iſt erlogen, das Zuſtrömen der Mitglieder der franzöſiſchen Kolonie zur katholiſchen Kirche, um dort den Prinzen zu ſehen ꝛc. Der Berichter denkt wohl gar, die ſogenannten Réfugiés ſeien katholiſch. Bei dem Mittagsmahl in Charlottenburg ſoll der König die Geſundheit des Prinzen mit den Worten ausgebracht haben: „Je souhaite, que l'illustre famille, à laquelle appartient mon hôte, fasse longtemps le bonheur de la France, et que cette grande nation reste toujours l'amie de la Prusse!“ Hat der König dieſe Worte geſagt, oder nicht, jedenfalls wird es ihn ſchwer ärgern, daß ſie im Moniteur ſtehen. —

Dienstag, den 19. Mai 1857.

Von allen Seiten wird der König an Amneſtie gemahnt; er aber bleibt unempfindlich. Alle Blätter — mit Ausnahme der Neuen Preußiſchen Zeitung, verſteht ſich — reden von dem Unglück der Gefangenen, der Flüchtlinge, alle preiſen die Milde, das Vergeſſen, zeigen die politiſche Nothwendigkeit, — alles vergebens. —

Ein Litterat, Theodor Oelsner in Görlitz, hatte die Artikel der Kreuzzeitung über die Neuenburger Sache ſcharf durchgenommen, und ſollte ſich dabei der Majeſtätsbeleidigung ſchuldig gemacht haben, iſt aber vom Gericht in zwei Inſtanzen

freigesprochen worden. Von gewissen Seiten her wird jede Freisprechung solcher Art, ohne daß man den Fall näher untersucht, wieder als eine Majestätsbeleidigung angesehen, die bloße Anklage dient als Erweis der Schuld: —

In dem Prozesse gegen den Theaterunternehmer Deichmann ist es öffentlich an den Tag gekommen, daß die Protokolle der vom Polizeidirektor Stieber geführten Voruntersuchung den abgehörten Zeugen andre Aussagen in den Mund legen, als die von ihnen vor Gericht beschwornen. Anstatt dieser Fälschung auf den Grund zu gehen, hat der Präsident des Gerichts sie leichthin entschuldigt und beseitigt. Das Aergerniß ist dadurch nur um so größer. —

Mittwoch, den 20. Mai 1857.

In den Thiergarten gegangen zu Frau Bettina von Arnim, die zu sehen ich ein rechtes Verlangen hatte. Sie stand auf ihrem Balkon, ein gutes Zeichen fortschreitender Genesung, aber im Grunde ist dieser Fortschritt noch sehr klein, sie sieht leidlich gut aus, kann auch sehr munter sein, der ganze Zustand ist jedoch traurig. Sie bestand gleich darauf, wir müßten den Abend kommen, ließ kein Bedenken gelten, keine Unbestimmtheit. — Bettina denkt in Töplitz Bäder zu gebrauchen. Sie spricht von ihrem dortigen Zusammensein mit Goethe, dem Gedicht, das er ihr dort gewidmet; alles aber bleibt in gewissem Halbdunkel, besonders ist das Jahr unsicher, in welchem sie dort mit Goethe zusammen gewesen sein will. —

Abends gegen 8 Uhr mit Ludmilla zu Bettina von Arnim gefahren. Wir fanden sie im Saal. — Daß ihre Gesundheit theilweise wiederkehrt, zeigt mir die Wiederkehr ihrer Hochphantasieen. Sie vertraute mir, der Banquier Herr

von Magnus habe ihr gesagt, 200,000 Thaler für ihr Goethe-denkmal zusammenzubringen, sei ihm eine Kleinigkeit; fürerst aber habe er wegen Gicht nach Karlsbad reisen müssen! Sie sprach dann von Goethe, als wäre er nur der ihre, die Andern könnten ihn nur bewundern, nicht verstehen und fühlen. Der alte Kaiser Napoleon soll ihr einst im Vorbeigehen mit der Hand sanft über die Füße gestrichen haben, wo und wie blieb unerörtert. Der Italiäner Ceroni hatte ihr einst 1849 einen Dolch, der Mazzini'n gehört hatte, schenken wollen, ich rieth ihm davon ab, und erzählte es ihr nachher, sie weiß davon nur durch mich; aber das hindert sie nicht, mir zu sagen, Ceroni habe ihr einen Dolch von Lord Byron — ihr habe er gesagt, von Lord Byron — angeboten! —

Donnerstag, den 21. Mai 1857.

Mit Bettinen von Arnim hatte ich gestern doch auch ein tiefernstes Gespräch über Lebensalter, Weltansicht, Geistes-leben; ihre Gedanken und Gefühle haften sehr an dem Irdischen, Persönlichen, wissen sich davon gar nicht zu trennen. —

Die Spener'sche Zeitung enthält heute unter der Ueber-schrift „Berichtigung" ganz kurz die thatsächliche Angabe: „Der Wirkl. Geh. Rath Herr Alexander von Humboldt ist am 24. Sept. 1842 von dem König Louis Philippe, unter dem Ministerium des Herrn Guizot zum Grand officier de la Légion d'honneur ernannt worden." Ohne Zweifel kommt diese Berichtigung von Humboldt selbst. Ist nun die Sache, daß der Prinz Napoleon ihm den Orden überbracht, gar nicht wahr, oder hat man in Paris nicht gewußt, daß er schon hatte was man ihm geben wollte? —

Die Zeitungen erinnern wiederholt an die politiſchen Feſtungsgefangenen, und daß noch keiner amneſtirt worden! —

Sonnabend, den 23. Mai 1857.

Der Polizeipräſident von Zedlitz hat zu jemanden geſagt, der Polizeidirektor Stieber ſei anerkannt ein Taugenichts, aber ganz abſchaffen könne er ihn nicht, an einen andern Ort hin verſetzen könne er ihn, aber hier ſei er weniger ſchädlich als anderswo, hier habe er ein ſcharfes Auge auf ihn; es ſei zu bedauern, daß ein ſolcher Menſch in hoher Gunſt ſtehe. —

Sonntag, den 24. Mai 1857.

Beſuch vom General Adolph von Williſen. Mancherlei beſprochen. Den Prinzen Napoleon kannte er ſchon lange von Paris her. Nach Williſen's Ausſage war die Königin, obſchon anfangs nicht günſtig für ihn geſtimmt, doch ſchließlich zufrieden mit ihm, und wiederholentlich erklärte ſie, er ſei liebenswürdig, ſcharmant. Die Prinzen im Allgemeinen verhielten ſich zurückgezogen und kalt; beſonders nahmen ſie das frühe Weggehen des Gaſtes vom Ball des franzöſiſchen Geſandten übel. Vortheile des Verbundenſeins mit Frankreich für Preußen, letzteres hat ſeine größten Gewinne gemacht, wenn es mit Frankreich gut ſtand, in den beiden ſchleſiſchen Kriegen und nach dem Baſeler Frieden; die Nachwirkungen von Roßbach haben Preußen in einer falſchen Richtung fortgezogen, die zur Kataſtrophe von 1806 führte. (Hiergegen hab' ich doch ſtarke Einwendungen zu machen.)

Montag, den 25. Mai 1857.

Unfall des Feldmarſchalls Grafen von Radetzky, der in Verona in ſeinem Zimmer den Hals des Schenkelbeins gebrochen hat. —

Fünfzehnter Band des Geſchichtswerkes von Thiers. Gleich ganze Stücke darin geleſen. General von Williſen lobte das Buch, er iſt mit Thiers perſönlich gut bekannt, und meinte, man müſſe demſelben ſeinen Standpunkt als Franzoſe von vornherein zugeſtehen, was ich aber nicht in dem Maße kann, als es verlangt wird. Es kann einem heutigen Geſchichtſchreiber nicht erlaubt ſein, nur aus einſeitigen Quellen zu ſchöpfen, beſonders wo dieſe von der Art ſind wie die franzöſiſchen. Auch iſt der Stil ſchlecht, das Maſſenhafte zu breit geblieben, die Betrachtungsweiſe zu kühl, der Vortrag langweilig. Seinem Helden verſetzt er hin und wieder eins, und hat dabei wohl auch deſſen heutigen Nachfolger im Sinn; aber eine volle Gerechtigkeit, ein friſcher, ſittlicher Unwillen iſt von dem Autor nicht zu erwarten. Auch iſt er in Einzelheiten, auf die er doch ſo großen Werth legt, daß er die Verwechslung eines Regimentes mit dem andern für eine ſchwere Nachläſſigkeit hält, gar nicht ſo genau, wie er es doch ſein will. Zum Beiſpiel ſagt er, der König habe bei ſeinem Weggehen von Berlin im Frühjahr 1813 den Grafen von der Goltz als einzigen Miniſter zurückgelaſſen, in der damaligen Regierungskommiſſion waren aber noch zwei andre Miniſter, Fürſt von Wittgenſtein und Herr von Kircheiſen, und zwei Miniſterialvorſtände, und von allen fünf Leuten war Goltz der unwichtigſte. Dann erzählt er die Niederlage bei Lüneburg als ſei ſie der Aufregung in Hamburg und dem Einzug der Ruſſen in dieſe Stadt vorangegangen, da ſie doch ſpäter erfolgte, und manches andre der Art, was an ſich nicht weſentlich iſt, aber doch nicht in der Ordnung. Nenne man das aber nicht mehr franzöſiſche Flüchtigkeit, ſeitdem deutſche

Flüchtigkeit so viel weiter ging, und der berühmte Schlosser die beiden Thomasius verwechseln und die Schlacht von Züllichau für eine gewonnene ausgeben, und sich darauf sogar mit der Behauptung vertheidigen konnte, es sei im Grunde gleichviel! —

Dienstag, den 26. Mai 1857.

Die Zeitungen melden, daß der Graf von Hahn, der theaterſüchtige, am 21. in Altona nach längerer Krankheit geſtorben. Er war der Vater der katholiſch gewordenen Gräfin Ida, und ein ſeltſames Gemiſch von einander widerſtrebenden Eigenſchaften, im Gemeinen ein Höheres ſuchend, und das Höhere in's Gemeine ziehend, in der Erſcheinung ein luſtiger Bruder. —

Im Morgenblatte ſtehen leſenswerthe Nachrichten über das weimariſche Theater unter Goethe's Leitung, aus ungedruckten Denkwürdigkeiten von Karl Eberwein. —

In Thiers weitergeleſen. Seine kalte, den Schein der unpartheilichen Erwägung tragende Partheilichkeit wird mir ſtets unerträglicher, reizt mich bis zur Erbitterung. Von den aus Rußland zurückgekehrten Trümmern der großen franzöſiſchen Heeresmacht ſagt er, die jammervollen Kranken, Verwundeten, Halberfrornen, hätten in Preußen keine Zuflucht gefunden, man habe ihnen alles verweigert, „même à prix d'argent“. Das iſt, in wenig Zeilen wie im Vorübergehen ausgeſprochen, die ungeheuerſte Verläumdung; auf dem ganzen langen Zuge von Tilſit bis Berlin haben dieſe Tauſende von Unglücklichen, in einem Lande, das von dem ſtolzen Heereszug ſechs Monate früher ausgeplündert, ausgeſogen, mit Willkürgewalt mißhandelt worden, ſowohl von den Behörden als von den Einwohnern alle Hülfe und Pflege erhalten, die man zu

leisten noch im Stande war. In Berlin, dessen Thiers besonders erwähnt, hab' ich es mit eignen Augen gesehen, wie die gutmüthigen Bürger, und hauptsächlich die Frauen, mit Labung aller Art an die Wagen herantraten, auf denen die Elenden lagen, Speisen und Getränke austheilten, Leinwand zu frischen Verbänden, Stroh, wollene Decken. Auch an freundlichem Zuspruch ließ man es nicht fehlen, das Mitleid überwog alle andern Gefühle, die Menschlichkeit vergaß in den Wehrlosen, Leidenden den verhaßten Feind. In der Behrenstraße, im Magnus'schen Hause, war eine Art von Kommandantur eingerichtet, die hauptsächlich damit zu thun hatte, die Unglücklichen unterzubringen oder weiterzuschaffen; täglich kamen ganze Züge von Wagen hier an, hielten stundenlang im rauhsten Wetter, bis ihre weitere Bestimmung entschieden war; manche Soldaten kamen auch zu Fuß mit, hinkten mit erfrornen Füßen, in Lumpen gehüllt, erschöpft, sie lagerten sich auf der Straße, in den Hofräumen, auf den Hausfluren, die Luft verpestete sich von dem Gestank, der all dies Elend begleitete. Unsre Berliner Frauen und Mädchen trotzten allem Ekel, aller Gefahr der Ansteckung, sie leisteten alle Hülfe, die irgend möglich war. Ich hab' es mit eignen Augen gesehen! Rahel wohnte in der Behrenstraße 48, das Magnus'sche Haus ist 46. Auch Dore bewies sich damals so thätig und hülfreich, wie bald nachher in Prag. —

Von dem wichtigen Gefecht bei Luckau, wo General von Bülow die Franzosen schlug und ihnen den Weg nach Berlin abschnitt, sagt Thiers kein Wort! —

Mittwoch, den 27. Mai 1857.

In Kassel sind gegen die schon zu Zuchthaus- und Gefängnißstrafen verurtheilten Prof. Bayrhofer und Dr. Kellner neue Strafen ausgesprochen worden. Nun ja, dort in Kassel! —

Nachricht aus Paris, daß die Neuenburger Sache zu Ende gekommen. Der König ist drum, und auch die Million Franken Entschädigung ist gestrichen. Das ist das Ergebniß des angestifteten Putsches, der großsprecherischen Drohungen, des Pochens auf das Recht, der Kriegsrüstung von 150,000 Mann! Jämmerlicher Ausgang, der im ganzen Lande das Ansehn des Königs herabsetzen muß! Die Gleichzeitigkeit dieses Nachgebens mit dem Besuch des Prinzen Napoleon läßt die Selbstständigkeit und Macht Preußens in zweifelhaftem Lichte sehen. Manche bedauern den König wegen der Demüthigung, viele gönnen sie ihm. Man sagt, die Minister hätten eine stille Schadenfreude, daß dem Könige diese Sache mißlungen sei, die er ohne und dann wider ihren Rath unternommen habe. —

Abends fuhren wir zu Frau Bettina von Arnim. Wir fanden die Schwester dort, Frau Ministerin von Savigny, die sehr freundlich und gesprächig war. Die drei Töchter kamen und gingen, die Frau Gräfin von Oriola fuhr bald nach Hause. Ein Verwandter aus Frankfurt am Main, Herr von Schweizer, Fräulein Armgart und Fräulein Gisela sehr artig und gut, es ging lebhaft her, ohne daß Störendes sich einmischte. Bettina lachte oft ganz herzlich, und schien im Ganzen ruhiger und zufriedner als sonst. Sie läßt sich täglich magnetisiren, wie es scheint mit einigem Erfolg. Wir blieben bis halb 11 Uhr, und wurden mit der eifrigsten Mahnung entlassen, bald wiederzukommen. —

Thiers hat wenigstens die Billigkeit, die That des Generals von Yorck nicht als die trahison du général Yorck zu be-

zeichnen. Aber er entschuldigt sich deßhalb bei seinen Landsleuten, und sagt in seinen etwas sonderbaren Wendungen: „Pour moi, qui écris ces tristes récits, je suis Français, et j'ose le dire, Français profondément attaché à la grandeur de mon pays, et cependant je ne puis, au nom même des sentiments que j'éprouve, exprimer un blâme pour ces patriotes allemands, qui, servant à contre-coeur une cause qu'ils sentaient n'être pas la leur, revenaient à la cause qu'ils croyaient être celle de leur patrie, et qui malheureusement l'était devenue par la faute du chef placé alors à notre tête." — Bei jeder Gelegenheit sonst ist er prahlerisch und partheiisch für die Franzosen, und wo von der Truppenzahl die Rede ist, hat er nichts als die französischen Angaben und die Lügen der französischen Bulletins sind ihm zuverlässige Wahrheiten. Die Kosaken der Obersten Tettenborn und Tscherniscbeff nimmt er wiederholt als 10,000 an; in Wahrheit hatten sie zusammen kaum 2000! —

Donnerstag, den 28. Mai 1857.

In Schwerin völlige Begnadigung der bisher halbbegnadigten politischen Gefangenen, Opfer der Hinckeldey'schen Polizei. —

Der Lehrer Gercke, freigelassen auf die Bedingung nach Amerika auszuwandern, mußte vorher nachweisen, daß er die Mittel zur Reise besitze. Man brachte schnell 200 Thaler für ihn zusammen. Dann war ihm vorgeschrieben, an einem bestimmten nahen Tage mit einem benannten Schiff abzureisen, und es unterblieb nur, weil auf dem Schiffe kein Platz mehr zu haben war. Er wurde von der Polizei scharf befragt und mußte alle Personen namhaft machen, die er hier besuchen

wolle, und er nannte sie alle, anstatt zu sagen, unter diesen Umständen würde er niemand besuchen als seine nächsten Verwandten. Er wurde auch mit augenblicklicher Wiederverhaftung bedroht, falls das geringste vorfiele, was ihn bloßstellte, er möchte nun selber daran schuld sein oder andre! Ein rauhes, barbarisches Benehmen gegen den Unglücklichen, der übrigens von unglaublicher Sorglosigkeit ist! Sein Schicksalsgefährte Levy hat sich geweigert nach Amerika auszuwandern, und bleibt deßhalb in Haft. —

In Thiers weitergelesen, und noch vieles Falsche, Entstellte gefunden. Er wiederholt immerfort moralisirende Betrachtungen gegen den unmäßigen Ehrgeiz, der sich selber zu Grunde richtet. Diese trivialen Lehren stehen ihm schlecht zu Gesichte, und der Staatsmann schwindet darin zu einem philiströsen Schulmeister ein. In andern Fällen ist er Weltmann genug, auch über das größte Unrecht, den schmählichsten Mißbrauch der Gewalt, leicht hinzugehen! —

Freitag, den 29. Mai 1857.

Endlich eine vernünftige, billige Stimme über den Briefwechsel zwischen Gentz und Adam Müller, in den Gränzboten, von Julian Schmidt; doch fühlt man, daß der Beurtheiler noch ganz außerhalb des Lebenskreises steht, den er bespricht; er sieht nicht die Wichtigkeit, die vieles in diesem hat, was der Briefwechsel mittheilt. — Von Wiesel ist auch die Rede, die Angabe jedoch, seine Schwester sei die Geliebte des Prinzen Louis Ferdinand gewesen, ist wieder eine Unrichtigkeit, die vermieden werden konnte; seine Frau war es. —

Fräulein Klärchen Steffens schickt mir ihre eben im Druck erschienene Uebersetzung aus dem Norwegischen, die Tragödie Salomon de Caus, von A. Munch. —

Lebhafte Vorgänge in Brüſſel, im Parlament und auf der Straße; heftige Vorwürfe, die der kirchlichen Parthei gemacht werden, deren Schändlichkeiten offen ausgeſprochen werden. Die Kreuzzeitung ſpricht freilich von Janhagel, Geſindel ꝛc. aber der gebildetſte, der ehrenhafteſte Theil der Bevölkerung jauchzte den Angriffen Beifall. —

In Paris giebt es auch allerlei Zeichen von Unzufriedenheit; im Theater wird ein Aufruf an das franzöſiſche Volk maſſenweiſe ausgeſchleudert; Prozeß gegen eine geheime Geſellſchaft des francs-juges; Wahlbewegungen ꝛc. —

Herr Esquirou de Parieu iſt zum Guverneur der franzöſiſchen Bank ernannt worden. —

Sonnabend, den 30. Mai 1857.

Brief und Sendung von Herrn Karl Eck; er ſchickt mir ſein Gedicht — in acht Geſängen — „der verlorene Sohn“. Das Buch wurde während des Drucks von der Polizei weggenommen, nach einiger Zeit wieder freigegeben, dann fertig geworden auf's neue weggenommen, und dann abermals freigegeben, nun wohl ſchließlich. —

In Brüſſel erneuerten ſich die unruhigen Auftritte, auch vor Herrn Rothomb's Wohnung fanden Bezeigungen des Unwillens Statt; er hat ſie verdient, denn er iſt der Freiheitsſache mehr und mehr abgeneigt geworden, aus ſelbſtſüchtigen Antrieben, um ſich bei den Gewalten des Tages beliebt zu machen. Die Unruhen in Brüſſel werden keine großen Folgen haben, allein ſie ſind bedeutende Zeichen von der Stimmung der Menſchen, und was für Geſinnungen unter der Hülle, welche die Regierungen gewaltſam und liſtig ausgebreitet, verborgen liegen, zum Ausbruche bereit, wenn einſt wieder deſſen Stunde ſchlägt. In Brüſſel gilt übrigens der König und

überhaupt Hof und Regierung nicht als freiheitsfeindlich, ihm werden Huldigungen dargebracht, und nur das Pfaffenthum angegriffen. —

Der König hat Herrn von Reumont aus Florenz wieder hieher berufen, wahrscheinlich soll er ihn wieder nach Marienbad begleiten. Daraus läßt sich nicht eben Erfreuliches erwarten; der Einfluß, wenn auch an sich nur klein, kann keine gute Richtung haben, der Einfluß eines pfäffisch gesinnten Augendieners! —

Ein junger Russe glaubt mir die angenehmste Schmeichelei für Preußen zu sagen, indem er versichert, man denke jetzt in Rußland sehr gut von Preußen, und sogar vom Könige, denn man rechne es uns hoch an, standhaft neutral geblieben und nicht auch Feinde Rußlands geworden zu sein; früher sei das anders gewesen, alle Welt habe in den Ton des Kaisers eingestimmt, der kein größeres Vergnügen gehabt, als über den König seinen Schwager zu spotten und zu schimpfen; nur ganz zuletzt habe Nikolaus gefühlt, daß er darin zu weit gegangen sei. (Der Kaiser machte sich am meisten darüber lustig, daß der König ein Kunstkenner, ein Förderer der Wissenschaften, ein gebildeter Geist sein wolle.) —

Pfingstsonntag, den 31. Mai 1857.

Unsre Zeitungen sprechen wiederholt von Amnestie; die Volkszeitung in beweglichster Weise, die aber, wie jede andre, nichts ausrichten wird! Sie hebt die Unwürdigkeit hervor, von den Begnadigten erst Bittgesuche und Reuversicherungen zu verlangen. Ein englisches Blatt faßt die Sache von andrer Seite, und fragt, ob denn das Volk schon Amnestie für die meineidigen, verrätherischen Fürsten gewähren wolle? es räth, sich nicht damit zu übereilen! —

Ein ruhiger stiller Tag, wir gingen nicht aus, und es kam kein Besuch, keine Botschaft. Doch gab es keine Viertelstunde, die nicht wäre thätig ausgefüllt gewesen. Keine Spur von Langeweile, im Gegentheil! Ich hatte mancherlei aufzuschreiben, viel zu überdenken. Der Abend kam heran, ehe wir's uns versahen; nach dem Thee spielten wir Schach. —

Das Gedicht „Der verlorene Sohn" von Karl Eck — der wahre Name ist aber Julius Levy junior — in Einem Athem durchgelesen. Ein merkwürdiges, sonderbares Erzeugniß, mit dem ich noch nicht auf dem Reinen bin. Talent und Kraft fehlen nicht, aber Anlage und Gang sind nicht fest und klar; man ist überrascht und verwundert, wie diese Sachen hier zusammengebracht sind, und zwar in achtzeiligen Stanzen. —

In Elberfeld ist eine Nummer der Times gerichtlich angeklagt und verurtheilt worden, wegen der Schmähungen und Spöttereien, die sie gegen den König enthält, der in der Neuenburger Sache als der Geprellte, von diplomatischen Höflichkeiten Gefoppte dargestellt wird. Auch österreichische Blätter machen sich über den Ausgang der Sache lustig. In der Schweiz und in Süddeutschland giebt es Zerrbilder. In Paris wird dergleichen nicht geduldet, denn Louis Bonaparte, sagt man, wolle den König noch nicht enttäuschen lassen, sondern ferner als dupe behalten! —

Verschiedene Behörden, der Magistrat von Berlin, die Direktoren der Gymnasien ꝛc. sind höheren Ortes aufgefordert worden, ihre öffentlichen Mittheilungen, Berichte ꝛc. vorzugsweise dem Ministerblatte „Die Zeit" einzureichen. Die andern Blätter wollen solche Bevorzugung bestreiten; sie wird aber ohne Zweifel durchgesetzt werden. —

Die außerordentlichen Jahrgehalte und sonstigen Vortheile — Macht, Einfluß, Ansehn — welche jetzt mit gewerblichen Anstellungen — sei es bei großen Gesellschaften oder einzelnen

Unternehmungen — verbunden sind, erregen bei den Staatsmännern ernstliches Nachdenken. Bisher war es in Preußen das höchste Loos irdischen Gedeihens, Generallieutenant oder Staatsminister zu werden, und dies fiel den Begünstigten immer nur in reifern Jahren. Jetzt giebt es Privatämter, in denen ein jüngerer Mann, Techniker oder sonst Geschäftsmann, gleich im Beginn Einkünfte von 5, 8 bis 10 tausend Thalern erhält, ja Herr von Unruh soll sich auf jährlich 20 tausend stehen, und noch größere Besoldungen und Gewinne stehen in Aussicht. Man fragt, ob es nicht bald dahin kommen werde, daß die vornehmsten Leute ihre fähigern Söhne dieser neuen Laufbahn zuwenden werden, und nur die unfähigern dem Staats- und Kriegsdienste vorbehalten? Ob daraus nicht ein tiefes Sinken für den Staat zu befürchten sei? — Neulich sagte ein General: „Ich bin noch so dumm gewesen, meine Söhne der Militairlaufbahn zu widmen, sie aber werden hoffentlich klüger sein." —

Pfingstmontag, den 1. Juni 1857.

Gestern Abend kam Herr Boris von Uexküll der jüngere, gestern von St. Petersburg hier eingetroffen. Sehr umsichtig und sachkundig ertheilt er Auskunft über die dortigen Verhältnisse. Herr von Meyendorff ist in einer unbedeutenden Anstellung untergebracht, bei seinem rasenden Ehrgeiz eine harte Strafe für ihn; dem Anschein nach ist er ganz in Naturstudien versenkt, und er preist diese als das größte Glück! Wie gern vertauschte er dies aber mit seinem ehemaligen Gesandtschaftsposten! — Graf Bludoff steht in seinem wohlverdienten Ansehn. — Die meisten Minister unbedeutend und nur einstweilig angestellt, um heranreifenden Günstlingen den Platz zu verwahren. — Schwierigkeiten wegen der Leib-

eigenschaft, sie kann nicht länger bestehen, und niemand weiß Rath, wie die Zustände gesetzlich einzurichten sein möchten. — Grüße der achtzigjährigen Geheimräthin von Uexküll, der klugen und feinen Frau. — Vorliebe der Russen für Preußen, jetzt! —

Dienstag, den 2. Juni 1857.

Besuch von Herrn Dr. Michael Sachs. Er ist immer angeregt und anregend, das Gespräch sinkt nie mit ihm, Kenntnisse und Gedanken in gutem Bunde. Merkwürdige Betrachtungen über das Judenthum, das Christenthum lehre ihn moralisch nichts Neues, alles habe er schon im Judenthum, reiner, gesünder, kernhafter, ohne die alles verderbende Zuthat eines Persönlichen, das mehr als menschlich sein soll. Moses sei den Juden nur ein Mensch, sei ihresgleichen. Ueber Schelling und seine Lüsternheit nach Hebräischem, nach Kabbala. Ueber beide Humboldt, voll Ehrerbietung und Bewunderung. Auch ihm ist das Buch von Haym über Wilhelm von Humboldt als ein lebloses erschienen, eine fleißige Kritik geistiger Erscheinungen, der Mensch, der sie trägt, ist nicht zu sehen. —

Folgen der Aufregung in Belgien, die parlamentarischen Verhandlungen vertagt. Dem Könige und seinem Hause ruft das Volk Lebehoch, der Angriff geht nur gegen die Klerisei, ihre Herrschsucht, ihre Mißbräuche. Auch in Antwerpen, Gent, und besonders in Lüttich freisinnige Bewegung. —

In Frankreich Possenspiel der Wahlen. Der — Louis Bonaparte thut so, als gäbe er die Wahlen frei, pocht auf die Millionen, die für ihn gestimmt haben, erläßt aber Weisungen an die Präfekten, keine Kandidatur zu dulden, die mit aufrührischen Bezeigungen verbunden ist; da hat die Willkür

freieſten Spielraum. Für jede Wahl ſtellt die Regierung ihren Kandidaten öffentlich auf! —

Komiſches Wort, auf die Bemerkung: „Du thuſt mir ſehr Unrecht!“ wird erwiedert: „Noch lange nicht genug!“ —

Mittwoch, den 3. Juni 1857.

Beſuch von Herrn Endrulat aus Hamburg; ein hübſcher junger Mann, der gleich für ſich einnimmt. Ueber die ſchleswig-holſtein'ſche Sache, ihren unklaren Verlauf, ihr klägliches Ende. —

Der — in Frankreich möchte gern, gleich unſerer Kreuzzeitungsparthei, die Unruhen in Belgien dazu benutzen, die dortige Freiheit zu verunglimpfen und wo möglich beſchränken zu laſſen. Er hat ſeinen Unwillen geäußert, ſeine Hülfe angeboten, die man nicht will noch braucht. Die knechtiſchen Blätter ſprechen alle bedauernd von der Schwäche der belgiſchen Regierung, weil ſie nicht gleich darein haut und ſchießt; im Gegentheil, ſie zeigt ihre Stärke in ihrer Beſonnenheit und Ruhe; die Angriffe ſind auch gar nicht gegen ſie gerichtet, ſondern gegen ihre eigentlichen Feinde, die katholiſche Geiſtlichkeit und ihren Anhang. Der Sturm gegen dieſe Parthei ſcheint aber im Volk allgemein und längſt vorbereitet geweſen zu ſein, ſie hatte zu frech und übermüthig ihre erſchlichene Herrſchaft zu niedrigen, habſüchtigen Zwecken mißbraucht. Die Sache ſelbſt iſt allerdings keine bloß belgiſche, ſondern eine ganz Europa betreffende, aber in Paris ſollte man ſich hüten, ſie als ſolche behandeln zu wollen, es könnte da mehr zur Sprache kommen, als den Gewalthabern lieb iſt. —

Großes Unglück im Hauenſteiner Eiſenbahn-Tunnel! Ueber fünfzig Verſchüttete, viele beim Hülfeverſuch Erſtickte! Angeſtrengte Arbeit, und wenig Hoffnung! —

Das gestrige und das heutige Fremdenblatt zeigen Schaaren von Russen an, die hier eintreffen, die neue Reisefreiheit wird ungeheuer benutzt. —

Am 2. starb hier in ihrem 91. Lebensjahre Frau Johanna Hartmann geb. Fichte, einzige Schwester des großen Philosophen, die ihm auch ähnlich gesehen haben soll. Sie lebte in der Familie ihres Schwiegersohns, des Inspektors Rammelsberg am zoologischen Museum. Ich habe nie von dieser Schwester etwas gewußt; sie nie von ihrem Neffen, dem Tübinger, noch von Fräulein von Kalb nennen hören. —

Donnerstag, den 4. Juni 1857.

Gleich nach dem Essen kam der Oberst-Mundschenk von Arnim (Pitt) zu mir. Er ließ sich führen, und schlich und stolperte langsam herein, meinte aber, es ginge seit einigen Tagen merklich besser. Gestern hat er auch zum erstenmal seine Schwägerin Bettina seit ihrem Unfall wiedergesehen, sie wollte bis dahin niemals ihn annehmen. Ihr Anblick hat ihn ganz erschreckt, ihr weißes Haar statt des früher braun und öfters röthlich gefärbten, befremdete ihn am meisten. — Er sagt mir, zum Sterben sei er ganz bereit, fürchtet aber jedesmal das Einschlafen, weil das Wiedererwachen einmal ausbleiben könne; ohne Gesellschaft aber schläft er leicht ein, und will daher immer Personen um sich haben, mit denen er sich unterhalten kann, er erzählt gern, weiß alte Sachen ganz genau, hört auch alles gern an, was man ihm mittheilt; von Zeit zu Zeit Exzellenz angeredet zu werden, genügt ihm schon. Seinen hohen Rang hält er sich gern als Spiegel vor, in welchem er sich überaus gefällt. Gebrechlich wie er ist, macht er alle Hofsachen mit, schleppt sich täglich in's Theater, ißt an guten Tafeln zu Mittag ꝛc. Der ächte zähe, stand-

haste Hofmann, mit so viel Bildung und feiner Sitte wie wenige! —

Freitag, den 5. Juni 1857.

Herr von Reumont ist aus Florenz hier schon eingetroffen, und soll den König nach Marienbad begleiten. Er ist nicht wenig stolz auf diese Auszeichnung, möchte aber doch lieber, daß ihm ein Theil der Ehre als baares Geld ausgezahlt würde. —

„Memoiren des Generals der Infanterie Ludwig von Reiche. Herausgegeben von seinem Neffen Louis von Weltzien, oldenburgischem Hauptmann. Leipzig, 1857." 2 Bände. 8. Ich kenne sie längst, der Abdruck scheint dem Manuskripte gemäß, nichts weggelassen, nichts zugesetzt. In einer Anmerkung wird der Brief Müffling's mitgetheilt, worin dieser Reiche'n versichert, Bülow selber habe ihm vertraut, Reiche sei derjenige gewesen, der den Entschluß bei Groß-Beeren auch ohne Befehl den Feind anzugreifen, hervorgerufen. Schon in früheren Blättern habe ich angemerkt, daß die Angabe Müffling's von ihm nur erlogen sei; es ist nicht denkbar, daß Bülow, der für Müffling nur Haß und Verachtung hegte, mit ihm je so vertraulich gewesen, um ihm etwas zu sagen, was noch dazu seinen eignen Ruhm schwächte. Müffling hat Reiche's Eitelkeit benutzt, um diesen mit Bülow in Nebenbuhlerschaft zu stellen, und dem letztern, den er seinerseits grimmig haßte, den Ruhm zu beschnitzeln. — Von den Zeitgenossen glaubt es keiner, was Reiche hier mit Müffling's Zeugniß erhärten will! —

Sonnabend, den 6. Juni 1857.

Louis Bonaparte fühlt seine Lage; wegen der Unruhen in Belgien, die nur gegen die Uebergriffe der Geistlichkeit gerichtet sind, will er 70,000 Mann Beobachtungstruppen an der Gränze aufstellen! Das böse Gewissen zeigt sich; er ist mit der katholischen Geistlichkeit eng verbunden, und weiß recht gut, daß der Volksgeist im Allgemeinen diese Verbindung verwirft. —

Der elende Granier de Cassagnac hat die freche Behauptung aufgestellt, dem Präsidenten Louis Bonaparte sei ein Staatsstreich zum Behuf der Diktatur auch von Changarnier, von Thiers, von Falloux ꝛc. angerathen worden. Changarnier hat ihn auf's kräftigste Lügen gestraft und die Beschuldigung abgewiesen.

Einige Invaliden haben hier das traurige Vorrecht, an bestimmten Stellen im Thiergarten mit Drehorgeln (Leierkasten) zu stehen, und den Vorübergehenden durch ihre kläglichen Töne ein Almosen abzulocken. Dieses Aergerniß wird nun aufhören, den Invaliden — meist Verstümmelte — soll ein zu ihrem Unterhalt ausreichendes Jahrgeld ausgeworfen werden. Die Melodieen, die sie auf ihren Walzen hatten, waren polizeilich bestimmt! Nichts Heitres, Volksmäßiges war darunter! —

In Minden ist die lästige Prüfung der Reisenden auf dem dortigen Bahnhof, über die jederman klagte und die zu gar nichts nützte, endlich abgestellt worden. Der übelberüchtigte Präsident Peters dort hat wiederholte Befehle deßhalb empfangen müssen; jetzt aber will er sich die Ehre davon beimessen, doch niemand glaubt ihm. —

Man spricht von außerordentlicher Einberufung des Landtags, um dem Prinzen Friedrich Wilhelm bei seiner Vermählung eine angemessene Dotirung festzusetzen. Diesen Anlaß hofft man benutzen zu können, um die längst und sehnlichst

gewünschte Vermehrung der Zivilliste des Königs zu bewirken. Der König verlangt dies heftigst, die Minister aber fürchten sich diese kitzliche Sache in die Hand zu nehmen. —

Herr von Reumont hatte in Rom auf Befehl des Königs Unterhandlungen angeknüpft, um zwischen dem preußischen protestantischen Johanniterorden und dem in Rom noch fortbestehenden katholischen eine Verbindung herzustellen. Dies konnte für die protestantischen Johanniter gefährlich werden, ist aber zum Glück ganz gescheitert. Unsre Edelleute sind froh darüber; sie fanden das ganze Unternehmen unberechtigt und unwürdig; der katholische Johanniterorden ist seit langer Zeit käuflich, für 100 Dukaten kann jeder hinein, der katholisch und adlich — oft nur angeblich adlich — ist. Die Römer forderten gleich zuerst, daß der hiesige Johanniterorden sich den Katholiken öffne, wollten aber keine Gegenseitigkeit zugestehen. — Dergleichen nutzlose Liebhabereien werden bei uns zu den wichtigsten Staatsgeschäften! Preußen wimmelt von solchen Allotrien; Bisthum Jerusalem, Neuenburg, Jahdebusen, Schwanenorden ꝛc. —

Der König hat in der Heiligengeiststraße den abhanden gekommenen „Neidkopf" wieder auffinden, ankaufen und dem Eigenthümer des Hauses, an das er ursprünglich gehört, wieder zustellen lassen; er prangt nun wieder über der Hausthüre. —

Sonntag, den 7. Juni 1857.

Schlechte Nacht, viel Husten. Wieder die alten Träume vom ärztlichen Lebensberuf und verspäteten Studien; ich mußte mir im Traume nach und nach die Wirklichkeit zusammentragen, um jenes Wahnbild zu beseitigen. —

Geschrieben. Notizen zu einem litterarischen Aufsatze

zuſammengeſtellt, über die romantiſche Schule, deren Perſönlichkeiten und geſellſchaftliche Wirkſamkeit, „revolutionairer Anfang, höfiſcher Schluß“. In Heine, der anfangs ihr Zögling war, aber ihre Wendungen nicht mitmachte, bekam ihr Schluß wieder einen revolutionairen Nachzug. Ein reiches Thema! Einige Monate ſtillen Landaufenthaltes und leidlicher Geſundheit, und die Sache iſt fertig! —

In Fichte's Leben geleſen, — ein ſo gutes, liebes Buch — mit einigen Nachhülfen könnte es ein ganz vortreffliches ſein! Bei Franzoſen und Engländern würde daſſelbe durch neue Auflagen längſt ein ſolches geworden und allgemein verbreitet ſein. —

Wunderbar! Sachen, die uns vor vierzig, dreißig Jahren den größten Reiz hatten und die angenehmſte Würze dünkten, erſchienen mir heute ganz abgeſtanden und ſchal! Ich hatte nach Börne's Schriften gegriffen, in der Meinung ergötzliche, friſche Unterhaltung zu finden, aber mit jeder Seite mehr wuchs meine Enttäuſchung! Ich konnte das widrige Gefühl nicht lange ertragen, und mußte das Buch mit größter Verſtimmung weglegen. Ich kann mir doch wohl erklären, wie der Eindruck von heute dem früheren ſo ganz entgegenſteht. Börne gehörte dem Tage, dem Tage mit allen Verhältniſſen und Bedingungen deſſelben an, was er ſagte, traf dieſe Zeitumſtände, war dieſen gemäß, ihnen entrückt, hat es nichts Treffendes mehr, im Gegentheil erſcheint nur noch das Unreife, Wegfallende, Ueberbotene, und dazu noch ein größeres, nicht auszugleichendes Uebel, nämlich man merkt, daß Börne ſelber in ſeiner kurzen Laufbahn ein andrer wird, als der er zuerſt war; anfangs zeigte er edlen Ernſt, friſche Theilnahme des Herzens, Sinn für's Allgemeine, nach und nach wird daraus bittres Mißwollen, dünkelhafte Selbſtſucht, freche Willkür. Ein ſittlicher Kern fehlt zuletzt ganz und gar. Ganz verkehrt ſind die Urtheile, die zuletzt über Börne und

Heine von den Schriftstellern gefällt wurden; in Börne wollten sie strenge Tugend verehren, in Heine den Mangel derselben beklagen; ganz umgekehrt! Heine hat bis zuletzt einen tiefen sittlichen Kern gehegt, Börne ihn frivol weggeworfen, wie seine Verachtung Deutschlands, seine Schmähung Goethe's, seine Eitelkeit und Willkür zeigen. Ich machte beim Lesen diese bittre Erfahrung, daß der einstige Lieblingsschriftsteller mir nichts mehr ist. Ich möchte, daß auch Andre diese Probe anstellten! —

Montag, den 8. Juni 1857.

Nachmittags zwei starke Knalle hintereinander. Man erfuhr noch Abends, daß das Laboratorium des Feuerwerkers Dobermont in der Kirschallee vor dem Oranienburgerthor aufgeflogen, und außer dem Feuerwerker noch drei Menschen dabei umgekommen sind. —

In Belgien ist der Justizminister Alphons von Rothomb einer der heftigsten Eiferer für die Pfaffenpartei. Der hiesige belgische Gesandte gleiches Namens — ich weiß nicht, ob ein Bruder oder Vetter von jenem — dient ihr nicht minder, und macht sich bei den katholischen Leuten beliebt, während er bei den protestantischen wieder freisinnig thut. — Verächtliches Diplomatenpack! —

Dienstag, den 9. Juni 1857.

Der König nach Marienbad abgereist, die Königin nach Töplitz. —

Die Unruhen in Belgien beschwichtigen sich schon; das Wohlthätigkeitsgesetz, d. h. die Ueberweisung aller Hülfsmittel

an die Geiſtlichkeit, wird zurückgezogen, was freilich von den Leuten der Gewalt als eine große Schwäche, als ein Nachgeben der ſchlimmſten Art bejammert und angeſchuldigt wird. Die franzöſiſche Drohung, an der belgiſchen Gränze Truppen zu verſammeln, wird auch ſchon wieder geläugnet. Für den Augenblick will man alles gut ſein laſſen. Zum Herbſt wird die glimmende Aſche wieder Funken ſprühen. —

Mittwoch, den 10. Juli 1857.

Ausgegangen mit Ludmilla. Zur Ausſtellung der Gemählde des verſtorbenen Mahlers Krüger, im Akademiegebäude. Sehr unterhaltende Bilderſammlung, eine Menge namhafter Berliner auf der großen Parade vereinigt, ein ſchon jetzt ganz geſchichtliches Bild, eine Zeit darſtellend, die nur in einigen Perſonen noch fortlebt, die meiſten ſind längſt fort, oder ganz veraltert, die Uniformen ſind andre, die Kleidertrachten. Achtzehn Jahre ſind ſeitdem verfloſſen, nur achtzehn Jahre! —

Mit Ludmilla gegen Abend in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim gefahren. Wir trafen ſie ganz allein, und waren ſehr willkommen. Sie hat in der letzten Zeit gute Fortſchritte gemacht, kann raſcher und ſicherer gehen, auch die Finger leichter bewegen. Sie wird täglich über eine Stunde magnetiſirt. Ludmilla machte den Thee, Bettina war ganz vergnügt, ja luſtig, unſre Geſpräche waren im beſten Gange. Nach einer Stunde kam Fräulein Armgart. — Noch ſpäter kam Fräulein Giſela, die im Theater geweſen war, und die Julia von Fräulein Seebach geſehen hatte. — Es wurde viel gelacht und geſcherzt, beſonders lachte Bettina mehrmals ſo recht von Herzen, daß es mir ganz wohlthat. Fräulein Armgart wollte Goethe'n anklagen, er habe kein Herz gehabt,

ich trat ſtark wieder dieſe Läſterung auf, zur Freude Bettinens. „Eine Tochter Bettinens darf das ſagen?“ — „Ja, grad eine Tochter Bettinens, mit der iſt er ſchlecht umgegangen, er hat ſie ausgeſaugt, und ſich mit ihr geſchmückt!“ — Gegen dieſen Wahn ließ in Gegenwart der Mutter ſich nichts Rechtes aufbringen. Ich vertheidigte aber Goethe's Kälte und Zurückhaltung, und ſagte, wenn er anders geweſen wäre, wie würde man ihn dann erſt tadeln! Dies mußt' ich Bettinen in leiſerem Geſpräch wiederholen und genauer angeben, ich ſagte, wenn er die leidenſchaftliche Zuneigung eines jungen Mädchens aufgenommen, benutzt, ihre Liebkoſungen erwiedert hätte .... da überraſchte ſie mich durch die leiſe, doch ſehr beſtimmt geſprochenen Worte: „Und er hat's gethan! grade das hat er gethan!“ worauf ich nun nichts weiter entgegnen durfte! Frühere Ausſagen und das ganze Buch ſagen freilich das Gegentheil, aber Bettinen ſchien es in dem Augenblick unerträglich, daß Goethe von ihrer jugendlichen Weiblichkeit nicht ſollte fortgeriſſen worden ſein, ihre Eitelkeit forderte, daß er erwärmt, angeregt, ſeiner nicht mächtig geweſen, und ſo ſagte ſie keck die Unwahrheit, die für ihn und für ſie eigentlich wenig Rühmliches, aber ihr doch eine Art Triumph brachte. — Ueber Voltaire wurde manches geſprochen, Bettina ſprach zu ſeinen Ehren gegen Armgart, die ihn angriff, ich mußte ausführlicher über ihn ſprechen, dann auch über Corneille, Racine, Moliere. — Vielfache Spöttereien über den jetzigen Großherzog von Weimar und allerlei Geſchichten, was er zu Bettinen geſagt, wie er glaube durch einen Händedruck die Leute für Weimar zu gewinnen ꝛc. —

Donnerstag, den 11. Juni 1857.

Die Zeitungen melden, daß Nebenius am 8. in Karlsruhe gestorben, er war seit einiger Zeit erblindet. Ein trefflicher Mann, dessen Andenken nicht erlöschen wird, so lang man Badens nicht vergißt. Den Ereignissen von 1848 war er freilich nicht gewachsen, aber er meinte auch nicht, daß er durchaus darin eine Rolle spielen müsse! —

Wahlbewegung in Frankreich, republikanische Kandidaten im Vorschlag, orleanische; fürerst nur wenige und schwierig durchzusetzende, aber die Sache ist wichtig als der erste Schimmer einer mit den bestehenden Gesetzen verträglichen Opposition innerhalb der Formen, die der Staatsstreich gesetzt hat. In Frankreich kann dergleichen von großen Folgen sein, mittelbar, weiterhin. Auch kann sich durch dergleichen Regungen der Tyrann genöthigt glauben, zu weiteren Gewaltthaten überzugehen, die heuchlerischen Formen selber zu zerbrechen. Schuftige Frechheit: Den Worten nach soll die Wahl frei sein, den Maßregeln nach ist alle Freiheit ausgeschlossen. Indeß, die Franzosen leben noch, und werden sich schon wieder helfen, sie haben den alten Napoleon, die Bourbons und den Louis Philippe überstanden, das will viel sagen! —

In Berlin große Gleichgültigkeit der Wähler! Zur Wahl eines Stadtverordneten fand sich nur ein Siebtheil der Berechtigten ein! Natürlich, wie die Freiheit fehlt auch der Eifer! Daß aber die Freiheit nur im Schein vorhanden, daß Verwaltung und Polizei alles thun was ihnen beliebt, das fühlt jederman. —

Das Appellationsgericht hat das in erster Instanz freisprechende Urtheil für Goedsche und Lindenberg vernichtet, und beide verurtheilt, erstern zu Gefängniß, letztern zu Geldstrafe, wegen Beleidigung des Polizeidirektors Stieber. Die Kreuzzeitung wehklagt ob ihrer beiden Lieblinge, hofft aber auf das Obertribunal. —

In der Hasenhaide bekam ein wachtstehender Dragoner Streit mit einem Manne, der einer Weisung nicht folgen wollte, andre Leute kamen dazu, der Dragoner wurde angegriffen, hieb mit dem Säbel um sich herum, verwundete einen Mann, es kam Hülfe und die Leute zerstoben. Seit dem Belagerungszustande das erste Beispiel, daß das Volk die Wachtposten wieder nicht scheut, mit dem Militair im Dienst sich in Kampf einläßt! —

Freitag, den 12. Juni 1857.

Nachmittags Besuch von Herrn Luigi Bossi. Von italiänischen Zuständen, litterarischen Verhältnissen. Ueber Reumont's augendienerische Arbeit über Galilei, seine Zurechtmachung der Geschichte nach den Wünschen der Mächtigen ꝛc. Bossi behauptet, Reumont kenne Italien doch nicht recht, trotz seines zwanzigjährigen Aufenthalts, — oder wolle es nicht kennen, sage ich. —

Das Kammergericht hat gegen die Polizeibehörde entschieden, daß sie jederzeit, bei Tag und Nacht, die Pflichtexemplare der Zeitungen anzunehmen, und den Empfang zu bescheinigen habe, die wirkliche Ausgabe der Zeitungen nach Hinterlegung des Pflichtexemplars könne ungehindert erfolgen. —

Die Zeitungen melden, daß Humboldt nun das Großkreuz der Ehrenlegion bekommen hat. So ist der Mißgriff des Prinzen Napoleon und Walewski's wieder gutgemacht. —

Sonnabend, den 13. Juni 1857.

Nachmittags in meinen Papieren viel gearbeitet; freilich nur eine Art Flickwerk, aber eben ſo nöthig als mühſam. Mannigfache Gedanken über unſre Litteratur, die an den traurigſten Gebrechen leidet, alles iſt vereinzelt, der Zeit wie dem Raume nach, an Geſammtwirkung iſt nicht zu denken. Der Werth der Hervorbringungen ſteht für ſich, wir haben ſo Schönes und Hohes, wie irgend eine Nation, davon iſt keine Rede; aber wie verhält es ſich zur Nation, wie wirkt es in ihr? alles nur einſam, abgeſondert, ohne gleichzeitiges Zünden, ohne tauſendſtimmigen Wiederhall. Ganze Geſchlechter gehen hin, und man weiß nicht, welchen Antheil ſie hatten an dem Geiſte der Zeit, an der Bildung und Leidenſchaft, die ſich in ihr ausſprachen; bisweilen kommt es mir vor, als wäre die Litteratur für die Wirklichkeit des Lebens nur wie ein Traum, den man mit hinnimmt in den Tag, aber weiter eben nichts daraus macht. Die Nation für ihr eignes Leben aufmerkſamer, empfänglicher zu machen, iſt eine wichtige Aufgabe; die Richtung iſt auch erkannt, iſt angenommen, aber wie gering ſind die Fortſchritte! In manchem Betracht ſcheinen wir ſogar zurückgegangen, und mehr auseinander, als zu der Zeit, wo es noch keine Eiſenbahnen, Schnellpoſten und Schnellpreſſen gab. —

Sonntag, den 14. Juni 1857.

Nachrichten aus Kopenhagen laſſen erwarten, daß die däniſche Regierung das Anſinnen Oeſterreichs und Preußens in Betreff Holſteins und Lauenburgs zurückweiſen werde. Man ſchimpft in Kopenhagen heftig auf die deutſchen Mächte, und in der That haben dieſe es reichlich verdient, nicht ſowohl im Sinne der Dänen, als in dem der Deutſchen ſelbſt. Die

Regierungen haben die größte Schwäche, Unsicherheit und Schwankung, ja wahre Verrätherei in dieser Sache gezeigt, von Anfang an. Auch jetzt wieder ist es nicht die deutsche Sache, das Leiden der deutschen Länder, welches die Schritte der Mächte veranlaßt, sondern die demokratisch-revolutionaire Parthei in der dänischen Regierung möchte man niederwerfen, wenigstens ihre Handlungen hemmen. Die Dänen merken das sehr gut, und werfen uns Falschheit und Eigensucht vor. Nun wird das Ganze doch zur Klage beim Bundestag gebracht werden. Wie längst hätte das geschehen sollen! Und wie langwierig und erbärmlich wird das Verfahren sein! —

Dienstag, den 16. Juni 1857.

Geschrieben; Quälereien für fremde Angelegenheiten, Rathschläge, Vorschriften. Die Schriftsteller und Rechtsgelehrten wissen oft nicht wie sie ihre Sachen stellen sollen, wie übel dran sind die Leute geringen Standes! Dazu kommt, daß das Leben immer verwickelter, immer belasteter wird. Es verdiente eine gründliche Schilderung, wie anders vor fünfzig, sechzig Jahren das Leben in Berlin war, als jetzt, in gewerblicher, polizeilicher, militairischer Hinsicht; wie viele Gesetze gab es damals noch nicht, innerhalb deren jetzt das Leben sich bewegen muß! —

Die Antwort aus Kopenhagen ist schon erfolgt, man sagt es Oesterreich und Preußen grade heraus, sie hätten sich um die dänische Sache nicht zu kümmern. Die Stimmung ist aber am gereiztesten gegen Preußen, das allerdings in der schleswig-holstein'schen Sache sehr verschiedene Rollen gespielt hat. Und was wird es jetzt für eine spielen? niemand erwartet eine ernste, kraftvolle. —

Spottlied auf den Verlust Neuchatels, abschriftlich in

Umlauf, und in der Schweiz auch gedruckt — man meint aber, das werde nur vorgegeben, um die hiesige geheime Presse zu verbergen. —

Ein Handwerker hat in einer Bierschenke sich über den König lustig gemacht, und ihm verschiedene Schmähnamen beigelegt. Er wurde verhaftet, aber die Polizei ließ ihn laufen, weil sie jetzt von dergleichen keinen Lärm gemacht wissen will. „Kommt so was zur Kenntniß des Königs, so kann es ihm die ganze Brunnenkur verderben, und er dankt der Polizei nicht die Bestrafung, sondern verlangt von ihr die Verhinderung solcher Frevel."

In Belgien ist die Ständeversammlung vertagt, das Ministerium beibehalten; der König hat eine Erklärung ergehen lassen, in der er verlangt und erwartet, daß die (kirchlich-katholische) Mehrheit die Berathung des Wohlthätigkeitsgesetzes eingestellt sein lasse. Die Ultra's schreien darüber, erklären es für ein trauriges Beispiel von Schwäche, von Fügsamkeit einem Straßenunfug gegenüber. Unsre Ultra's haben sich aber auch solchem gefügt. Barrikaden, Revolution haben gleich den Staatsstreichen ihren Schauplatz auf den Straßen, und die Großmäuler der Kreuzzeitung würden gleich verstummen, wenn es wieder einmal Ernst würde, und dieser in die Dessauer Straße rückte. — Uebrigens machen die belgischen Vorgänge in allen katholischen Ländern großen Eindruck, man erkennt die Herrschsucht, die Gewaltsanmaßung, den Uebermuth der Kirche, und erschrickt über die Gefahren, in denen alle Freiheit schwebt. In der That, die Fortschritte der Hierarchie in allen Ländern sind ungeheuer, und besonders auch in Preußen, wo überall die Jesuiten Fuß fassen und Anhang und Reichthum gewinnen. Aber es ist doch alles ohne Halt, der Einfluß und die Macht sind nur da, so lange man sie gelten läßt; ein revolutionairer Sturm, und alles fällt zusammen. —

Mittwoch, den 17. Juni 1857.

Die Vorgänge in Belgien werden von den Zeitungen fortwährend eifrig besprochen. Die Mäßigung und Klugheit des Königs Leopold wird nun auch in russischen Blättern lobpreisend anerkannt, was unsren Ultra's bitter schmeckt! —

Auf Rügen soll ein Kriegshafen angelegt werden, dessen Kosten vorläufig zu acht Millionen Thalern veranschlagt sind. Wahre Tollheit! Und nach dem eben erlebten Beispiele, wie vergeblich Rußland sein Sebastopol und seine Flotten hatte! —

Der Dombau in Berlin wird auch wieder aufgenommen, doch sollen die Kosten nicht auf dem Staatsbudget figuriren. Meint man, sie durch Beiträge der Frömmler aufzubringen? — Nutzlose Unternehmungen und traurige Verschwendungen überall wo man nur hinblickt! Zum Herbst wird man in allem Ernst wieder an neue Steuern denken. — .

Unsre Akademie der Wissenschaften soll eine neue Organisation erhalten; man will die Theologie hineinbringen! Der Plan ist noch sehr geheim, und die ihn betreibende Parthei sucht nur erst in aller Stille den König dafür zu gewinnen. Einer unsrer Pfaffen hat den Rath ertheilt, man solle noch warten, bis Humboldt nicht mehr da ist! — Meines Erachtens wird aus der ganzen Sache nichts, sie ist allzu arg, und Muth und Geschicklichkeit fehlen, die solchen Unsinn ausführen könnten! —

Abends mit Ludmilla in den Thiergarten zu Frau Bettina von Arnim gegangen. Wir fanden sie minder gut, als das letztemal; sie war Nachmittags im Zimmer über ihr Kleid gestolpert und hingefallen, und zwar unverletzt gleich wieder aufgestanden, schien aber doch von der Erschütterung zu leiden. —

Donnerstag, den 18. Juni 1857.

Der General von Selasinsky hat zur Feier des heutigen Jahrestages der Schlacht von Kollin einen Plan und eine Schilderung dieser Schlacht in der Spener'schen Zeitung mitgetheilt, beides ziemlich schlecht, der Vortrag ist dürftig und farblos, man hört den Unteroffizier heraus, der seinen Dienstbericht erstattet. Wer so genau sein will, sollte auch nicht die Verse, welche Friedrich der Große an Voltaire gerichtet hat, für an d'Argens gerichtete ausgeben. Pfuel pflegte dergleichen Generale, wie Selasinsky, Reiche ꝛc. mit dem sprechenden Beiworte „Kommiß" zu bezeichnen; an ihrer Stelle mögen sie ganz gut sein, wenn sie aber in ein höheres Gebiet übersteigen wollen, wird gleich klar, daß ihnen dazu die Berechtigung fehlt. —

„Goethe im Recht gegen Newton. Von F. Grävell. Berlin, 1857." Hier tritt ein rüstiger Kämpfer für die Goethe'sche Farbenlehre auf, angeregt von Schopenhauer. Er geht mit der Sprache dreist heraus, und greift den alten Glauben und dessen Pfaffen recht ordentlich an. Die Schreibart gefällt mir doch nicht. —

Erzählungen aus den Provinzen, besonders aus Pommern, man klagt bitter über den Behördendruck der dort ausgeübt wird, über die dreisten Uebergriffe der Polizei und besonders auch der Geistlichkeit. Eine Menge lästiger Vorschriften werden gegeben, von denen man in der Hauptstadt nichts weiß, alle Lebensthätigkeit wird enger und enger umschränkt. Die Preßfreiheit ist nur scheinbar, alles ist gemaßregelt oder eingeschüchtert. Die Prediger nehmen weltliche Maßregeln zu Hülfe, um ihre Kirchen zu füllen, es gelingt ihnen aber nicht. Im Volke, bis zu den höheren Ständen hinauf, herrscht ein unbeugsamer Trotz, ein innerer Hohn voll Verachtung, und wenn die Gelegenheit kommt, können heftige Ausbrüche erfolgen. —

Freitag, den 19. Juni 1857.

Die Zeitungen melden, daß Bakunin von Schlüſſelburg nach Twer zu ſeinen Verwandten entlaſſen wird, um fürerſt ſeine Geſundheit herzuſtellen — er ſoll beſonders an den Augen leiden —, ſpäterhin aber ſeinen Aufenthalt im ſüdlichen Sibirien haben ſoll, wo er innerhalb eines großen Stadtbezirkes völlig frei ſein würde. — Unſre Blätter regen auf's neue, doch ganz vergeblich, das Verkünden einer preußiſchen Amneſtie an. Der Miniſter von Manteuffel ſoll vor kurzem geäußert haben, dieſe ſei nur bei einem Regierungswechſel zu erwarten. —

Brief von Humboldt, ſehr verbindlich für Ludmilla und mich in Betreff meines Bildniſſes und ſeiner Unterſchrift. Herr Richard Zeune hat es ihm zugeſtellt, er aber ſcheint zu glauben, daß es von mir komme. —

Die Stadt iſt ungewöhnlich lebhaft durch die Theilnehmer am Wettrennen der Pferde und durch die ſchon eintreffenden Beſucher des nahen Wollmarkts. Alle Edelleute und Pächter der Mark ſtrömen herbei, Kaufleute aus England, Hamburg ꝛc. —

Sonntag, den 21. Juni 1857.

Louis Bonaparte will ſich in den Streit Deutſchlands mit Dänemark als Vermittler oder Schiedsrichter einmiſchen, und ihn als eine europäiſche Angelegenheit behandeln. Noch behaupten Oeſterreich und Preußen und mit ihnen der Bundestag, es ſei eine rein deutſche Sache, und ſie laſſe keine fremde Einmiſchung zu; noch! aber man fragt, wie lange ſie dies thatſächlich behaupten werden? man zweifelt nicht an ihrem Nachgeben, falls Bonaparte auf ſeinem Willen beſteht; läßt man aber franzöſiſche Einmiſchung zu, dann iſt es aus mit

dem politiſchen Anſehn, dann iſt die tiefſte Verachtung unausbleiblich. — Die beiden Höfe ſind ſelber auf geſpanntem Fuß; man meint, der Kaiſer von Oeſterreich werde mit dem Könige von Preußen in Töplitz zuſammen kommen, und dieſer Sache wegen. Man hofft, Bonaparte werde in ſeiner jetzigen Lage nicht zu feſt auftreten, ſondern den Höfen nachgeben. —

Montag, den 22. Juni 1857.

Nikolai Turgenieff, der viele Jahre als ruſſiſcher Flüchtling in Paris gelebt und dort ein ſcharfes Buch über Rußland veröffentlicht hat, iſt vom Kaiſer begnadigt und in ſeine Würde als Wirklicher Staatsrath und in ſeine Orden wiedereingeſetzt worden. Auch andre ruſſiſche Begnadigungen finden Statt. —

Dienstag, den 23. Juni 1857.

Geſchrieben. Bemerkungen für ein engliſches Blatt, über Schleswig-Holſtein; Oeſterreich und Preußen wollen von Dänemark nicht Berückſichtigung der Deutſchheit dieſer Länder, daran iſt ihnen wenig gelegen, aber das deutſchfeindliche Miniſterium iſt ein demokratiſch-däniſches, ſie wollen ein reaktionaires, — das iſt der Kern der Sache, den ſollte man ſtets im Auge behalten. —

In den Thiergarten gegangen, Bettinen von Arnim zu beſuchen. Sie ließ ſich grade magnetiſiren, von Herrn Hellbach. Fräulein Giſela empfing uns, nachher Fräulein Armgart, dann erſchien auch Herr Rittmeiſter von Heinichen. Vorgeſtern hat ſich der Wirth Bettinens in einem Anfall von Geiſteszerrüttung erſchoſſen, man verheimlicht es. Sie kam

nach einer halben Stunde, und sah schlimm aus, auch scheint ihr Zustand ihr höchst peinlich zu sein, und sie ist entweder ungeduldig oder niedergeschlagen. Für mich und Ludmilla zeigt sie die größte Rücksicht und Artigkeit, lacht auch und scherzt mit uns, der Geist sucht sich oben zu erhalten, aber der Verfall ist sichtbar. Unerwartet verlangte sie von mir, ich soll an Herrn Banquier von Magnus nach dem Karlsbade schreiben, er möge nun die Schritte thun, um das Geld anzuschaffen, das Denkmal sei nun schließlich fertig, und die Ausführung könne beginnen. Betroffen antwort' ich, ihre Aufträge sei ich stets bereit zu besorgen, aber hier sei vorher noch manches zu besprechen; das läßt sie gelten, nur solle es bald sein. Wir wurden sehr aufgehalten, und konnten erst um 2 weg. —

Nachmittag in sehr weicher Stimmung, bei schwermüthigen Erinnerungen, die der breite, stille Nachmittagssonnenschein so sehr begünstigt, griff ich zum Wilhelm Meister; ich nahm dasselbe Exemplar, das mir vor vierundfünfzig Jahren Madame Philippine Cohen schenkte, in das ich die An- und Beistriche von Rahel übertrug, das mich seitdem überall hin begleitet und seinen äußern Glanz verloren hat, nicht aber den innern. Ich habe keinen Ausdruck für die Wehmuth, die ich beim Lesen empfand, alle Jugendblüthen schienen wieder aufzubrechen, eine abgeschiedene Zeit sich zu erneuern. Ob heutiges Tages wohl jemand es begreifen kann, was jenes Buch uns in jener Zeit war? Ein herrlicher Blumen- und Fruchtgarten ohne gleichen, alle Schätze der Bildung, der Poesie und der Wirklichkeit, fanden wir darin, wir lebten in ihm die schönsten Tage, wir Jüngern nöthigten selbst ältere Personen theilzunehmen an diesem Zauberkreise. Und seit der langen Zeit hat das Buch nichts verloren, es rechtfertigt noch heute seine damalige Wirkung, man muß sie anerkennen, verehren. —

Mittwoch, den 24. Juni 1857.

In Schiller und Goethe geleſen. —

Nachricht von den Pariſer Wahlen; eine unerwartet große Zahl von Stimmen hat ſich für die freiſinnigen Kandidaten ergeben, in zweien Wahlbezirken haben dieſe ſogar geſiegt, das iſt mehr als man hoffte. Der öffentliche Geiſt in Frankreich lebt noch, und bietet dem ſchamloſeſten, gewaltthätigſten Despotismus Trotz. Ledru-Rollin, Louis Blanc, Laſteyrie, Cavaignac ꝛc. ſind wieder gefeierte Namen! —

Der König hat von Marienbad aus den Schluß der Neuenburger Sache dadurch verkündet, daß er die Neuenburger des ihm geleiſteten Unterthaneneids entbunden; dies geſchieht in kläglichem Weheruf, der ſich nicht gut ausnimmt. Daß das Aufgeben Neuenburgs eine perſönliche Niederlage für ihn iſt, hört ſich ſogar aus den Worten heraus, die dies verneinen ſollen. —

Fürſt von Metternich war einige Zeit in Dresden bei ſeinem Sohne, dem dortigen öſterreichiſchen Geſandten, und geht nun zum Sommeraufenthalt nach dem Johannisberg. —

Donnerstag, den 25. Juni 1857.

Ludmilla lieſt jetzt, und meiſt bei mir, die Schriften Bettina's von Arnim, die mir ſehr geſchwächt im Gedächtniſſe ſtehen, und nun, bei der Betrachtung eines zwanzigjährigen Weiterlebens mit den vielfachſten Aufſchlüſſen und Erkenntniſſen, eine ganz neue Erſcheinung werden. Die Aufmerkſamkeit Ludmilla's führt zu einer Menge von Fragen, wir vereinigen unſre Notizen und Forſchungen, und erwerben gemeinſam eine Einſicht in Bettina's Weſen und Treiben, wie wir ſie bisher nicht hatten. Es iſt eine angenehme Be-

schäftigung, äußerst ergiebig für Menschenkenntniß und Litteraturkunde. —

Die Wahlen in Frankreich erregen gewaltiges Aufsehen, und geben auch hier Anlaß zu besorglichen Gedanken. Die Franzosen geben ein Lebenszeichen, jederman fühlt was das bedeutet! —

Am 21. Juni starb in Marienbad der dem König dahin gefolgte Hofstaatssekretair Hofrath Richter. Dieser Todesfall soll den König sehr erschreckt und in unruhige Stimmung versetzt haben. Er kürzt seinen dortigen Aufenthalt um eine Woche ab; man sagt, wegen dieses Eindrucks. Andre sagen, es sei wegen des Hieherkommens der Kaiserin von Rußland, seiner Schwester. —

Freitag, den 26. Juni 1857.

Nachrichten aus Pommern, von dem Fanatiker, Superintendenten Jaspis; was der Pfaffe sich alles untersteht, weil er weiß, daß er von oben begünstigt und geschätzt ist! Diese Lumpen, von denen in guter Zeit gar nicht die Rede sein könnte, maßen sich die Polizei- und Regierungsgewalt an, wollen eine ganz äußerliche Religion, Kirchengehen, auch erzwungenes, ist ihnen Frömmigkeit. Diese Blätter haben nicht Raum, ihre bösen Streiche alle anzumerken, aber es ist eine Schande, daß Preußen in solche Unwürdigkeit fällt! —

Herr Prof. Magnus sagt mir, sein Bruder habe Bettinen nichts versprochen, er lache nur darüber, halte sie für etwas verrückt; ihre Eitelkeit sei gränzenlos. —

Fräulein von K. erzählte mir heute, vor ein paar Jahren sei sie auf der Eisenbahn zufällig in demselben Wagen gefahren, in welchem auch der Minister von Raumer und der Präsident von Gerlach saßen. Keiner von ihnen kannte sie,

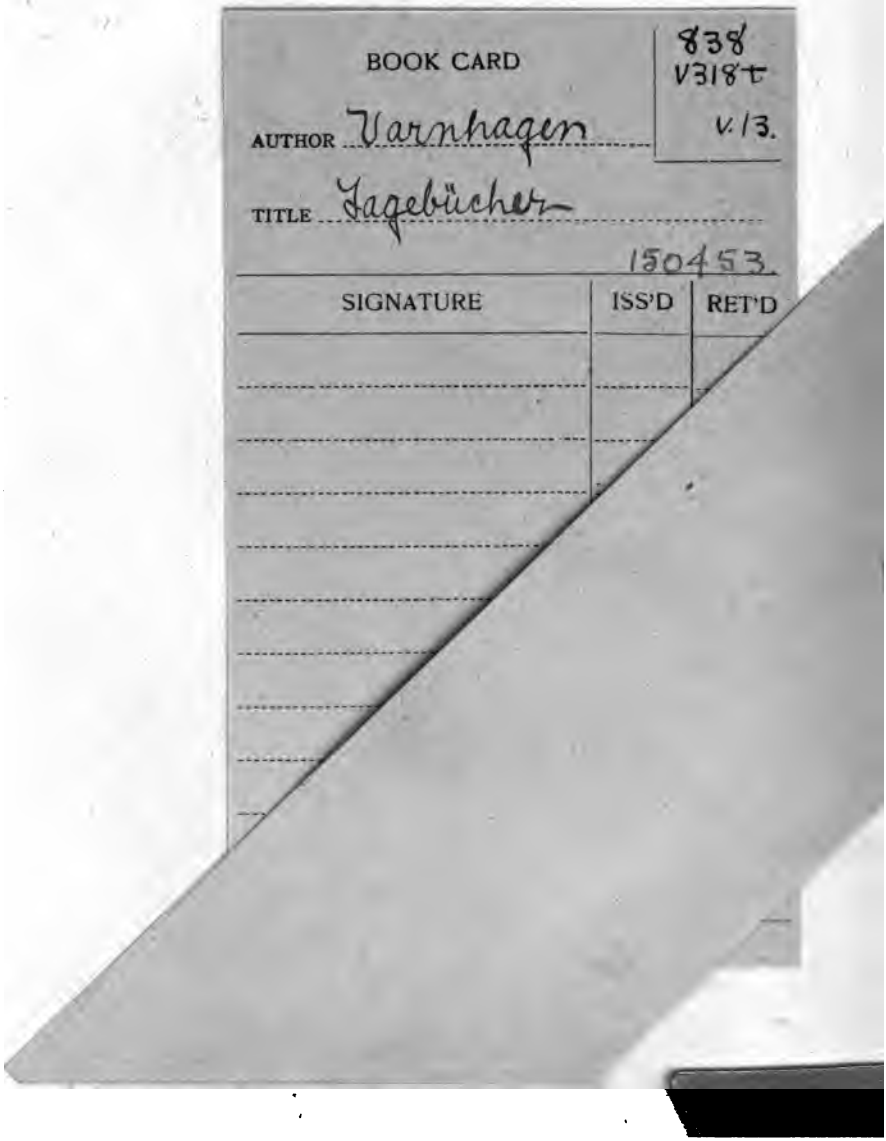
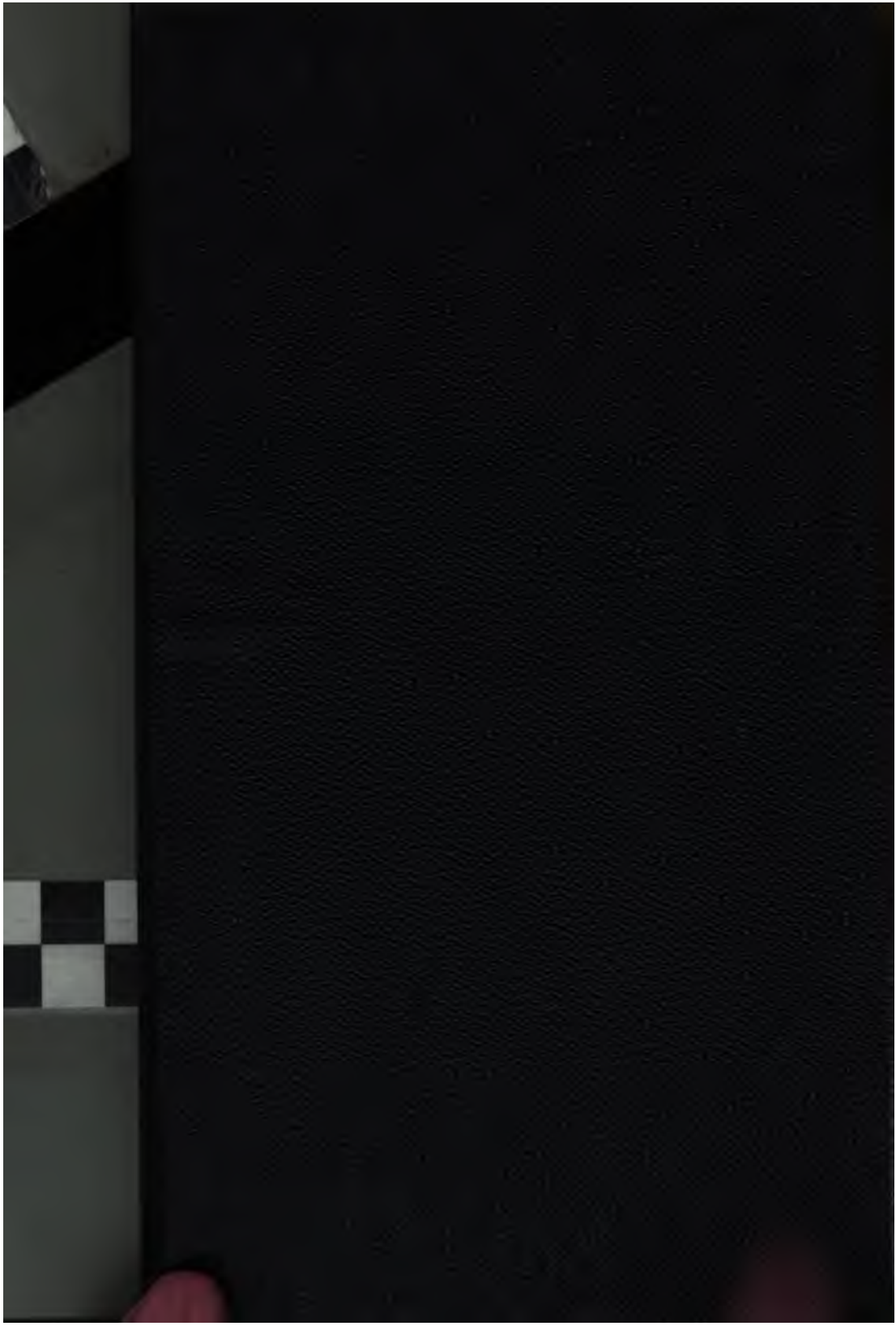
und ſie ſprachen ohne Zwang von ihren Sachen. Sie hörte ganz genau, daß Raumer fragte, ob es nicht Zeit wäre, daß man endlich auch Schleiermacher's Anſehn und Namen niederſchlüge? Gerlach aber antwortete bedauernd, o nein, das dürfe man fürerſt noch nicht! —

Sonnabend, den 27. Juni 1857.

Wichtige Nachricht vom Aufſtande der Seapoys in Oſtindien, Ermordung der Engländer in Delhi ꝛc. —

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 05063 1491

UNIV. OF MICH.
SEP 14 1906
RECEIVED

B 1,381,371